

Die Österreisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: ...

Rudolf (Crown Prince of Austria)


PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf.

Übersichtsband.

2. Abtheilung:

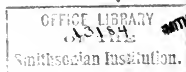
Geschichtlicher Theil.



Wien 1887.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.


OFFICE LIBRARY
13184
OF THE
Smithsonian Institution.
WITHDRAWN —
SMITHSONIAN INSTITUTION

Inhalt.

Seite

Geschichtliche Überſicht der öſterreichiſch ungariſchen Monarchie:

Ethnographiſche Einleitung, von Ferdinand Baron von Andrian-Werburg und Paul Hunfalvy 1

Geſchichtliche Überſicht, von Heinrich von Zeißberg 33

Verzeichniß der Illustrationen.

Seite

Kopfleiste von Karl Fröschl 1

Schlacht im Quadenlande — Jupiter Pluvius stärkt die verschmachtenden Römer mit erquickendem Regen — Marc Aurel nimmt die Unterwerfung der Quaden entgegen; nach dem Kupferstich-Werk des Pietro Bellori: „Die Marc Aurel-Säule in Rom", von Karl von Siegl 3

Illyrische Schriftprobe auf Bronzeblech; aus A. B. Meyers: „Gurina im Obergailthal in Kärnten", von Johann Georg Fahrenbauer 5

Details der Situla von Watsch in Krain; aus den „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien", von demselben 7

Bronzegürtelblech aus Watsch; aus den „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien", von demselben 8

Bronzeschwert aus Hallstatt; nach dem Stich von Ed. Kozelnch 10

Ansiedlung germanischer Völker; nach dem Kupferstich-Werk des Pietro Bellori: „Die Marc Aurel-Säule in Rom", von Johann Georg Fahrenbauer 11

Altlongobardische Tracht aus dem IX. Jahrhundert, den König und sein Gefolge darstellend; aus J. H. von Hefner-Alteneck: „Trachten des christlichen Mittelalters", von Josef Schönbrunner 13

Altslovenische Tracht; aus dem im Jahre 1689 erschienenen Buche des Johann Weichard Freiherrn von Valvasor, von Johann Georg Fahrenbauer 15

Uskoke; aus dem Costümwerke des Cesare Vecellio (1598) 16

Dalmatiner; aus dem Costümwerke des Cesare Vecellio (1598) 17

Siegel des Königs Přemysl Ottokar I. mit dem Bilde des heiligen Wenzel (1214); aus Fr. J. Zoubek: „Památky Archaeologické a Mistopisné" 18

Böhmisches Landrechtssiegel mit dem Bilde des heiligen Wenzel (Ende des XIII. Jahrhunderts); aus Fr. J. Zoubek: „Památky Archaeologické a Mistopisné" . 19

Aus der St. Wenzels-Legende des Bischofs Gumbold von Mantua. Der Heilige ist im Begriff, seinen Bruder Boleslav und dessen Gefolge zu bedienen; nach Bernhard Grueber: „Die Kunst des Mittelalters in Böhmen." 20

Herzog Boleslav (Chrobry) von Polen läßt den heidnischen Preußen den Leichnam des heiligen Adalbert mit Gold aufwiegen. Relief an den bronzenen Thürflügeln der Kathedrale zu Gnesen; aus Alexander Przezdziecki und Eduard Rastawiecki: „Monuments du moyen-âge et de la Renaissance dans l'ancienne Pologne", von Josef Schönbrunner 21

Seite

Avarenring von Bény bei Gran und Wallbauten bei Kéménd, von Theodor Dörre . . 25
Gefecht bei Rozgony und Attilas Kampf; nach „Marci Cronica" aus dem XIV. Jahrhundert 27
Gefecht Ladislaus' des Heiligen mit den Kumanen; nach den in der Kirche von Zsegra befindlichen Fresken zur St. Ladislaus-Legende aus dem XIV. Jahrhundert . . 29
Serbische Krieger in der zweiten Schlacht auf dem Rigómezö (Kossovo Polje); nach dem Originalbild im Kloster zu Ravanitza 31
Initial W, von Josef Schönbrunner 33
Die Habsburg auf dem Wülpelsberg an der Aar (Schweiz), von Hugo Darnaut . . 36
König Rudolf von Habsburg; nach der Copie des Grabsteins zu Speyer in der k. k. Ambrasersammlung zu Wien, von Josef Schönbrunner 38
Die Belehnungs-Urkunde vom Jahre 1282; nach dem Original im k. k. Staatsarchiv zu Wien 40
Grabdenkmal der Königin Anna, Gemalin Rudolfs von Habsburg, und ihres Söhnchens Karl im Dome zu Basel; nach einem Bild von Josef Schönbrunner 41
Königssiegel Albrechts I.; nach dem Original im k. k. Staatsarchiv zu Wien, von Karl von Siegl 42
Herzog Rudolf IV., der Stifter; nach dem Glasgemälde zu Maria-Stiegen in Wien, von Josef Schönbrunner 43
Königssiegel Albrechts II.; nach dem Original im k. k. Staatsarchiv zu Wien, von Karl von Siegl 47
Kaiser Friedrich III.; nach dem Gemälde eines unbekannten Meisters in der k. k. Ambrasersammlung zu Wien, von Josef Schönbrunner 53
Maria von Burgund, nach dem Gemälde eines unbekannten Meisters in der k. k. Ambrasersammlung zu Wien, von demselben 55
Kaiser Maximilian I., wie er schießen lernt; nach dem Holzschnitt von Burgkmair 57
Kaiser Maximilian I.; nach einer Handzeichnung von Albrecht Dürer in der „Albertina" zu Wien, von Josef Schönbrunner 61
Initial D, von demselben 64
Kaiser Karl V.; nach Lenbachs Copie des Tizian'schen Gemäldes in der Graf Schack'schen Galerie zu München, von Alfred von Schrötter 65
Kaiser Ferdinand I.; nach dem Stich von Barthelemy Beham, von Julius Berger . . 67
Graf Nikolaus Salms Tumbadeckel; nach dem Grabmal in der Votivkirche zu Wien, von Josef Schönbrunner 71
Medaille mit den Bildnissen Karl V. und Ferdinand I.; nach dem Original im k. k. Münz- und Antiken-Kabinet zu Wien, von Karl von Siegl 75
Medaille mit den Bildnissen Karl V., Ferdinand I., Maximilian II. und Maria; nach dem Original im k. k. Münz- und Antiken-Kabinet zu Wien, von demselben . . . 79
Medaille mit dem Bildniß Kaisers Maximilian II.; nach dem Original im k. k. Münz- und Antiken-Kabinet zu Wien, von demselben 81

Seite

Kaiser Rudolf II.; nach der Bronzebüste in der k. k. Ambraserſammlung zu Wien, von demſelben 85
Der Prunkhelm Rudolfs II.; nach dem Original im k. k. Arſenal zu Wien, von Hugo Charlemont 87
Kaiser Matthias; nach dem Bild von P. Soutman (Stich von P. van Sompel 1644), von Karl Propſt 91
Melchior Khleſel; nach dem Stich von Ägidius Sadeler (1615) 93
Öſterreichiſche Hauskleinodien aus der Zeit des Kaiſers Matthias; nach den Originalen in der k. k. Schatzkammer zu Wien, von Hugo Charlemont 95
Kaiser Ferdinand II.; mit Benützung eines gleichzeitigen Stiches, von Julius Berger . 97
Medaille auf das Jahr 1620; nach dem Original im k. k. Münz- und Antiken-Kabinet zu Wien, von Karl von Siegl 103
Albrecht von Wallenſtein; nach dem Bild von A. van Dyck (Stich von Peter von Jode), von Julius Berger 105
Das Horoſkop Wallenſteins; nach dem Original in der k. k. Schatzkammer zu Wien, von Hugo Charlemont 109
Fürſt Hans Ulrich Eggenberg; nach einem Gemälde im Beſitze des regierenden Fürſten Johann Liechtenſtein, von Wilhelm Hecht 111
König Ferdinand (III.) von Ungarn vereinigt ſich am 2. September 1634 mit dem Infanten Karl Ferdinand bei Nördlingen; nach dem Gemälde von Peter Paul Rubens in der k. k. Gemäldegalerie zu Wien 113
Die Rückkehr des Friedens; nach dem Gemälde von Theodor van Thulden in der k. k. Gemäldegalerie zu Wien 115
Initial R, von Joſef Schönbrunner 117
Fürſt Wenzel Lobkowitz; nach dem Stich von Philipp Kilian 121
Kaiser Leopold I.; mit Benützung gleichzeitiger Stiche, von Wilhelm Hecht 123
Graf Ernſt Rüdiger Starhemberg; nach dem Stich von N. Viſſcher 127
Herzog Karl V. von Lothringen; nach dem Stich von A. Blooteling, von Julius Berger 129
Medaille auf die „Heilige Liga" von 1684; nach dem Original im k. k. Münz- und Antiken-Kabinet zu Wien, von Karl von Siegl 131
Markgraf Ludwig von Baden; nach dem Schwarzkunſtblatt von E. C. Heiß 133
Prinz Eugen von Savoyen; nach dem Bilde von Jacques van Schuppen (Stich von B. Picard), von Sigmund L'Allemand 139
Kaiser Joſef I.; nach dem Stich von Peter von Gunſt 145
Kaiser Karl VI.; nach dem Stich von J. J. Sedelmayr, von Sigmund L'Allemand . 149
Initial D, von Joſef Schönbrunner 155
Palatin Johann Pálffy; nach der Photographie eines gleichzeitigen Gemäldes, von Wilhelm Hecht 157
Franz I., Stefan (von Lothringen), deutſcher Kaiſer, Gemal der Kaiſerin Maria Thereſia; nach dem Stich von Andreas und Joſef Schmutzer 161
Kaiſerin Maria Thereſia; mit Benützung gleichzeitiger Bilder, von Julius Berger . . 163

Seite

Freiherr Gerhard van Swieten; nach der Zeichnung von August von St. Aubin (Stich von N. Pruneau 1771) 167
Staatssecretär Freiherr Johann Christof von Bartenstein; nach der Photographie eines gleichzeitigen Gemäldes 169
Fürst Wenzel Anton Kaunitz; nach dem Gemälde von J. Steiner (Stich von Josef Schmutzer), von Sigmund L'Allemand 171
Graf Leopold Daun; mit Benützung der Stiche von Johann Martin Bernigeroth (1759) und Johann Gottfried Haid (1760), von demselben 173
Kaiserin Maria Theresia als Witwe; nach dem Gemälde von Anton Maron in der k. k. Gemäldegalerie zu Wien 177
Medaille auf den Frieden von Teschen; nach dem Original im k. k. Münz- und Antiken-Kabinet zu Wien, von Karl von Siegl 178
Facsimile einer Handschrift der Kaiserin Maria Theresia; Original im Archiv der „Albertina" zu Wien 179
Feldmarschall Graf Moriz von Lacy; nach dem Schwarzkunstblatt von J. Clerck . . . 183
Relief vom Zauner'schen Kaiser Josef-Denkmal in Wien: der Kaiser als Förderer des Ackerbaues, von Gustav Frank 189
Medaille zur Erinnerung an das Toleranzpatent; nach dem Original im k. k. Münz- und Antiken-Kabinet zu Wien, von Karl von Siegl 193
Kaiser Josef II.; nach dem Gemälde von Anton Maron in der k. k. Gemäldegalerie zu Wien, von Sigmund L'Allemand 195
Facsimile einer Handschrift Kaiser Josef II.; nach dem Original im k. k. Staatsarchiv zu Wien 199
Freiherr Ernst Gideon von Laudon; mit Benützung gleichzeitiger Bilder, von Sigmund L'Allemand 203
Die Hauptfigur des Zauner'schen Kaiser Josef-Denkmals in Wien, von Gustav Frank . 207
Kaiser Leopold II.; nach dem Bild von Kreutzinger (Stich von J. Clerck 1790) . . . 209
Kaiser Leopold II. im Kreise seiner Familie bei der Ankunft beider sizilianischen Majestäten in Wien im Jahre 1791; nach dem Stich von Jakob Adam 213
Initial M, von Josef Schönbrunner 215
Freiherr Franz Maria von Thugut; nach einer Zeichnung im Besitze der Fürstin Alexandrine Dietrichstein-Mensdorff 217
Erzherzog Karl; nach dem Bilde von Josef Kriehuber (Stich von Th. Benedetti), von Sigmund L'Allemand 221
Kaiser Franz I.; nach den Bildern von Fr. Amerling (Stiche von Th. Benedetti), von demselben 225
Graf Johann Philipp Stadion; nach dem Bild von Johann Ender (gezeichnet von Peter Fendi, gestochen von Fr. Fleischmann) 229
Der Löwe von Aspern, von Gustav Frank 231
Fürst Clemens Wenzel Lothar Metternich; nach dem Bild von Thomas Lawrence (Lithographie von Prinzhofer und Bauer), von Sigmund L'Allemand 233

Seite

Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg; nach dem Stich von J. G. Mansfeld, von demselben 235

Die Schlacht bei Leipzig: Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg bringt den drei verbündeten Monarchen die Siegesbotschaft; nach dem Bild von Peter Krafft (Stich von J. Scott) 237

Der Wiener Congreß; nach dem Stich von J. Isabey 239

Kaiser Franz I. ertheilt allgemeine Audienz; nach dem Gemälde von Peter Krafft (1837) im Besitze des Herrn Erzherzogs Karl Ludwig, von Jakob Groh 243

Kaiser Ferdinand I.; nach dem Stich von Th. Benedetti, von Sigmund L'Allemand . 245

Feldmarschall Graf Josef Radetzky; nach dem Pastellbild von Georg Decker, von Wilhelm Hecht 251

Vice-Admiral Freiherr Wilhelm von Tegetthoff; nach dem Pastellbild von Georg Decker, von demselben 253

Kaiser Franz Joseph I., von demselben 255

Schlußvignette, von Hugo Charlemont 256

Berichtigung.

Seite 100, 18. Zeile von oben statt 1620, richtig: 1619.



Geschichtliche Übersicht der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Ethnographische Einleitung.

Die Eigenart der verschiedenen ethnischen Individuen höherer Ordnung, welche wir Nationalitäten nennen, wird heutzutage mit Vorliebe auf die Abstammung zurückgeführt. Allein abgesehen davon, daß es eine sehr schwierige Aufgabe ist, ein einigermaßen höher entwickeltes Volk mit einem reinen Stammbaum aufzufinden, lehrt uns die directe Beobachtung, daß die geschichtlichen Daseinskämpfe, der Wettkampf mit anderen Volksgruppen in weit höherem Grade für die psychologischen Eigenthümlichkeiten der Nationalitäten maßgebend sind. Wir haben es hier ausnahmslos mit Mischformen zu thun, welche mit Hilfe der

staatlichen Organisation festen Bestand gewonnen haben, wobei die verschiedenen Bestandtheile derselben unter der Einwirkung politischer, cultureller und socialer Zusammengehörigkeit allmälig mehr oder minder miteinander verschmolzen.

Daß die physische Beschaffenheit der Wohngebiete den Verlauf dieses geschichtlichen Processes wesentlich beeinflußt, ist unzweifelhaft. Die geographischen Verhältnisse bestimmen in erster Linie den Wettkampf mit den Nachbarn, sowie die Art und den Grad der Beeinflussung einer Volksgruppe durch die anderen Gruppen. Auch die übrigen Naturbedingungen innerhalb eines gegebenen Erdraumes nöthigen die Bevölkerungen zur Anpassung und drücken ihnen einen eigenthümlichen Localcharakter auf, der oft nahverwandte Volksgruppen in ihrem allgemeinen Habitus sehr merklich differenzirt. Durch die physischen Verhältnisse kann die Verschmelzung von verschiedenartigen Völkern innerhalb eines Staates wesentlich verzögert oder beschleunigt werden.

So bilden die Mannigfaltigkeit der Oberflächengestaltung des österreichischen Staatengebietes, die Hochgebirgsnatur eines Theiles desselben schon an und für sich schwerwiegende Hindernisse gegen die Ausbildung eines einheitlichen Volksthums. Der geographische Zusammenhang mit dem Osten brachte unseren Gebieten die verschiedenartigsten Völkersplitter und schwere Kämpfe aller Art, welche die Culturarbeit gar oft unterbrochen haben. Auch den Gegensatz der Klimate dürfen wir als einen Umstand bezeichnen, welcher das Übergreifen der nördlichen Bevölkerungen nach Süden und damit eine nachhaltige ethnographische Verschmelzung von Nord und Süd wenigstens sehr erschwert, wenn nicht verhindert hat.

Natur und Geschichte sind die beiden gleichwerthigen Factoren, welche die ethnographische Mannigfaltigkeit unserer Monarchie bedingten. Aus dem unabänderlichen Walten der diese beiden Factoren beherrschenden Gesetze ergab sich für Österreich-Ungarn eine sociale Entwicklung, welche von jener der übrigen Staaten Europas vielfach abweicht.

Vom ethnographischen und socialpolitischen Standpunkte aus wird man diesen Zustand der Dinge kaum bedauern können. Wir erblicken in dem Wettkampfe geistig ebenbürtiger Nationalitäten ein untrügliches Anzeichen lebendiger Thätigkeit im Gesammtorganismus und die sicherste Gewähr gegen die Erschlaffung, welcher vollkommen assimilirte, wenn auch noch so hochstehende Nationen so leicht verfallen. In dem unverfälschten Volksthume unserer Nationalitäten ruht nicht blos ein reicher Schatz von Idealismus und von nachhaltiger Kraft, sondern auch eine Vielseitigkeit der Begabung, welche die erfolgreiche Lösung der der österreichischen Monarchie im geschichtlichen Wettkampfe zufallenden Aufgaben verbürgt.

Versuchen wir nun einen ganz summarischen Überblick über die Entwicklung der Völkerverhältnisse auf dem Boden der österreichischen Länder zu gewinnen.

Die ethnographische Stellung der Völkerschichten aus der Steinzeit, welche, wie später gezeigt werden wird, zahlreiche und unzweideutige Spuren ihrer Anwesenheit in Cisleithanien zurückgelassen haben, ist dermalen noch in tiefes Dunkel gehüllt. Wir vermögen weder die Verbreitungsgebiete derselben, noch die Anzahl jener Schichten überhaupt anzugeben.

Von den historisch beglaubigten Bevölkerungen des südlichen Theiles unseres Gebietes sind die ältesten die Zweige der illyrischen Völkerfamilie. Sie bewohnten Dalmatien, Istrien, Pannonien, wahrscheinlich den größten Theil von Italien, die westliche Hälfte der Balkanhalbinsel. Wie weit die Westillyrier in das Alpengebiet hineingereicht haben, ist heute noch eine offene Frage.

Bei den engen, durch die Thäler der Drau und Save gegebenen Wechselbeziehungen in Steiermark müssen wir jedenfalls auch für gewisse prähistorische Epochen ein Über-



Schlacht im Quadenlande.

greifen von illyrischen, mit den Pannoniern stammverwandten Völkern in das Alpengebiet annehmen, umsomehr als deren einstige Anwesenheit an der Südgrenze desselben durch positive Angaben der alten Schriftsteller sichergestellt ist. So wurde seit längerer Zeit jene primitive Culturschichte, welche durch die Funde des Laibacher Moores repräsentirt wird, auf eine illyrische Bevölkerung zurückgeführt. Eine höhere Cultur als die der Laibacher Pfahlbauten wurde wohl den illyrischen Küstenbevölkerungen und den Inselbewohnern zugestanden, bei welchen schon hellenische Einflüsse wirksam waren, wenn auch verhältnißmäßig spät eigentliche hellenische Niederlassungen an diesen Gestaden nachgewiesen werden können.

Es ist jedoch durch die neueren Forschungen wahrscheinlich geworden, daß auch die Illyrier des Binnenlandes, speciell unserer Ostalpen, eine weit höhere Cultur besaßen, als früher angenommen wurde. Der ältere Theil der einheimischen Bronze-Industrie der Alpen wird ihnen vielleicht ganz zufallen. Die Schriftzeichen auf den Bronzeblechen, welche von Krain bis nach Padua und Este reichen, sowie die berühmte Felseninschrift von

Würmlach im Gailthale gehören nach Pauli einer indogermanischen Sprache an, und zwar vermuthlich dem illyrischen Zweige derselben. Der geographische Zusammenhang dieser Funde führt uns direct bis an die Veneter, welche Herodot ein illyrisches Volk nennt. Die hellenischen Anklänge in der älteren Bronze-Industrie der Alpen würden sich dadurch ungezwungen erklären lassen.

In den Westalpen stoßen wir auf die Rhätier, über deren Abstammung ebenfalls verschiedene Ansichten aufgestellt wurden. Strabo, Livius und Plinius bezeichnen dieselben einstimmig als Verwandte der Etrusker. Allerdings scheint sich dies nur auf einen Kreis von kleinen Völkerschaften zu beziehen, welche im Tessin, im Etschthale und einigen nördlichen Nebenthälern des Po saßen. Jedenfalls gehörten die Euganeer dazu, welche jedoch bereits im grauen Alterthum von Este vertrieben waren und daher für die Deutung der oben erwähnten Inschriften wohl kaum mehr in Betracht kommen. Verona, Mantua, Triest waren nach Plinius Städte der Tusken und ihre Abkömmlinge die Rhätier. Ob die von den Alten erwähnten rhätischen Völkerschaften Nordtirols ebenfalls Elemente der etruskischen Völkerfamilie enthalten, ist noch nicht aufgeklärt.

In der Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. beginnen jene gewaltigen Bewegungen, welche die Bojer nach Baiern und Böhmen, die Tektosagen ins südliche Mähren, die Taurisker in die Karpathen, die Vindelicier nach Schwaben und Oberbaiern, die Helveter in die Westalpen, die Noriker in die Ostalpen, die Carner nach Krain und Friaul bis Aquileja und Triest trieben. Die Senonen, Bojen, Lingonen u. s. w. breiteten sich über die ganze Po-Ebene aus und reichten im Süden bis Ancona. Im IV. Jahrhundert setzten sich die Skordisker in Macedonien und Illyrien fest.

Sämmtliche hier aufgezählte Völker gehören der großen keltischen Familie an. Über die ethnographische Stellung derselben, eine der großen Streitfragen der heutigen Wissenschaft, soll hier keine Erörterung angeregt werden. Jedenfalls faßten die classischen Schriftsteller die Nationalität jener Völker als eine einheitliche auf. Die enge Verwandtschaft sämmtlicher Keltenstämme bis zum äußersten Osten hin wird durch die Ähnlichkeit ihrer Sprachen bekräftigt, welche die Beobachter immer hervorhoben. Trotz des spärlichen Materials bestätigen dies auch die neueren Forschungen.

Die Kelten drängten sich zwischen die Illyrier oder die andern von ihnen vorgefundenen Bevölkerungen. Sie überlagerten dieselben und verschmolzen theilweise mit ihnen. Derartige keltische Mischvölker sind nachweislich die Japyden und wahrscheinlich die Rhätier.

Abweichend von manchen früheren Vorstellungen müssen wir an der Hand der prähistorischen Funde so wie den Galliern und Römern auch den Norikern, Rhätiern und Bojern eine bedeutende eigenthümliche Cultur zusprechen, deren vergleichendes Studium gegenwärtig viele Fachmänner des In- und Auslandes beschäftigt.

Weniger entwickelt scheint die politische Organisation der Alpenkelten gewesen zu sein. Am häufigsten finden wir bei ihnen mehr oder minder lose mit einander verbundene Gaugenossenschaften. Wenn diese letzteren auch mehrfach zur Bildung von Stammeskönigreichen fortgeschritten sind, so weisen sie doch lange nicht die Festigkeit und Widerstandskraft auf wie z. B. die Staaten der Dacier und sogar jene der Illyrier.



Illyrische Schriftprobe auf Bronzeblech.

Eingekeilt zwischen das in rascher Expansion begriffene römische Reich und zwischen die tapferen Scharen der Germanen, verloren die Kelten nach harten Kriegen im Laufe des letzten Jahrhunderts v. Chr. ihre herrschende Stellung und theilweise auch ihre Wohngebiete. Die blutigen Kriege, welche Rom durch mehr als zwei Jahrhunderte auf der Balkanhalbinsel führte, endigten mit einer Niederwerfung der Skordisker und einer Vernichtung der illyrischen Kelten. Durch germanische Völker wurden dieselben in Süd- und Mitteldeutschland, an der oberen und mittleren Donau, in Böhmen geschlagen, zersprengt und unterjocht. 15 v. Chr. werden Rhätien, Vindelicien und Noricum durch Drusus und Tiberius dem römischen Reiche einverleibt.

Trotz der höheren Culturstellung, welche offenbar die Kelten gegenüber den Germanen einnahmen, vollzog sich der bei der Berührung beider Völkerfamilien eingeleitete Assimilationsproceß verhältnißmäßig rasch zu Gunsten der siegreichen Germanen sowohl in Süddeutschland, als auch in Böhmen. Doch kennt noch Tacitus zahlreiche keltische Volkssplitter mit ihren Namen und noch bis in die Zeit Attilas trifft man ihre Spuren in den von ihnen einst beherrschten Gebieten.

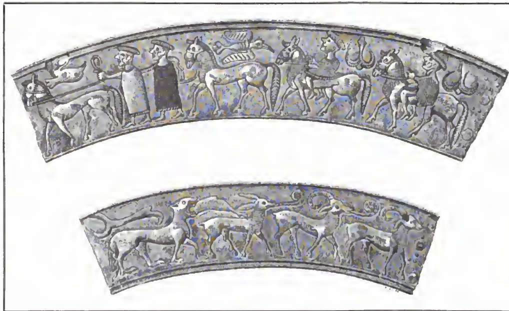
Etwas günstiger gestaltete sich die nationale Existenz der dem Römerreiche einverleibten Kelten. Allerdings scheuten die Römer gegenüber widerspänstigen Völkern nicht vor gewaltsamen Maßregeln zurück, wie dies die Rhätier, die Salasser, die Pannonier zur Genüge erfahren mußten. Auch waren die Einführung der lateinischen Sprache als Amtssprache, eine ausgiebige Verwendung der einheimischen Bevölkerung zum Kriegsdienste selbstverständliche Folgen der Einfügung neuer Länder in das römische Reich. Dies galt auch für die keltischen Gebiete. Allein die alte administrative, sociale und religiöse Organisation, welche Rom daselbst vorgefunden hatte, blieb unangetastet und fand staatliche Anerkennung durch die ganze römische Epoche hindurch. War somit auch eine nationale Weiterentwicklung des Keltenthums durch die römische Eroberung abgeschnitten, so blieb dessen ethnologische Besonderheit unter römischem Schutze noch auf lange Zeit hinaus gewahrt.

In dem römischen Weltreiche, dessen Kräfte nach allen Richtungen in Anspruch genommen wurden, war die assimilirende Einwirkung der römischen Nationalität höchst ungleich. Wo keine strategischen Linien oder sonst natürliche, eine Ausbeutung lohnende Vortheile vorhanden waren, scheint die Romanisirung nur langsam vorgedrungen zu sein. So unterschied in Istrien Plinius 200 Jahre nach der römischen Eroberung noch vier einheimische Völkerschaften. Derselbe Autor kennt daselbst außer Tergeste und Pola nur fünf von Römern bewohnte Orte. Intensiver scheint die Romanisirung Dalmatiens gediehen zu sein, wo wir sowohl Municipien, als auch römische Colonien zwischen der illyrischen Bevölkerung finden.

Für Noricum waren die ersten Angriffspunkte des Romanismus von Aquileja aus durch die Savelinie gegeben. Unter Kaiser Claudius wurde die Draulinie und unter Vespasian die Donaulinie befestigt. An die daselbst angelegten Lager und Castelle schlossen sich allmälig durch Ansiedlung von Veteranen, Industriellen, Kaufleuten u. s. w. größere oder kleinere Gemeinwesen mit oder ohne Stadtrechte. In den Umgegenden von Laibach, Klagenfurt, Cilli, bildeten sich überdies selbständige Bürgergemeinden mit lateinischem Rechte. Unter Claudius wurden Aguntum und Teurnia gegründet; letzterer Stadt war ein großer Theil von Kärnten attribuirt. Aus diesen Thatsachen, sowie aus der Vertheilung der Inschriften erhellt deutlich, daß Kärnten, Krain und Südsteiermark die

römische Cultur und Nationalität am intensivsten aufgenommen haben. Allein ebenso sicher dürfen wir aus den auf den Inschriften vorkommenden Personennamen schließen, daß das Keltenthum nicht blos auf dem flachen Lande, sondern auch in den Städten selbst durch die ganze römische Epoche erhalten blieb.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Obersteiermark bis an die Donau. Hier finden wir weder Municipien noch Colonien und nur eine sehr geringe Anzahl von Inschriften. Selbst das später militärisch so wichtige Ufernoricum besaß nur die Colonie Ovilava (Wels) und einige unbedeutende Municipien. Vindobona und Carnuntum



Details der Situla von Watsch in Krain.

gehörten zu Pannonien. Obersteiermark, das gebirgige Niederösterreich, Oberösterreich mit Ausnahme der Salzorte und der mit dem Salzhandel verknüpften Ortschaften, das salzburgische Gebirgsland scheinen eine tiefere Einwirkung des Romanismus kaum erfahren zu haben. Eine Ausnahme macht dabei das Lungau und das mittlere Salzachthal mit Juvavium.

Auch Tirol blieb, soweit es zu Rhätien gehörte, in der Romanisirung weit zurück gegen Pannonien. Das romanische Element ist hier noch später eingedrungen als in Noricum.

Die Stürme der Völkerwanderung brachten unseren Gebieten zahllose, nur durch kurze Ruhepausen unterbrochene Einfälle, Verheerungen und zum Theil auch Ansiedlungen germanischer Volkstheile. (Markomannen in Steiermark unter Gallienus?) Vor Allem


Bronzegürtelblech aus Watsch.

bildet Untersteiermark das Durchzugsland für die nach Italien einfallenden Scharen und theilt auch das politische Schicksal Pannoniens. Noricum blieb wohl nominell römisch bis in die Mitte des V. Jahrhunderts, allein die Centralgewalt reichte schon geraume Zeit früher nicht mehr hin, die längs der Nord- und Westgrenze unaufhörlich vordringenden Alemannen, Heruler, Markomannen, Rugier u. s. w. abzuwehren. Odoaker besiegte wohl die Rugier 407, zog jedoch die isolirten Garnisonen der Grenzfestungen und die romanische Civilbevölkerung aus Ufernoricum zurück und beschränkte sich auf die Behauptung von Binnennoricum.

Unter Theodorich fand die Aufnahme von Alemannen auf rhätischem Boden, wahrscheinlich in Vorarlberg statt. Die Bajuvaren besetzten gleichzeitig das nördliche Tirol und das Land westlich der Enns. Im ehemaligen Rugierland hausten auf kurze Zeit die Longobarden. Reste der Gothen will man in der Bevölkerung der Meraner Gegend, des Ultner-, Passeier- und Sarnthales, jene der Longobarden in der Bevölkerung des Trentino erkennen, welche Auffassung freilich von Seite der beschreibenden Anthropologie vorläufig noch keine Bestätigung erhält.

Bis zur Auflösung der militärischen Donaugrenze hatte der Romanismus in den Ländern südlich der Donau das Feld behauptet. Er war sogar, durch das Christenthum mit neuen Machtmitteln versehen,

unter den ersten christlichen Kaisern zu frischem Aufschwunge gelangt. Die Zerstörung oder Verarmung aller Grenzorte und Städte, die Abtrennung von Italien in politischer, cultureller und kirchlicher Beziehung, der Abzug vieler wohlhabenden und gebildeten Elemente, die Vernichtung der Ostgothen, welche die römische Herrschaft gegen die andringenden Germanen geschützt hatte, mußten den Romanismus in unseren Ländern auf das empfindlichste treffen, wenn auch eine zahlreiche romanische Bevölkerung noch unter den neuen Verhältnissen in den von den Germanen occupirten Ländern unzweifelhaft zurückblieb, ja sogar, wie Justinians Brief an Narbod vom 17. Februar 565 beweist, edle Familien aus Rom in die Alpen flüchteten. Von einer gewaltsamen Vernichtung der Romanen durch die germanischen Sieger ist keine Rede. Schon die Erhaltung der zahlreichen keltoromanischen Namen für Gebirge, Flüsse und Ortschaften bis auf unsere Zeit beweist eine ununterbrochene Tradition durch eine allmälig umgewandelte Bevölkerung. Übrigens besitzen wir zahlreiche urkundliche Beweise für die Erhaltung romanischer Volkssplitter bis ins Mittelalter. Dies scheint sowohl für die Nord- als die Südalpen zu gelten. In Südtirol und in Friaul haben sich bekanntlich noch Reste der keltoromanischen Bevölkerung bis auf unsere Zeit erhalten.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf die nördlichen und östlichen Theile der Monarchie.

In Böhmen saßen in den ersten Jahrhunderten n. Chr. die Markomannen, in Mähren an der March und Thaya die Quaden, beide wohl unzweifelhaft untermischt mit Resten keltischer Völker (Gothiner in der Gegend von Blansko).

Im Norden dieser Völker finden wir im Egerlande die Norisker, im Riesengebirge und dem Gesenke die Buren, Vandalen, Silinger, lauter germanische Stämme, welche im Anfange des V. Jahrhunderts von den Hunnen theils verjagt, theils, wie die Markomannen und Quaden, unterjocht wurden.

Die frühesten uns bekannt gewordenen Bewohner der Karpathen sind die thrakischen Karpen und die germanischen Bastarner. Dieselben wurden aus dem karpathischen Centralgebirge durch die Kelten verjagt und zogen sich dann nordwärts auf das ostgalizische Plateau, von wo aus sie, das Dniesterthal benützend, das Reich der Geten und die Gestade des Schwarzen Meeres durch häufige Raubzüge beunruhigten.

Im letzten Jahrhundert v. Chr. wurde in diesen östlichen Gegenden die Macht der Kelten durch das vortrefflich organisirte Reich der Dacier gebrochen. Nach langwierigen Kämpfen, sowie durch unaufhörliche Zuzüge von neuen Völkerscharen ins Donauthal, wie z. B. der Jazyger, bildete sich an den nördlichen Ausläufern der Karpathen und auf dem ostgalizischen Plateau eine bunte Mischbevölkerung heraus, in welcher die Splitter von thrakischen, keltischen, germanischen und pannonischen Völkern



Bronzeschwert aus Hallstatt.

vertreten waren. Die Eroberung Daciens durch Trajan 102 bis 107 veranlaßte viele Dacier zur Auswanderung nach Galizien. In der heutigen Bukowina finden wir zu jener Zeit, im II. Jahrhundert n. Chr., die der thrakischen Völkerfamilie angehörigen Kistoboken unter eigenen Königen. Der Name der thrakischen Bessen (Βέσσοι) ist in der Benennung der Beskiden erhalten geblieben.

Im I. Jahrhundert n. Chr. erhielten die Römer Kunde von den Slaven (Veneder) als den östlichen Nachbarn der Gothen und Skirer. Ob der im II. Jahrhundert erfolgte Abzug der Gothen aus dem Weichsellande nach Süden durch das ungestüme Andrängen der Slaven verursacht wurde, bleibt zweifelhaft. Im III. Jahrhundert verzeichnet die Reichsstraßenkarte bereits die Veneder (Sarmaten) in den Karpathen — allerdings als herumstreifende Horden und nicht mit festen Sitzen. Bis zum Ende des IV. Jahrhunderts verwehrten jedoch die Hunnen im Osten, die Gothen und Gepiden im Westen deren weiteres Vordringen. Der Untergang des Hunnenreiches, der successive Abzug der Germanenvölker aus ihren östlichen Sitzen nach dem „germanischen Völkergrab“ Italien, der Fall des Gepidenreiches entfesselten die slavischen Scharen. Die Wenden sind am Schlusse des VI. Jahrhunderts an den Karpathen und an der Elbe angelangt. Auch die Einwanderung verschiedener slavischer Stämme aus Galizien nach Böhmen scheint in dieselbe Epoche zu fallen. Zu gleicher Zeit wanderten wahrscheinlich die Slovenen von der unteren Donau her, theilweise mit den Avaren verbündet, theilweise auch gegen sie kämpfend. Sie standen bereits in der Mitte des VI. Jahrhunderts im Saveland und bald darauf in den Alpenländern. Zwischen den Jahren 602 bis 611 gingen Istrien und Dalmatien in ihren bleibenden Besitz über. In der Mitte des VII. Jahrhunderts besetzten sie Mähren.

Allerdings geriethen die Slaven unter das Joch der mächtigen Avaren, doch scheinen die Alpenslaven sehr bald eine größere Selbständigkeit erlangt zu haben, da schon um 630 von einem slavischen Herzog die Rede ist. Auch gelang ihnen im VII. Jahrhundert ein kräftiger Versuch zu einer großen selbständigen Staatenbildung — Reich des Samo — welches freilich mit Samos Tode wieder zusammenbrach. Auch davon abgesehen, scheint das Volksthum der Slaven keine wesentliche Einbuße durch die Avaren erlitten zu haben. Eher dürfen wir ähnliche Verhältnisse voraussetzen wie bei den Bulgaren im Osten, in welchen das herrschende Volk durch

seine slavischen Unterthanen allmälig assimilirt wurde, da bekanntlich die Avaren nach ihrer Unterjochung rasch verschwanden. Dies wäre ohne eine früher bereits angebahnte Slavisirung von avarischen Volksbestandtheilen wohl kaum möglich gewesen.

Vom VII. Jahrhundert an war somit der größte Theil des österreichischen Gebietes nördlich und südlich der Donau mehr oder minder dicht von Slaven besiedelt. In Oberösterreich saßen Slaven im mittleren Ennsthale und im Striche zwischen der Enns und der Traun, weiter westlich kommen sie nur vereinzelt vor. In Steiermark füllten sie das mittlere Ennsthal bis Radstadt, das ganze obere Murthal von Bruck aufwärts, das



Ansiedlung germanischer Völker.

Mürzthal bis über den Semering. Besonders zahlreich waren sie im Lungau und in dem Tauerngebiete, sowohl in dem zu Salzburg gehörigen nördlichen Theile desselben als im Defregger-, Kalser- und Iselthale.

Daß das heutige Niederösterreich, der Kern der baierischen Ostmark, zu beiden Seiten der Donau wesentlich slavisch war, bezeugt, von den zahlreichen Ortsnamen slavischen Ursprunges abgesehen, schon die dafür allgemein in den Urkunden gebrauchte Bezeichnung Sclavinia. Vinidorum Marka. Dasselbe war überhaupt spärlich bewohnt, mit riesigen Wäldern erfüllt und dadurch einerseits von Böhmen, anderseits von Steiermark abgeschlossen.

Der Schwerpunkt der slavischen Bevölkerung lag in Kärnten und Krain, und zwar bildete im mittleren Drauthal die Umgegend von Klagenfurt das Centrum ihrer Herrschaft.

Die slavische Ansiedlung — der letzte Act der Völkerwanderung — geschah nicht etwa durch friedliche Einwanderung, sondern unter blutigen Kämpfen, in welchen die bis dahin noch übrig gebliebenen Municipien und romanischen Orte von der Donau bis an die Küsten Istriens und Dalmatiens zerstört wurden. Die germanischen Völker haben stets die römische Cultur geschont und sich so rasch in dieselbe eingelebt, daß dabei sogar ihre eigene Nationalität in Gefahr kam. Nunmehr legte sich eine mächtige Schichte mit ganz primitiven Verhältnissen, welche früher gar keine Beziehungen zur römischen Welt gehabt hatte, über den Romanismus und erstickte dessen Cultur vollkommen. Die neueren Forschungen über die slavischen Ansiedlungen in unseren Ländern haben die volle Unabhängigkeit derselben von den römischen Ortschaften nachgewiesen. Dies gilt sogar bis zu einem gewissen Grade von den in beiden Culturepochen besiedelten Gegenden. In vielen Fällen waren jedenfalls bei der slavischen Occupation ganz andere Gesichtspunkte maßgebend als bei der römischen, da die erstere sich auf das Princip der individuellen Vertheidigung und die letztere auf ein kunstvolles, von einem mächtigen Staate getragenes Vertheidigungssystem stützte. Mögen sich auch in abgelegenen Thälern noch spärliche Reste der Romanen erhalten haben, so verlieren dieselben von nun an jede ethnographische Bedeutung. Übrigens finden sie sich hauptsächlich in Gegenden, in welchen, wie in Tirol und Salzburg, die Slovenen keinen festen Fuß faßten.

Die Reaction der in rascher Befestigung begriffenen germanischen Herrschaft gegen den Slavismus begann bereits am Ende des VII. Jahrhunderts durch die Aufnahme der christlichen Mission unter den Alpenslaven. Das Bedürfniß nach Schutz vor den Avaren trieb die Karentaner in die Arme der Baiern und führte schließlich zu einer baierischen Oberherrschaft über Karentanien, Krain und Friaul, welche durch die Einfügung des baierischen Herzogthums in das mächtige Reich Karl des Großen noch gefestigt wurde. Erst im Gefolge des durch die Vernichtung der Avarenmacht 803 zum Abschlusse gelangten fränkischen Verwaltungssystems erhielten die energischen und großartigen Occupationen der römischen Kirche im Slavenlande eine gesicherte Basis. Gegen Ende des IX. Jahrhunderts begannen die baierischen Bisthümer und Klöster, sowie die Herzoge und deutschen Adelsgeschlechter, welche im Dienste derselben oder sonstwie in den slavischen Landen sich festgesetzt hatten, die planmäßige, aber durchaus friedliche Culturarbeit mit Hilfe von aus allen Theilen des Reiches herangezogenen deutschen Ansiedlern.

Die Colonisation derselben erfolgte in der Ostmark hauptsächlich durch Rodungen in den ungeheuren Wäldern, welchen die Gründungen von Höfen und Dörfern folgten. Charakteristisch ist, daß dabei mit Vorliebe die Spuren römischer Cultur und Ortsanlagen von den Deutschen aufgesucht wurden. Auch die von den Slovenen gemiedenen breiten Thalebenen kamen wieder unter den Pflug.

In Kärnten dagegen, wo die slovenische Bevölkerung viel dichter war, wurden wenig neue Ansiedlungen gegründet. Der deutsche Großgrundbesitz setzte sich in den slavischen Ortschaften an, schonte zwar deren Besitz, machte sie jedoch unterthänig und verlieh das noch ungerodete Land an seine Stammesgenossen.



Altlongobardische Tracht aus dem IX. Jahrhundert.

Allerdings bildete die Eroberung der Ostmark durch die Magyaren 907 einen empfindlichen Verlust für das aufkeimende Deutschthum, der erst durch die Schlacht am Lech wieder eingebracht wurde. Doch konnte sich in der von den Babenbergern übernommenen „menschenleeren Einöde" durch das ungehinderte Einströmen von Baiern, Franken, Sachsen desto rascher ein einheitlicher deutsch-nationaler Typus herausbilden.

In Obersteiermark verschwinden nach dem XII. Jahrhundert die slavischen Namen gänzlich, in Oberkärnten erst nach dem XIV. Jahrhundert. Auch der slovenische Adel dieser Länder war nach dem XIII. Jahrhundert germanisirt.

Südlich der Donau, in Untersteiermark und Unterkärnten, trat die deutsche Colonisation mit weit geringerer Kraft der ohnedies dichteren slovenischen Bevölkerung gegenüber auf. Auch in Krain, dessen politische Verhältnisse ziemlich verworren und schwankend waren, behauptete das Slaventhum seine Existenz. Allerdings gab es auch hier deutsche Ansiedlungen, doch büßten dieselben zum Theil ihre Nationalität ein und nur die Städte erhielten sich in jenen Ländern als deutsche Sprachinseln.

In Istrien und Dalmatien konnte das Deutschthum niemals Wurzel fassen. Trotz der frühzeitigen Einverleibung Istriens in das Territorium des deutschen Reiches als Theil der Friauler Mark (Austria Italiae) unter Karl dem Großen blieb es stets ein Kampfgebiet zwischen Deutschland und Venedig und den culturellen wie politischen Einwirkungen des mächtigen Inselstaates ausgesetzt, welcher ja auch das Erbe der byzantinischen Macht im nördlichen Dalmatien antrat. Zudem dauerte die Nachwirkung der Römerzeit in den Städten Istriens und Norddalmatiens doch noch geraume Zeit fort. Im Innern Istriens findet man wohl kaum noch altromanische Volksreste. In den Städten der Westküste von Istrien von Muggia bis Pola herab, in Zara, Sebenico, Trau, Ragusa, Spalato sind vielleicht zwei romanische Volksschichten übereinander gelagert, von denen man die ältere besonders in den höheren Ständen der dalmatinischen Städte erkennen will. Auch auf einigen Inseln wurde unter dem Einflusse der Schiffahrt und des Handels die italienische Sprache heimisch (Lesina, Brazza, Curzola), wie sie ja überhaupt an der ganzen Küste verstanden wird.

Das Schicksal des deutschen Görz unterschied sich nicht wesentlich von jenem der zahlreichen deutschen Orte Venetiens, welche nachweislich erst vom Ende des XVI. Jahrhunderts ab italienisirt wurden. Die meisten von ihnen haben Jahrhunderte lang dem Romanismus widerstanden, bis die Reformation den Nachschub von Geistlichen aus Deutschland allmälig abschnitt.

Die Landbevölkerung Istriens und Dalmatiens besteht aus Ablegern der meisten südslavischen Stämme, Slovenen, Serben, Serbo-Kroaten, denen sich, um den Türken, auch wohl der einheimischen Blutrache zu entgehen, zahlreiche Flüchtlinge aus Bosnien, der Hercegovina, sogar aus Montenegro anschlossen. Begünstigt durch die mannigfaltige Gliederung der dalmatinischen Küste finden wir dort vom IX. Jahrhundert ab mehrere kleinere patriarchalische Sippenverbände (Plemena, Bratstva) von äußerst kriegerischer Färbung, welche ganz selbständig waren, wenn sie auch nominell unter dem Schutze einer größeren Macht standen. Besonders gefürchtet als Seeräuber waren im X. Jahrhundert die Narentaner, auf deren Gebiete sich später Jahrhunderte lang die erbittertsten Kämpfe mit den Türken abspielten. Auch die Republik Cattaro, deren Schutzmacht Serbien, dann Ungarn, zuletzt Venedig war, beruhte auf ganz slavisch-nationaler Grundlage, welche

von den Venetianern, aus Furcht vor Ragusa, auf das sorgsamste gepflegt wurde. Die Poljica (zwischen Spalato und der Cetina) bildete einen in die Geschichte Dalmatiens oft eingreifenden Staat, dessen Entstehung in das XI. Jahrhundert fällt. Seine Freiheiten wurden von Venetianern und Türken respectirt, bis Marschall Marmont denselben ein Ende bereitete. Den jüngsten dieser slavischen Staaten bildeten die gegen Ende des XV. Jahrhunderts aufgekommenen Uskoken. Alle diese nationalen Associationen lebten wohl in zahlreichen Berührungen mit den romanischen Küstenstädten, ohne jedoch von deren Cultur für ihre Nationalität sonderlich Gebrauch zu machen. Nur in Ragusa wurde



Altslovenische Tracht.

eine Verschmelzung von italienischem und slavischem Volksthume insoferne vorbereitet, als die dortigen Nobili der Renaissancezeit in beiden Sprachen nach italienischen berühmten Mustern dichteten. Die hervorragenden Vertreter slavischer Familien besuchten auch italienische Universitäten. Das eigentliche Volk blieb jedoch von diesen Bestrebungen ganz unberührt und begnügte sich mit der weitaus fruchtbareren Volksepik ihrer Guslaren.

An die hin und her flutenden slavischen Volkssplitter haben sich im XIII. und XIV. Jahrhundert die Rumänen (Walachen, Morlaken) angeschlossen. Wir finden sie in den dalmatinischen Alpen, an der Ostküste des adriatischen Meeres (Kanal della Morlacca), endlich in Istrien. Unzweifelhaft waren sie in diesen Gegenden einst weit mehr verbreitet als jetzt, wo sie größtentheils slavisirt sind. Die slavischen Worte bulgarischen Ursprungs

in ihrer Sprache weisen auf ihre Urheimat im Süden der unteren Donau. Als nomadische Viehzüchter, Fuhrleute u. s. w. sind sie nach Westen und Norden gezogen. Außerdem wanderten im vorigen Jahrhundert in Istrien und Dalmatien Albanesen ein, von denen die istrianischen Albanesen bereits slavisirt sind, während sich jene von Erizzo bei Zara noch in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten haben. Auch spanische Juden wurden nach Spalato und Ragusa verschlagen. In der dem mittelromanischen Sprachkreise angehörigen Sprache der Friauler, von denen nur ein kleiner Theil mehr in Gradiska innerhalb des Reichsgebietes liegt, spiegeln sich alle jene historischen Umwandlungen ab, denen dieses durch alle Zeiten hochwichtige Verbindungsglied zwischen Gebirge und Meer ausgesetzt war. Man findet darin nicht blos keltische Reminiscenzen, sondern auch deutsche (altdeutsche, longobardische), slavische und italienische Worte.



Uskoke.

Ganz eigenthümlich gestalteten sich die nationalen Verhältnisse weiter im Westen, in Tirol. Während die Gothen und Longobarden nach der Zertrümmerung ihrer Reiche verhältnißmäßig rasch im Romanismus aufgingen und demselben kernige Kräfte zuführten, wurde vom Norden her durch die Bajuvaren und Alemannen die ältere romanische Schichte — die Keltoromanen — langsam, aber stetig germanisirt. Das Grenzgebiet zwischen diesen entgegengesetzten Strömungen ist das Fürstbisthum Trient mit den östlich von der Etsch sich hinziehenden Gebirgen. Trients zweiter Gründer ist Theodorich; sein ältestes Statut beruht auf longobardischem Volksrechte. Weil Trient ebenso deutsch wie italienisch war, wurde daselbst im XVI. Jahrhundert das Concil abgehalten. Dante bezeichnet den trentinischen Dialect als abscheulich. Im Valsugana bestanden bis zum XVI. Jahrhundert deutsche und italienische Pfarreien nebeneinander. Dagegen waren die Nons- und Sulzberger wahrscheinlich niemals deutsch; sie sind italienisirte Ladiner.

Zweifellos haben die überlegenen Cultureinflüsse der reichen Städte neben dem durch Venedig genährten politischen Antagonismus diese Expansion des Romanismus an der Südgrenze gefördert. Sie findet ihren Ausdruck in dem Colonensystem, welches überall die

italienische Nationalität begleitet und auch in Wälschtirol schon recht markant hervortritt. Der romanisirende Einfluß des Trienter Bisthums wird ebenso wenig in Abrede gestellt werden können wie jener von Salzburg, Freising, Augsburg, Brixen im deutschen Sinne.

In Böhmen und Mähren entstanden durch die Vereinigung der kleineren slavischen Stämme slavische Staatenbildungen, welche im X. Jahrhundert in dauernde Abhängigkeit vom deutschen Reich und von deutschen Cultureinflüssen geriethen. Die bereits damals



Dalmatiner.

hervortretende lebhafte Concurrenz zwischen Deutschen und Czechen deutet auf eine frühe und starke Einwirkung des Deutschthums in Böhmen. Abgesehen von der wahrscheinlich schon unter Karl dem Großen erfolgten Colonisirung des Egerlandes als eines Theiles des Slavengaues fand unter der intensiven Förderung durch die Přemysliden und die Kirche eine stetige Einwanderung von den deutschen Nachbargebieten in Böhmen und Mähren, besonders im Böhmerwalde statt. Sie erreichte ihren Culminationspunkt im XIII. Jahrhundert. Die Bildung eines freien Bauernstandes, die Gründung von zahlreichen Städten mit deutschem Recht, die sorgsame Pflege von Industrie, Handel und Bergbau kräftigten die deutsche Nationalität. Im sogenannten „Kuhländchen“ war die

deutsche Colonisation bereits im XIV. Jahrhundert ziemlich vollendet. Allerdings trafen die hussitischen Wirren auf das härteste die Bevölkerung von Mähren und Böhmen, doch finden wir trotzdem noch am Ende des XV. Jahrhunderts eine Menge deutscher Städtegründungen; auch während des dreißigjährigen Krieges griff die Germanisirung um sich. Noch im vorigen Jahrhundert wurden deutsche Colonien in Böhmen gegründet.

Diese der Culturentwicklung Böhmens förderliche Verstärkung des deutschen Elementes führte jedoch nicht zur Entnationalisirung der czechischen Bevölkerung; sie regte dieselbe zum geistigen Wettkampfe mit dem Deutschthum und zur kräftigen Pflege ihrer Nationalität, zur Theilnahme an der Culturarbeit an, so daß die Czechen gegenwärtig zu den lebenskräftigsten und entwickeltsten Völkern des österreichischen Kaiserstaates gehören. Die fremden Völkerschaften, welche sich innerhalb dieser nordslavischen Gruppe niederließen, wurden, wie die über die Karpathen eingedrungenen Walachen, im nordöstlichen Mähren vollständig slavisirt.

Siegel Přemysl Ottokars I. (1214.)

Die beiden Hauptnationalitäten Galiziens sind Producte von alten Staatenbildungen, dem katholischen Kleinpolen und dem schismatischen Rothrußland. Sie wurden 1366 unter König Kasimir vereinigt, doch gelang es dem culturkräftigeren Polen trotz energischer Anläufe und der Einführung einer katholischen Hierarchie nur zum Theil, das ruthenische Volk, welches an dem Großfürstenthum Moskau einen geistigen Stützpunkt besaß, zu assimiliren. Nur der ruthenische Adel verschmolz allmälig mit dem polnischen. Deutsche Städtegründungen und Dorfansiedlungen nach deutschem Rechte erfolgten vom Jahre 1340 bis zum XVII. Jahrhundert. Auch die Bürger dieser Ansiedlungen polonisirten sich größtentheils, und zwar in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume. Die principielle Bevorzugung, welche König Kasimir dem deutschen Rechte gegenüber „allen ruthenischen Satzungen und Gewohnheiten" einräumte, sowie die vollständige Gleichstellung von Deutschen und Polen trugen dem Polenthum reiche und rasche Erfolge ein. Von den anderen Bevölkerungselementen der wichtigen Handelsstadt Lemberg: Armenier, Italiener, Juden, Tataren, Sarazenen, dürften wenigstens die erstgenannten, welche

ebenfalls von der Krone besonders begünstigt wurden, der polnischen Nationalität zugeführt worden sein. Unter der österreichischen Herrschaft fanden zahlreiche Colonisationen und Ansiedlungen von Deutschen auf dem ganzen polnischen Gebiete, besonders aber in dem ruthenischen Theile desselben statt. Die jüdische Bevölkerung Galiziens beträgt zehn Percent der Gesammtpopulation. So scharf diese ethnographische Gruppe auch abgegrenzt scheint, muß doch hervorgehoben werden, daß nach den neueren anthropologischen Untersuchungen der polnische Israelit in physischer Beziehung absolut verschieden vom spanischen Juden ist und höchst wahrscheinlich gar nicht zur semitischen Völkerfamilie gehört. Von den in der Bukowina vorhandenen Nationalitäten ist jedenfalls die ruthenische die älteste. Von Bruchstücken anderer slavischer Nationalitäten daselbst wären noch Polen, Großrussen und Slovaken zu erwähnen. Die Einwanderung der Rumänen in die Bukowina wird gewöhnlich in die Zeit der Gründung des moldauischen Staates — ungefähr in die Mitte des XIV. Jahrhunderts — gesetzt. Dieses Datum dürfte jedoch zurückzurücken sein, da die Walachen bereits 1284 unter König Ladislaus IV. in der Marmaros auftauchen. Nach Miklosich und Anderen ist sicher anzunehmen, daß vom XIII. Jahrhundert angefangen, in verstärktem Maße in den folgenden Jahrhunderten die Rumänen sowohl von der Moldau, respective der Bukowina, als auch von Siebenbürgen aus nach Galizien zahlreiche feste Ansiedlungen entsendet und einen wichtigen Bevölkerungstheil der ostgalizischen Städte gebildet haben. Sprachlich läßt sich ihre einstige Anwesenheit selbst im Teschener Kreise nachweisen. Die Huzulen Galiziens und der Bukowina sind slavisirte Rumänen.



Böhmisches Landrechtssiegel. (Ende des XIII. Jahrhunderts.)

Dieser durch politische Verhältnisse (Kriege zwischen Polen und der Moldau, Verpfändung einzelner Theile Polens an die Moldau, politische Wirren in der Moldau selbst) erklärbaren Expansion des Rumänenthums ist allerdings in Galizien das slavische Element übermächtig entgegengetreten. Das Gegentheil soll jedoch in einigen Theilen der Bukowina stattfinden, wo die Rumänen trotz der im vorigen und in diesem Jahrhundert neuerdings erfolgten Einwanderungen von Ruthenen bereits 41 Percent der Bevölkerung ausmachen.

Diese Thatsache würde mit anderen bei dem Contacte von Südslaven und Rumänen anzustellenden Beobachtungen übereinstimmen, welche jedoch nicht in den Kreis unserer Betrachtungen gehören. Die Deutschen und die Magyaren der Bukowina sind seit der österreichischen Occupation daselbst angesiedelt worden, und zwar haben die erstgenannten dabei, hier wie an so vielen anderen Orten, die Aufgabe gehabt, den Bergbau zu entwickeln — eine Aufgabe, welche auch gelöst worden ist.

Ein Blick auf die ethnographische Karte Cisleithaniens zeigt uns eine compacte Masse deutscher Bevölkerung im Centrum des Reiches. Sie nimmt das Donauthal von



Aus der St. Wenzels-Legende.

Passau bis an die ungarische Grenze ein und reicht bis in das südliche Böhmen und Mähren hinein. Das nördliche Alpenland von seinem Ostabsturze bis an die Schweizer Grenze gehört dieser Volksgruppe an. Ihr gegenüber steht das geschlossene Gebiet der Czecho-Slaven in Böhmen. Dasselbe hängt innig mit dem Lande der mährischen und ungarischen Nord-Slaven zusammen. Von dem deutschen Volksmassiv zweigt sich nach Westen und Osten eine zusammenhängende deutsche Grenzzone ab, welche bandförmig in wechselnder Breite das nordslavische Gebiet umschlingt. Sie zieht vom Böhmerwalde in das Fichtelgebirge, das Egerland, die Saazer Ebene und das böhmische Mittelgebirge bis zum Riesengebirge, dem Gesenke, den westlichen Ausläufern des Jablunkagebirges. Im Osten nähert sich ein über Brünn nach Norden ausspringender Ausläufer des deutschen Gebietes derart der von Norden nach Süden gestreckten Schönhengster Sprachinsel, daß



Herzog Boleslav (Chrobry) von Polen läßt den heidnischen Preußen den Leichnam des heiligen Adalbert mit Gold aufwiegen.

das nordslavische Sprachgebiet etwas eingeengt wird. Dagegen zieht sich an anderen Punkten die Nordgrenze des Deutschthums hart an die niederösterreichische Grenze zurück, welche bei Gratzen sogar von den Slaven überschritten wird. Nördlich der Donau bildet die March die Ostgrenze zwischen Deutschen und Slovaken bis Drösing, von wo an die slavische Nationalität auch auf das rechte Marchufer übergreift.

In Kärnten und Steiermark wird das deutsche Sprachgebiet durch jenes der Slovenen begrenzt, welches hauptsächlich Krain, Görz und das nördliche Istrien umfaßt. Die deutsch-slovenische Grenze ist äußerst complicirt. Nur ganz beiläufig läßt sich in Kärnten das rechte Thalgehänge der Gail als solche annehmen; bei Klagenfurt oscillirt sie um die Drau herum. In Steiermark sind hauptsächlich der Marburger und der Cillier Kreis slovenisch. Auch die deutsche Enclave von Gottschee darf nicht übersehen werden. Die Bevölkerung der meisten größeren slovenischen Ortschaften von Kärnten und Südsteiermark kann als gemischt bezeichnet werden. Die Slovenen stoßen im Norden der istrischen Halbinsel an die Čiĉen u. s. w., welche serbo-kroatischer Abkunft sind. Zwischen ihnen zerstreut sind die Rumänen. Der ganze Westrand der Halbinsel und zahlreiche Ortschaften im Innern sind italienisch. Im Nordwesten werden die Slovenen von dem friaulischen Sprachgebiete begrenzt, das bis zur Stadt Görz nach Osten reicht und im Norden über Ponteba an die Wasserscheide zwischen der Gail und dem Ampezzaner Thale zieht. Die einst in Tirol weitverbreitete ladinische Sprache findet sich nur mehr in den kleinen Gebieten des Grödener- und Ennebergthales; auch die Dialecte des Fassauer und Ampezzaner Thales lassen sich noch zu dieser Sprachgruppe rechnen. Das Fleimser Thal und das Val di Non gehören schon dem modern-italienischen Sprachstamme an, welcher nach der jetzigen Reichsgrenze außerdem nur noch die Giudecca und das Etschthal von Salurn abwärts einnimmt.

Der südöstliche Theil unserer Monarchie gehört der südslavischen Gruppe an, deren Zusammenhang durch die Occupation von Bosnien-Hercegovina bedeutend verstärkt wurde. Das dalmatinische Küstenland bildet den äußersten Ausläufer dieser im großen Ganzen ziemlich homogenen Masse, aus welcher nur die Küstenstädte mit ihren theilweise italienischen Bevölkerungen sich absondern. Der größte Theil der dalmatinischen Inseln ist ebenfalls slavisch mit stark italienischer Beimischung.

Noch bleibt uns der Nordosten zu betrachten übrig. Die polnische Nationalität beginnt im Teschener Kreise Schlesiens und zieht sich in ununterbrochenem Zusammenhange mit einigen starken südlichen Ausläufern gegen Osten bis zum Sanflusse. Von hier gegen Osten treten die Ruthenen in compacteren Massen auf, welche bis Sanok und Neu Sandec auch auf dem linken Sanufer das polnische Gebiet gegen Süden umfassen und nach Südosten hin in dem westlichen Theile der Bukowina ihre unmittelbare Fortsetzung finden. Deutsche Sprachinseln im polnischen Gebiete sind in Krakau, Bochnia, Biala,

Neu-Sandec u. s. w. Im ruthenischen Gebiete sind dieselben weit zahlreicher, doch werden sie an Zahl von den polnischen Sprachinseln noch weitaus übertroffen. Das rumänische Gebiet der Bukowina bildet den nordöstlichen Ausläufer des großen siebenbürgischen Rumänenmassivs. Abgesehen von den größeren Städten sind sie hauptsächlich auf die südlichen gebirgigen Theile dieses Landes beschränkt.

Wir gehen nun zur ethnographischen Schilderung der Länder der heiligen Stefanskrone über. Nachdem die Römer das Erbe der Griechen und Macedonier auf der Balkanhalbinsel angetreten hatten, überschritten ihre siegreichen Waffen auch die Save, und Pannonien wurde unter Kaiser Augustus eine römische Provinz. Hier blieb die Donau die Grenze der römischen Eroberung. Aber im Osten zwangen die gefährlichen Dacier diese Grenze außer Acht zu lassen, und Trajan eroberte ihr Land, das heutige Siebenbürgen und Rumänien, in den Jahren 101 und 104 n. Chr.

Dacien und Pannonien hatten ihre Bevölkerung von Süden her bekommen; die nationalen Verwandten der Dacier waren die Thraker, die der Pannonier waren die Illyrier auf der Balkanhalbinsel. Doch waren in Pannonien von Westen her auch keltische Stämme eingedrungen, so daß die Bevölkerung Pannoniens zur Zeit der römischen Eroberung eine illyrisch-keltische genannt werden konnte. Im Norden der Donau, an der Waag, Gran und Eipel saßen Quaden und deren westliche Nachbarn, Markomannen, beide deutsche Völker. Zwischen der Donau und der Theiß hausten Jazygen, ein sarmatischer Volksstamm, der von Osten, aus dem heutigen Südrußland hergezogen war.

Im II. Jahrhundert n. Chr. begann eine neue Völkerströmung vom baltischen Meere aus, voran die Gothen, welche die russischen Flüsse entlang schon um 200 n. Chr. das Schwarze Meer und die südliche Donau erreicht hatten und von dorther Plünderungszüge in das römische Reich unternahmen. Am meisten litt die dacische Provinz, deren sie sich schon um 260 bemächtigten, so daß die Römer um 275 ihre letzte Besatzung zurückzogen, nachdem die römische Hauptbevölkerung schon früher über die Donau nach Mösien gegangen war.

Nach hundert Jahren ergoß sich eine neue Völkerflut, die Hunnen, von Nordosten aus den Uralgegenden und stürzte sich auf die Gothen. Deren östliche Abtheilung, die Ostgothen und Gepiden mußten die Oberherrschaft der Hunnen, obwohl unter eigenen Königen anerkennen. Die Westgothen und die Vandalen entwichen über die Donau in das römische Reich. Das Hunnenreich umfaßte bald alle Barbaren im Norden der Donau; der gefürchtete Attila (434 bis 453) hatte seine Holzburg in der Ebene zwischen der Donau und der Theiß. In seinem Reiche gab es außer den germanischen Völkern auch Slaven; auch die sarmatischen Jazyger verschwanden nach und nach unter den Slaven. Aber während die germanischen Völker (die Gothen, Gepiden) ihre Könige auch unter der Hunnenherrschaft behielten, hören wir nichts von slavischen Anführern unter derselben Herrschaft.

Nach dem plötzlichen Verfall des Hunnenreiches (455) blieben die Ostgothen im ehemaligen Pannonien, die Gepiden im heutigen Siebenbürgen und Rumänien, während den westlichen und nördlichen Theil von Ungarn nacheinander Rugier, Heruler und Longobarden besetzten. Um diese Zeit stand also das ganze Karpathenland, das heutige Königreich Ungarn, unter der Herrschaft deutscher Völker.

Die Rugier besiegte 487 Odoaker und schleppte sie mit sich nach Italien. Der Gothenkönig Theodorich zog auch 488 nach Italien, um im Namen des byzantinischen Kaisers Odoaker zu bekriegen; er stiftete aber ein unabhängiges Königreich, das er 493 bis 526 mit Ruhm beherrschte. Die Gepiden wollten nun auch die Sitze der Gothen einnehmen und verfeindeten sich deßhalb mit dem byzantinischen Kaiser, der die Longobarden gegen sie herbeirief. Ein langer und erbitterter Kampf mit manchen Unterbrechungen wüthete zwischen diesen germanischen Völkern, bis ihn die Avaren zu Gunsten der Longobarden entschieden. Die erste avarische Gesandtschaft war 558 in Konstantinopel mit trotzigen Forderungen aufgetreten; ihr Chagan Bajan war ein glücklicher Anführer. Mit ihm schloß Alboin, der Longobardenkönig, 565 ein Bündniß gegen die Gepiden, die auch besiegt wurden, so daß die Avaren ihr Gebiet als Sieger einnahmen. Nachdem Alboin mit seinen Völkern 568 das ausgesogene Pannonien verlassen hatte und nach Italien gezogen war, occupirte Bajan das ganze heutige Ungarn. Von 375 bis 568 war hier ein stetes Völkergewoge. Mit den Avaren kamen auch Bulgaren ins Land, beide waren die Herrschenden, denn um 630 entstand wegen der Chaganwahl ein Streit zwischen ihnen, in dem die Bulgaren unterlagen. Der Hauptsitz der Bulgaren war noch immer am südlichen Don, bis wohin sich die Avarenherrschaft erstreckt hatte. Kubrat, der dortige Bulgarenfürst, befreite sich von den Avaren; aber nach seinem Tode führte einer seiner Söhne seinen Bulgarenantheil nach dem avarischen Pannonien, wo dieser für immer blieb und in den Avaren aufging. Ein anderer Sohn, Asparuch, setzte sich um 678 in Mösien fest und es entstand das mächtige Bulgarenreich im Süden der Donau. In Avarien zeigten sich noch lange Überbleibsel der Gepiden; die zahlreichste Bevölkerung bildeten jedoch die Slaven, was wir aus den byzantinischen Berichten über die in den avarischen Schlachten Gefallenen entnehmen.

Seitdem wir das Karpathenland oder das heutige Königreich Ungarn kennen, stand es nie so lange unter einer Herrschaft wie unter den Avaren (568 bis 800). Die Herrschaft der Römer in Pannonien dauerte wohl länger, aber dieses war nur ein Theil von Ungarn. Und seit der Römerzeit geschah sowohl in Dacien, als auch in Pannonien ein so häufiger und durchgreifender Wechsel der Einwohnerschaft, daß die Tradition vollständig unterbrochen wurde. Deßwegen erhielt sich in Siebenbürgen und in Rumänien kein einziger dacischer oder römischer Stadtname; auch in Pannonien verschwanden alle römischen Städtenamen (außer Sisek = Siscia und dem Gaunamen Sirmium). Dergleichen finden



Avarenring von Bény bei Gran.



Wallbauten bei Kéménd.

wir nirgends in Europa, wo die Römer geherrscht hatten — ein deutlicher Beweis dafür, daß so plötzliche und durchgreifende ethnographische Wandlungen sich nirgends ereigneten wie hier. Der Ennsfluß bildete die westliche Grenze des Avarenreiches gegen Bajuwarien (Baiern), im Südwesten berührte es die Lombardei. Mit den Longobarden stand es wohl immer, mit den Baiern in der letzten Zeit in freundlichem Verhältnisse, was Karl den Großen gegen sie aufreizte. Dieser hatte schon 774 Pavia erobert und den letzten Longobardenkönig, Desiderius, in ein Kloster gesteckt. Dessen Tochter, Luitberga, stachelte ihren Gemal, den Baiernfürsten Thassilo, auf zum Rachekrieg gegen Karl. Thassilo erbat sich avarische Hilfe: aber Thassilo war kein Alboin und die Avaren hatten keinen Bajan, im Gegentheil finden wir sie in Parteien zerrissen. Trotzdem daß avarische Gesandte 782 bei Karl, der an der Lippe lagerte, um Frieden baten, zogen doch 788 zwei avarische Heere dem Thassilo zu Hilfe, den aber seine eigenen Baiern verließen. 790 suchte Karl die Grenzfrage zwischen Baiern und Avarien zu schlichten, und dies führte zum Kriege. 791 zog Karl selbst von dem Ennsflusse aus gegen die Avaren, die er überall besiegte, so daß er bis an den Ausfluß der Raab in die Donau vordrang. 795 setzte sein Sohn Pipin mit

Erich, dem Markgrafen von Friaul, den Krieg fort gegen die Avaren, deren „Ringe“ er bis an die Theiß eroberte. 796 ergaben sich die Avaren; einer ihrer Anführer ward sogleich Christ. Im Norden der Donau bedrängten nun auch die Slaven ihre früheren Herren, so daß 805 der Chagan Theodor, auch bereits Christ, von Karl die Erlaubniß erhielt, sich in der Gegend zwischen Sabaria und Carnuntum (Steinamanger und Petronell) niederzulassen. 822 erscheinen die letzten avarischen Gesandten mit Geschenken vor Ludwig dem Frommen auf dem Reichstage zu Frankfurt.

In Baiern begann das Christenthum um 690; Bonifacius theilte als apostolischer Vicar Baiern in vier Diöcesen: Salzburg, Freising, Augsburg und Passau. Karl der Große wollte das Christenthum auch in Avarien befestigen. Den südlichen Theil, von der Drave angefangen, schlug er zu der Diöcese von Aquileja, den Theil von der Drau bis an die Raab unterordnete er dem Bischof von Salzburg, der damals zum Erzbischof erhoben wurde, den nördlichen Theil von der Raab angefangen bis zu unbestimmten Grenzen erhielt der Bischof von Passau.

Die fränkische Eroberung überschritt nirgends die Mitteldonau, sie erreichte also nirgends die Theiß. Unter den baierischen Bischöfen von Salzburg und Passau wurde die slavische Bevölkerung, sowie die übriggebliebenen Avaren, die sich wohl auch slavisirten, Christen; unter ihnen wohnten auch Deutsche aus Baiern, die durch die Klöster hieher versetzt wurden. Um 830 tauchen zwei Männer auf: Privina in Nitrava und Moimir oder Moimar im Westen des Marchflusses, die ersten mährischen Häuptlinge. Sofort entsteht auch Zwist unter ihnen; Privina flüchtet in das fränkische Gebiet, wird Christ und erhält von König Ludwig ein Gebiet (Beneficium) in Unterpannonien, das ihm 848 als Eigenthum überlassen wird. Moimir, wie auch sein Neffe Rastitz (Rastislav), führen mit Ludwig einen Krieg, den sogar dessen eigener Sohn Karlmann mit Rastitz verbunden fortsetzte. Der treue Privina verliert 859 das Leben, sein Sohn Kozel flüchtet zum König und erhält erst 861 das Besitzthum seines Vaters.

Unterdessen suchten in Mähren Rastitz und Svatopluk von den baierischen Bischöfen gänzlich unabhängig zu werden; sie erbaten sich demnach von Michael III., Kaiser von Constantinopel, die zwei thessalonischen Brüder Methodius und Konstantin (als Mönch Kyrillus genannt), welche der slovenischen Sprache mächtig waren und für dieselbe auch ein besonderes Alphabet, die „kyrillische“ Schrift, zusammengestellt hatten. Sie kamen nach Mähren und reisten 867 nach Rom, um ihre Bestätigung vom Papste zu erlangen. Der Papst ernannte Methodius zum Erzbischof von Syrmien; dies war ehedem ein Erzbisthum über Pannonien, mochte also die Rechte des viel später entstandenen Salzburger Erzbisthums nicht beeinträchtigen. Kozel berief Methodius 870 aus Rom, sowie ihn auch Svatopluk 874 in sein Land kommen ließ; überall wirkte Methodius mit

großem Erfolge und sammelte viele Schüler. Allein die slovenische Messe sowie die slovenischen Bücher, welche die lateinische Liturgie verdrängten, waren den baierischen Bischöfen ein Greuel; auch Svatopluk wendete sich wieder ab und vertrieb nach des Methodius Tode (gest. 885) seine Schüler, die dann ihr Werk bei den Bulgaren jenseits der Donau ungestört fortsetzten. Aber der Samen, den Methodius in Mähren und Pannonien ausgestreut hatte, verschwand nicht mit der Verbannung der slovenischen Glaubensprediger.

Arnulf ward 888 deutscher König und Kaiser, und als solcher wollte er die Machtbestrebungen Svatopluks nicht dulden. 892 überzog er ihn mit Krieg in Verbindung mit den Ungarn oder Magyaren. Svatopluk starb 894; seine Söhne bekämpften sich gegenseitig, Moimir II. erhielt die Oberhand. Dieser erlangte vom Papst (Johannes XI.) für Mähren einen Erzbischof und drei Bischöfe, folglich eine vollständige Unabhängigkeit von der deutschen Hierarchie. Dagegen sandten die baierischen Bischöfe



Gefecht bei Rozgony und Attilas Kampf

eine scharfe Klageschrift an den Papst, die aber gegenstandlos ward, denn das mährische Reich hörte unter den Schlägen der Ungarn um 905 oder 906 auf. Im folgenden Jahre, 907, wurde von ihnen auch die baierische Kriegsmacht vernichtet, und die Ungarn occupirten das Land bis an die Enns, die alte Grenze des Avarenreiches.

Erwähnt sei, daß hinter den Ungarn die Petschenegen als Verfolger herzogen und sich in ihrer östlichen Nachbarschaft, in dem heutigen Rumänien (Moldau und Walachei) niederließen, und daß den Petschenegen die Kumanen nachfolgten, die im XI. Jahrhundert Herren der Petschenegen, also neue Nachbarn der Ungarn wurden. Diese fanden in dem weiten Lande eine slavische (slovenische) Bevölkerung vor, die wohl durch den Einfluß der baierischen Bischöfe und Klöster im westlichen Theile mit deutschen Ankömmlingen vermischt war, welche dann aber wieder verschwanden. Im Süden waren die Kroaten und Serben seit 634 theils unter fränkischer, theils unter byzantinischer Botmäßigkeit ansäßig.

Den unumstößlichen Beweis dafür, daß die Ungarn überall, auch in dem heutigen Siebenbürgen, nur eine slavische Bevölkerung fanden, liefert die ungarische Sprache selbst, denn soweit ihre Verbreitung reicht, überall zeigt sie dieselben zahlreichen slavischen Wörter. Diese Erscheinung spricht auch dafür, daß sich zwischen der früheren slavischen Bevölkerung und den neuen Ankömmlingen, obgleich sie als Herren angesehen werden müssen, bald ein sehr friedliches Verhältniß entwickelt hat, das nicht nur ein ruhiges Nebeneinanderwohnen, sondern auch eine Verschmelzung förderte; gewiß ist ein Theil der slavischen Bevölkerung im Ungarthum aufgegangen. Aber dieses friedliche Verhältniß und dieses Aufgehen im Ungarthum ist uns auch dafür ein Beweis, daß es weder im Innern des eigentlichen Ungarn, noch in Siebenbürgen irgend ein slavisches oder sonstiges Staatsgebilde gab, welches der Occupation einen anhaltenden Widerstand hätte leisten können. Das sogenannte Mährenreich im Nordwesten allein wäre widerstandsfähig gewesen, wenn es mehr inneren Zusammenhang gehabt hätte. Aber die Mährer werden sogar in der letzten Klageschrift der baierischen Bischöfe beschuldigt, daß sie sich bereitwillig den Raubzügen der Ungarn angeschlossen hätten. Als dann im XI. Jahrhundert die Ungarn das Christenthum annahmen, erhielt ihre Sprache für religiöse und kirchliche Gegenstände sehr viele Ausdrücke, welche dem Altslovenischen entnommen sind. Dies ist nur so erklärlich, entweder daß die Erinnerung an das slovenische Christenthum sich bis zu dem XI. Jahrhundert erhalten hat, oder daß die ersten Religionslehrer der Ungarn aus Böhmen stammten, unter denen die slovenische Kirchensprache des Methodius erhalten blieb.

Daß Religionslehrer der Ungarn auch aus Böhmen gekommen sind, ist gar nicht unwahrscheinlich; hat doch der Prager Bischof Adalbert den Großherzog Geisa und dessen Sohn Voik getauft, der in der Taufe den Namen Stefan erhielt und als Begründer des ungarischen Christen- und Königthumes nachher unter die Heiligen gezählt wurde. Dennoch



kann die Begründung des ungarischen Christenthumes nicht allein böhmischen Lehrern zugeschrieben werden, das Hauptverdienst hatten dabei wohl Deutsche, aber auch Italiener; wir erinnern nur an den heiligen Gerhard. Und diese müssen die slovenisch-kirchlichen Ausdrücke vorgefunden haben, welche sie durch lateinische oder deutsch-italienische Bezeichnungen nicht mehr verdrängen konnten.

Schon zu Stefan des Heiligen Zeiten kamen von Westen und Osten neue Ansiedler ins Land, von Westen Deutsche, von Osten Bulgaren und Petschenegen; und diese Zuzüge dauerten unter den Árpádenkönigen fort, nur daß nach den Petschenegen die Kumanen in größerer Zahl erschienen. Von Westen kamen zuerst deutsche Ritter, deren Nachkommen



Gefecht Ladislaus des Heiligen mit den Kumanen.

einen Theil des späteren Hochadels bildeten, dann aber auch in großer Zahl eigentliche Colonisten. Gehörten jene dem Wehrstand an, so bildeten diese den Nährstand. Die wurden als Gäste (hospites) betrachtet, welche als solche ihre eigenen Rechtsgebräuche vermittelst königlicher Privilegien bestätigt erhielten. Sie wurden die Städtebegründer Ungarns, so wie sie den Bergbau überall betrieben; alle Bergstädte Ungarns und Siebenbürgens sind Schöpfungen deutscher Einwanderer. Es entstanden aber auch deutsche privilegirte Districte, wie die der Zipser und der siebenbürgischen Deutschen. Die Bulgaren waren Muhamedaner und Kaufleute, unter ihnen auch Juden. Mit beiden beschäftigt sich die Gesetzgebung der ersten Árpáden. Die Muhamedaner wurden Christen und magyarisirten sich. Die Petschenegen finden wir als Grenzhüter in den Comitaten Preßburg, Wieselburg, Ödenburg; sie hatten eine eigene kriegerische Verfassung und verschwinden im XIII. Jahrhundert. Auch sonst waren in vielen anderen Gegenden

Petschenegen oder Bissenen, ungarisch besenyők, angesiedelt. Sie wurden Christen und magyarisirten sich. Darauf kamen in zwei verschiedenen Zügen Kumanen ins Land. Der eine Zug, vielleicht in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts, muß von Rußland aus über Galizien gekommen sein und siedelte sich von Zemplin bis zum Barser Comitat, vorzüglich in den Thälern des Mátragebirges an. Es sind dies diejenigen Kumanen, welche nach der Eroberungsgeschichte des Anonymus die meisten Donationen von Árpád erlangten. Sie haben gewiß eine dünne magyarische Bevölkerung vorgefunden, deren eigenthümliche Provincialismen sie annahmen und mit der sie den „Paloczen"-Stamm" bildeten. Polovci heißen nämlich die Kumanen im Russischen. Diese Paloczen hatten keine privilegirte Sonderstellung. Der zweite Zug kam von Osten 1239, vor den Mongolen in Ungarn Schutz suchend, herein. Es war ein in Stände gegliedertes Volk, das in der Mitte des Landes Wohnsitze erhielt. Die privilegirten Districte von Groß- und Klein-Kumanien und Jazygien, mit dem Hauptorte Jász-Berény, haben sich bis in unsere Tage erhalten. Aus dem Volke sind Vollblut-Magyaren geworden.

Im Osten Siebenbürgens und zum Theile bis in die Mitte des Landes reichend wohnen die Székler, die eine eigene kriegerische Verfassung hatten und die dritte ständische Nation Siebenbürgens (neben den Ungarn und den Sachsen) bildeten. Wie und wann sie dahin gekommen sind, ist unbestimmt; daß sie ihre Sprache nicht dort angenommen haben, das heißt nicht durch eine frühere magyarische Bevölkerung magyarisirt worden sind, ist gewiß. — Koriatovich war mit seinen Leuten aus Podolien eingewandert und Ludwig I. machte ihn 1360 zum Besitzer von Munkács. Der Waldgürtel der Karpathen, zumal die Marmaros blieben lange Zeit fast menschenleer; er war blos Jagddistrict der Könige, in dem königliche Hundewärter und Schweinehirten sich aufhielten. Durch königliche Donationen kamen viele Wälder in Privathände. In Siebenbürgen gab es ebenfalls viele königliche Domänen, deren Waldungen der Krone keinen Ertrag lieferten, die aber als Gegenstände von Donationen an den siebenbürgischen und Großwardeiner Bischof und an ihre Capitel, sowie an Private stets zu Handen waren. Sowohl die Krone als auch die Donatare suchten sich einen Ertrag aus ihren Besitzungen zu verschaffen. Sie theilten demnach Waldstrecken an Unternehmer — welche unter den Deutschen Schultheiße, Schulzen, unter den Slaven Knese (Knaz) genannt wurden — mit der Bedingung aus, daß dieselben Einwohner herbeischafften, welche den Wald als Hirten oder Ackerbauer ertragbar machen und der Grundherrschaft bestimmte Abgaben leisten sollten. Der Schulze oder Knes trieb diese Abgaben ein und war zugleich der Richter der neuen Ansiedlung. Dafür erhielt er einige freie Hufen und andere Nutznießungen. Dieser Besitz und die Nutznießungen wurden Schulzenthum (Scultetia) oder Knesenthum (Keneziatus) genannt und vererbten sich von Vater auf Sohn. Auf diese Weise wurden die karpathischen

und Siebenbürger Waldböden bevölkert und ertragfähig gemacht. In den Karpathen waren die neuen Ansiedler Slaven, meistens Russinen (Ruthenen), in Siebenbürgen aber aus Bulgarien herüberkommende Hirten, zumeist Walachen. Diese Walachen betrachtete die Krone im Anfang als ihre Leute; sie lieferten ihr jedes fünfzigste Stück Schaf, — das war die Quinquagesima (das Fünfzigstel) oder die Walachensteuer bis in das XVI. Jahrhundert. Und als die Krone auch Privaten erlaubte, in ihren Wäldern Walachen anzusiedeln, so verlangte und erhielt sie auch von diesen die Quinquagesima. Bereits



Serbische Krieger in der zweiten Schlacht auf dem Rigómező (Kossovo-Polje).

Ludwig I. fing an Knese zu adeln und ihnen die fiscalischen Einkünfte zu überlassen. Jede Donation konnte nur die königlichen Einkünfte vergeben, daher die Clausel: Salvo jure alieno. So bildeten sich die russinische Bevölkerung und der russinische Adel im Norden und in der Marmaros, so wie sich die walachische Bevölkerung und der walachische Adel in Siebenbürgen und auch in der Marmaros bildeten. Diese walachische Bevölkerung assimilirte sich nach und nach die gewesene slavische Bevölkerung, so wie die griechischen oder raizischen Kaufleute auch in dem Walachenthum aufgingen.

Seitdem die Türkenkriege begonnen hatten, welche Südungarn entvölkerten, kamen immer mehr und mehr Serben in das Land. Bereits unter Matthias Corvinus begann die Serbeneinwanderung; die größte kam zu Ende des XVII. Jahrhunderts unter der

Anführung des Ipeker Erzbischofs Arsen Černović ins Land. Nach der Vertreibung der Türken wurde der sogenannte Banat mit Deutschen und anderen Colonisten bevölkert. Diese Colonisation namentlich mit Deutschen wurde unter Maria Theresia und Josef II. fortgesetzt. Auch die Umgegend von Ofen und Pest und das Tolnaer Comitat erhielten ihre deutsche Bevölkerung nach dem Abzug der Türken. Jedoch kamen nicht alle Colonisten aus dem Auslande. Aus den nordwestlichen Comitaten Ungarns stammen die großen evangelisch-protestantischen Gemeinden im Pester, Békéser und Szabolcser Comitat, die slavisch waren.

Die sogenannten Nebenländer der heiligen Stefanskrone werden heute allein durch das Königreich Kroatien repräsentirt. Zur Zeit der römischen Herrschaft war dieses zwischen Pannonien und Dalmatien getheilt; diesem gehörte das Küstenland an, jenem der Landstrich zwischen der Drau und der Save. Die Bevölkerung war, wie wir sahen, theils illyrisch, theils keltisch und latinisirte sich unter der Römerherrschaft sehr bald. Als die Avaren im ganzen heutigen Ungarn hausten, gestattete die byzantinische Politik, daß sich Chrovaten (Kroaten) und Serben um 634 im Süden der Save ansiedelten als Schutzwall gegen die Avaren. Die Heimat der Kroaten und Serben war im Norden der Karpathen, in dem jetzigen Galizien. Aus dem hinterkarpathischen Lande waren auch jene Slavenzüge gekommen, welche schon früher die Balkanhalbinsel überflutet hatten: die Kroaten und Serben kann man als die letzten slavischen Zuzüge betrachten. Die Kroaten verbreiteten sich auch diesseits der Save und nach der Constituirung des Königreichs Ungarn kam der Name Slavonien (Sclavonia) für den Landstrich zwischen der Save und Drau auf. Die Gründung des Bisthums von Agram durch Ladislaus den Heiligen um 1085 befestigte und sicherte für die Zukunft dort die römisch-katholische Kirche. Der Agramer Bischof ward Suffragan des Graner Erzbischofs, des Primas von Ungarn. Dieser engere Verband mit dem Hauptlande leistete der Verbreitung der Kroaten in dem westlichen Theile Ungarns bedeutenden Vorschub. Heute findet man Kroaten (Wasserkroaten) auch in den Comitaten von Wieselburg und Ödenburg. Das Land jenseits der Save, das eigentliche Kroatien, sowie auch Dalmatien brachte um 1102 König Koloman unter die Stefanskrone und die ungarischen Könige führten von nun an in ihrem Titel auch den „König von Kroatien und Dalmatien“ oder „rex Croatiae et Dalmatiae“.

Zur ethnographischen Wandlung gehört auch, daß die Serben in das durch die Türkenkriege entvölkerte südliche Ungarn und in den östlichen Theil Slavoniens einzogen. Diese Serben gehören der orientalischen Kirche an. Die Militärgrenze hatte Siebenbürgen im Norden, Osten und Süden, Ungarn und Slavonien im Süden, Kroatien aber im Osten umfaßt. Sie ist nun insgesammt aufgelöst und in die Civilverwaltung getreten und bietet nirgends eine ethnographische Besonderheit. Die Grenzer waren Walachen, Székler, Serben, Slavonier, Kroaten, wie die Provincialen, von denen sie abgetrennt wurden.

Geschichtliche Übersicht.



ie schon der Name der österreichischen Monarchie andeutet, knüpft die Entstehung und die Entwicklung derselben an das Herzogthum Österreich im engeren Sinne an. Bekanntlich hat zuerst Karl der Große auf den Avaren abgerungenem Gebiete jene Mark gegründet, aus welcher das spätere Herzogthum Österreich hervorging. Die Bestimmung der Ostmark war zunächst eine militärische. Sie sollte ein Bollwerk des fränkischen, später des deutschen Reiches im Osten sein und hat sich als solches unter kräftigen Fürsten in der Folge auch bewährt. Die dominirende Stellung, welche das deutsche Reich besonders im XI. und XII. Jahrhunderte gegenüber den böhmischen und ungarischen Nachbarn einnahm, war wesentlich durch den Bestand dieses östlichen Vorwerkes bedingt.

Freilich war diese Ostmark zunächst ein unansehnlicher Landstrich; sie reichte im Süden der Donau nur von der Enns bis an den Wienerwald; im Norden der Donau gab es anfangs keine feste Grenze. Auch wurde die Ostmark noch einmal zerstört. Unter den Einfällen der Magyaren ging sie ein Jahrhundert nach ihrer Entstehung zu Grunde. Erst infolge des entscheidenden Sieges Ottos des Großen, der nach dem Lechfelde genannt wird, wurde die Ostmark wieder hergestellt. „In dem Siege von Augsburg", sagt ein bedeutender Geschichtschreiber unserer Zeit, „liegen die Anfänge Österreichs". In der That gewannen erst jetzt die Verhältnisse im Osten des deutschen Reiches einen festeren Bestand. Namentlich treten in ethnographischer und politischer Hinsicht jene drei Hauptgruppen — die Alpenländer, der Umkreis der böhmischen Länder und jene der ungarischen Krone — immer bestimmter hervor, aus deren Vereinigung später die Großmacht Österreich erwuchs.

Vor Allem wurde das Land östlich der Enns wieder besetzt. Wohl war die wiederhergestellte Ostmark, für welche bald darnach der Name „Österreich" (Ostirrichi) aufkam, anfangs noch unfertig und schwach. Die Grenze im Osten blieb noch lange Zeit schwankend und hat anfangs wenigstens nicht bis zum Wienerwald gereicht, bis wohin sich die Mark in fränkischer Zeit erstreckte. Erst dem Geschlechte der Babenberger, deren Ahnherrn Leopold (Luitpold) Kaiser Otto II. mit der Mark belehnte (976), war es vorbehalten, unterstützt von den Kaisern jener Zeit, in unablässigen Kämpfen den Ungarn das Land bis an dessen heutige Grenze abzuringen. Auch scheint die Mark anfangs in Abhängigkeit von dem Herzogthume Baiern gestanden zu haben. Die Lösung dieses Verhältnisses erfolgte jedoch noch unter den Babenbergern, denen dabei ihre nahe Verwandtschaft mit den Staufern und die Fehde der letzteren mit den Welfen zustatten kam.

Als nämlich König Konrad III. dem Welfen Heinrich dem Stolzen die Herzogthümer Sachsen und Baiern entzog, verlieh er das letztere seinem Stiefbruder, dem Markgrafen

von Österreich Leopold IV. und bald nach dessen frühzeitigem Tode dem Bruder desselben, dem Markgrafen Heinrich Jasomirgott. Wohl mußte dieser, als der neue Kaiser Friedrich Barbarossa sich mit den Welfen aussöhnte, auf Baiern verzichten; dafür wurde er aber anderweitig in reichem Maße entschädigt. Auf demselben Reichstage zu Regensburg (1156), auf welchem Heinrich Jasomirgott mit sieben Fahnen Heinrich dem Löwen das Herzogthum Baiern zurückgab, erhielt er aus dessen Händen durch den Kaiser zwei Fähnlein als Symbole der Mark und der dazu gehörigen drei Grafschaften zurück. Zugleich wurde die Ostmark zu einem Herzogthume erhoben und dieses mit ungewöhnlichen Vorrechten ausgestattet. Natürlich hörte auch das Verhältniß der Abhängigkeit von Baiern zu bestehen auf. Österreich bildete fortan ein selbständiges Reichsterritorium, das durch die demselben gleichzeitig ertheilten Befugnisse die Keime einer bedeutsamen Entwicklung in sich trug. Das neue Herzogthum erforderte aber auch einen bestimmten Mittelpunkt, zu dem sich vor Allem Wien eignete, das eigentlich erst unter Heinrich Jasomirgott, zugleich begünstigt durch die Kreuzzüge, in die Geschichte eintritt. Denn nachdem schon Leopold der Heilige das Schloß auf dem Kahlenberge zu seinem Sitze erkoren hatte, verlegte Heinrich die Residenz nach Wien und den Schwerpunkt des Landes nach Osten.

In mehr als einer Hinsicht war es sodann von der größten Bedeutung, daß Heinrich Jasomirgotts Sohn und Nachfolger Herzog Leopold V. von Österreich auch das Herzogthum Steiermark erwarb und daß dieses fortan fast immer mit Österreich dieselben Fürsten theilte. Dadurch wurde einerseits die definitive Abgrenzung beider Fürstenthümer, von denen Steiermark damals noch im Norden des Semering die einstige Grafschaft Pütten (jetzt Pitten) und überdies das Land westlich der Enns umfaßte, in einer den natürlichen Verhältnissen entsprechenden Weise angebahnt und unter König Ottokar auch wirklich erzielt.

Anderseits lag in der Vereinigung zweier Herzogthümer in einer Hand und in der gleichzeitig sich geltend machenden Entwicklung einer starken Landeshoheit der Beginn eines Processes, der, wenn ihn die Umstände auch weiter begünstigten, zur Ausbildung einer neuen staatlichen Schöpfung führen konnte. Bereits die Babenberger haben ihr Reichsterritorium ansehnlich erweitert; sie haben im Lande ob der Enns weitere und beträchtliche Erwerbungen gemacht, in Krain und der windischen Mark festen Fuß gefaßt. Ja, Friedrich der Streitbare hatte seine Hand bereits nach den angrenzenden Theilen von Ungarn ausgestreckt. Und als Kaiser Friedrich II. sich mit diesem seinem einstigen Gegner versöhnte, da dachte er ernstlich daran, Österreich und Steiermark zu einem Königreiche zu erheben. Doch der Plan zerschlug sich und ein Jahr darnach fand Friedrich der Streitbare, der letzte männliche Sprößling der Babenberger, in der Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn den Tod (1246).

Die beiden schönen Herzogthümer waren nunmehr verwaist und blickten in eine unbekannte Zukunft, die um so dunkler war, da der Stern des im fernen Süden weilenden Kaisers im Sinken begriffen war und bald völlig erlosch. Wohl lebten noch zwei weibliche Verwandte des letzten Herzogs, seine Schwester Margaretha, die Witwe Heinrichs, Sohnes des Kaisers Friedrich II., und seine Nichte Gertrud, deren Gemal, der Markgraf Hermann von Baden, ebenfalls frühzeitig starb, mit Hinterlassung eines Sohnes, jenes Friedrichs von Baden, welcher später mit seinem Freunde, dem letzten Staufer Konradin, auf dem Blutgerüste zu Neapel endete. Allein nicht einer der beiden Babenbergerinnen wurden Österreich und Steiermark zutheil. Vielmehr kam das Erlöschen des babenbergischen Mannesstammes zunächst den Přemysliden zustatten, welche im engen Anschlusse an die Staufer die böhmische Königswürde erlangt, bei dem Untergange des staufenschen Kaiserhauses aber sich der welfisch-päpstlichen Sache angeschlossen hatten. Als Kaiser Friedrich II. und sein gleichnamiger Enkel, dem er im Testamente Österreich und Steiermark vermacht hatte, starben, gewann die päpstliche Partei in den vormals babenbergischen Ländern immer mehr an Ansehen und der böhmische König Wenzel und sein Sohn Přemysl Ottokar, die schon längst mit den vornehmsten österreichischen Edlen und den in Österreich begüterten Bischöfen in Verbindung standen, besetzten im November 1251 Österreich. Dagegen entbrannte über die Steiermark, wo sich König Béla IV. von Ungarn, gestützt auf die ihm übertragenen Rechte der Babenbergerin Gertrud festsetzte, eine Fehde, die der Papst dahin entschied, daß dies Land zwischen Ottokar und Béla nach den natürlichen Grenzen getheilt werden solle. Allein nach wenigen Jahren entstand ein neuer Krieg. Ottokar siegte bei Kroissenbrunn an der March und gewann im Friedensschlusse ganz Steiermark.

Ottokar hatte sich, um einen Rechtsanspruch auf Österreich zu erlangen, mit der Babenbergerin Margaretha vermählt; da aber diese Ehe kinderlos blieb, verstieß er Margaretha, um Kunigunden, einer Enkelin Bélas IV., die Hand zu reichen. Ottokar nahm nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Ulrich von Kärnten aus dem Hause Sponheim, der ihn zum Erben eingesetzt hatte, auch dessen Länder, darunter Theile von Krain in Besitz, so daß sein Reich sich vom Erz- und Riesengebirge bis an das adriatische Meer erstreckte.

Ottokar war eine für seine Zeit ungewöhnliche Erscheinung. Man rühmte seine Klugheit und Beredtsamkeit, seine Tapferkeit und Freigebigkeit. In Böhmen selbst ein warmer Freund und Förderer des Bürgerthums und der Colonisation, suchte er durch eine geordnete Verwaltung und durch sorgsame Pflege ihrer materiellen Interessen die neugewonnenen Länder an sich zu fesseln und sie den Verlust ihrer alten Selbständigkeit und ihrer unmittelbaren Verbindung mit dem Reiche vergessen zu machen. Wie aus einer merkwürdigen Denkschrift hervorgeht, die er auf dem Concil zu Lyon durch den Bischof Bruno von Olmütz, seinen bewährten Rathgeber, dem Papste überreichen ließ, schwebte

ihm als letztes Ziel die Bildung eines selbständigen Staates vor, der als starker Damm gegen die von Osten her drohenden Gefahren außer Böhmen die deutsch-österreichischen Länder und Theile Ungarns umfassen sollte. Doch zur Bildung eines derartigen Staatswesens war die Zeit noch nicht gekommen. Auch hatte Ottokar die Kraft des deutschen Reiches, auf dessen Kosten das seinige sich erweitern sollte, unterschätzt.

Dem Untergange der Staufer war in Deutschland das sogenannte Interregnum gefolgt, eine Zeit tiefster Zerrüttung und Ohnmacht, da die auf den Thron erhobenen auswärtigen Fürsten Alfons X. von Castilien und Richard von Cornwallis blos Schattenkönige waren, unter denen die bisher geltende Obermacht Deutschlands in Europa verloren ging. Nun aber machten die Fürsten dieser „schrecklichen kaiserlosen Zeit“ dadurch ein Ende, daß sie den Grafen Rudolf von Habsburg auf den deutschen Thron erhoben.



Die Habsburg auf dem Wülpelsberg an der Aar (Schweiz).

Rudolf war der älteste Sohn des Grafen Albrecht von Habsburg und einer Gräfin von Kyburg, im Jahre 1218 geboren und von Kaiser Friedrich II. aus der Taufe gehoben. Die Besitzungen seines Hauses lagen in der Schweiz und in Schwaben. In der Schweiz, an der Aar, liegt auch die Stammburg des Hauses, die vielbesungene Habsburg. Guntram der Reiche, dessen Sohn Kanzelin als Graf von Altenburg bezeichnet wird, gilt als der Stammvater des Geschlechtes. Von Kanzelins Söhnen gründete der eine, Radebodo, derselbe, an den sich die Sage von den „Mauern Habsburgs“ knüpft, im Verein mit seinem Bruder (oder Schwager) Werner, dem Bischof von Straßburg, das Kloster Muri in der Schweiz, während der dritte (zweite) Bruder Rudolf das elsäßische Kloster Ottmarsheim mit der noch heute erhaltenen merkwürdigen, der Aachener Pfalzcapelle nachgebildeten Kloster- jetzt Pfarrkirche gestiftet hat. Von Radebodos Söhnen wird der jüngste Werner urkundlich zum ersten Male als „Graf von Habsburg“ bezeichnet. Grafen wurden die Habsburger in jener Zeit genannt, nicht weil ihr Besitz eine Grafschaft war, sondern weil

einzelne Mitglieder ihres Hauses zuweilen das Grafenamt bekleidet hatten. Erst später, als die Grafschaften bereits erblich zu werden begannen, wurde den Habsburgern die Landgrafschaft im Elsaß, die Grafschaft im Zürichgau und die Grafschaft im Aargau zu theil, womit sie zugleich die Vogtei über verschiedene Klöster und Antheile an dem Erbe der Lenzburger und der Kyburger verbanden. Doch ragten die Habsburger nicht durch Reichthum und Macht hervor und hatten sich überdies durch Theilung in zwei Linien — in die ältere habsburgische, welcher Rudolf angehörte, und die jüngere laufenburgische — geschwächt, ein Umstand, der Rudolf in den Augen der Kurfürsten empfahl, die aus Eifersucht auf ihre eigene Stellung von vornherein entschlossen waren, ihre Stimme einem minder mächtigen Fürsten zu geben. Was aber sodann ihre Blicke gerade auf Rudolf lenkte, war der Ruf seiner edlen Persönlichkeit, die in ihrem zugleich imponirenden und gewinnenden Wesen der Typus des ganzen Geschlechtes geworden ist. Sein frommer Sinn, seine Klugheit und Mäßigung, seine Gerechtigkeitsliebe, seine biedere Ritterlichkeit, ja vielfach selbst seine Gestalt sind das Erbtheil seines Hauses geworden.

Rudolf betrachtete es vom Beginne seiner Regierung an als seine Pflicht, die seit dem Sturze der Staufer dem Reiche widerrechtlich entfremdeten Besitzungen an dasselbe zurückzubringen. Dies galt insbesondere von den Ländern, die Ottokar während des Zwischenreiches an sich gebracht hatte. Rudolf forderte daher Ottokar auf, diese Länder an das Reich zurückzugeben und seine Erblande, Böhmen und Mähren, wie es das Herkommen verlangte, von ihm zu Lehen zu nehmen. Da aber Ottokar den an ihn ergangenen Vorladungen nicht Folge leistete, wurde er geächtet und ihm der Reichskrieg erklärt. Gleich zu Beginn des Krieges gelang es Rudolf, Ottokars mächtigsten Verbündeten, den Herzog von Baiern, von diesem abzuziehen. Schon früher hatten sich die in Österreich reichbegüterten Bischöfe von Salzburg, Passau und Regensburg dem römischen König angeschlossen. Einer der wichtigsten und treuesten Bundesgenossen Rudolfs war ferner der Graf Meinhard von Görz-Tirol, dessen Tochter Elisabeth des Königs ältester Sohn Albrecht als Gemalin heimführte. Noch mehr aber als die sich bildende Allianz benachbarter Fürsten förderte Rudolfs Sache die Unzufriedenheit in Ottokars eigenen Ländern, namentlich in Steiermark, wo sich der Adel nicht länger unter das strenge Regiment des Přemysliden und seines Hauptmannes, des Böhmen Milota von Diedič beugen wollte. Selbst in Böhmen gährte es, als der Krieg begann.

Rudolf zog mit dem Reichsheere längs der Donau bis vor Wien, während Graf Meinhard von Görz-Tirol von Süden über Kärnten und Steiermark herankam, wo im Kloster Reun in großer Anzahl die steirischen Edelleute zusammentraten und sich gegenseitig eidlich gelobten, als Reichsvasallen ihrer Pflicht gemäß dem König Rudolf zu dienen und sich nur durch den Tod von einander zu trennen.



König Rudolf von Habsburg.

Die Einnahme Wiens, das sich Rudolf unterwarf, entschied den Krieg. Auch Ottokar beugte sich jetzt vor dem Reichsoberhaupte, lieferte die drei Reichsländer in einem Friedensschlusse aus und empfing von Rudolf die Belehnung mit Böhmen und Mähren. Kaum aber hatte Rudolf das Reichsheer entlassen, als Ottokar im schmerzlichen Gefühle gebeugten Stolzes mit überlegenen Streitkräften den Krieg erneuerte.

Die Lage des römischen Königs war eine um so bedenklichere, als Ottokar in den österreichischen Ländern noch manche geheime Anhänger besaß und auch die Stellung Rudolfs zu den auf seine Erfolge eifersüchtigen Reichsfürsten minder günstig war als zuvor. Um so bedeutsamer war es, daß Rudolf die Bundesgenossenschaft des Königs von Ungarn, Ladislaus IV. für sich gewann. Mit dem Aufgebote der jüngst dem Reiche wiedergewonnenen Länder zog Rudolf in das Marchfeld; hier vereinigte er sich mit den Ungarn und lieferte dem Böhmenkönige am Weidenbache bei Dürnkrut die Entscheidungsschlacht (26. August 1278), die mit der Niederlage der Böhmen und dem Tode ihres Königs endigte. Als Rudolf nach der Schlacht über Mähren in Böhmen eindrang, schloß Ottokars Witwe, Kunigunde, im Namen ihres unmündigen Sohnes Wenzel II. Frieden, der durch eine Doppelheirat zwischen Rudolfs Kindern (Rudolf — Juta) und Ottokars Kindern (Wenzel — Agnes) besiegelt werden sollte.

Schon nach der Beendigung des ersten Krieges gegen Ottokar trat an Rudolf von Habsburg die Frage nach dem Schicksale der österreichischen Länder heran. Der Gedanke, dieselben seinen eigenen Söhnen zuzuwenden, lag um so näher, als ihre Zurückbringung

an das Reich für ihn und sein Haus zugleich einen moralischen Anspruch begründete. Und daß Rudolf selbst von Anfang an auf die Erhöhung seines Hauses bedacht war, kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen; er war klug und scharfsinnig genug, um die Nothwendigkeit der Begründung einer großen Hausmacht zu erkennen, die allein sein Königthum von der Willkür der Wahlfürsten unabhängig zu machen im Stande war. Nur seiner immerhin beschränkten Macht, den Verhältnissen, mit denen er infolge dessen zu rechnen hatte, sowie den Hindernissen, die er besiegen mußte, ist es zuzuschreiben, daß nach der Schlacht an der March noch Jahre vergingen, ehe Rudolfs Wünsche ihre Erfüllung fanden.

Als einen ersten vorbereitenden Schritt zur dauernden Festsetzung seines Hauses in Österreich darf man den Vertrag vom November 1276 betrachten, dem zufolge die gewiß ansehnlichen Besitzungen Ottokars in Österreich an Rudolfs gleichnamigen Sohn fallen sollten. Wichtiger noch waren die bald darnach angeknüpften Verhandlungen mit dem Erzbischof von Salzburg und den Bischöfen von Passau, Regensburg, Freising und Bamberg, die Rudolf von Habsburg zu bewegen suchte, ihre in den wiedergewonnenen Ländern gelegenen Kirchenlehen seinen Söhnen Albrecht, Hartmann und Rudolf zu übertragen. Diese Bemühungen waren vom besten Erfolge gekrönt. Durch die Übertragung der bischöflichen Lehen an seine Söhne war die einstige Erwerbung der Länder, in denen sie lagen, für sein Haus vorbereitet, da im Besitze jenes ansehnlichen Kirchengutes die Söhne Rudolfs eine Macht repräsentirten, neben der die landesfürstliche Macht eines anderen Hauses schwerlich Raum zu gedeihlicher Entwicklung finden konnte.

Rudolf hielt sich nach der Schlacht am Weidenbache noch drei Jahre in Österreich auf. 1276 verkündete er für Österreich, Steiermark und Kärnten einen fünfjährigen Landfrieden, und als er endlich von den wiedergewonnenen Reichslanden Abschied nahm, ließ er daselbst seinen ältesten Sohn, Albrecht, als Reichsverweser von Österreich und Steiermark zurück, nachdem er schon früher seinem Freund und Waffengenossen, dem Grafen Meinhard von Görz-Tirol, dem er auch Krain verpfändete, die Verwaltung Kärntens als Reichsverweser übertragen hatte.

Die einst babenbergischen Länder hatten sich somit an die habsburgische Herrschaft bereits gewöhnt, als Rudolf, mit den erforderlichen Willebriefen der Kurfürsten ausgerüstet, auf einem glänzenden Reichstage zu Augsburg — um Weihnachten des Jahres 1282 — seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf feierlich mit Österreich und Steiermark, Krain und der Mark belehnte. Die Belehnungsurkunde wurde am 24. December 1282 ausgestellt. In dieser Urkunde wird Kärnten nicht genannt, obwohl Rudolf anfangs die Absicht hegte, auch dieses Herzogthum seinen Söhnen zuzuwenden, und obgleich die Mehrzahl der Willebriefe auch auf Kärnten lautete, sowie es anderseits auch kaum einem Zweifel unterliegt,

daß sich die Belehnung der Söhne Rudolfs zu Augsburg auch auf Kärnten erstreckte. Aber ebenso sicher ist es, daß bereits damals Rudolf daran dachte, dieses Herzogthum seinem Bundesgenossen Meinhard zuzuwenden, wie dies in der Folge (1286) auch geschah.*

Rudolf belehnte seine beiden Söhne mit Österreich und Steiermark und wies auch die Bewohner der genannten Länder an, seinen beiden Söhnen als ihren rechten Herren und Herzogen zu gehorchen, indem er sie zugleich von allen ihm und dem Reiche geleisteten Eiden entband. Denn Rudolfs Absicht ging dahin, die beiden Herzogthümer seinem Hause als solchem zuzuwenden und zugleich den landesfürstlichen Rechten desselben den größtmöglichen Umfang zu geben. Allein so sehr auch sonst die Anordnung Rudolfs den Wünschen und Anschauungen der Unterthanen der beiden Herzogthümer entsprechen mochte, so ungewohnt und fremdartig war ihnen die jetzt getroffene Einrichtung, nach welcher zwei Herzoge zugleich regieren sollten. Daher änderte Rudolf auf Bitten der Österreicher und Steirer seine Verfügung später dahin ab, daß nur Albrecht über sie gebieten sollte, während dem jüngeren Sohne, Rudolf, blos gewisse Rechte vorbehalten wurden. So wurde Albrecht I. der erste Herzog von Österreich aus dem Hause Habsburg.

* Die Belehnungsurkunde vom Jahre 1282 lautet in deutscher Übertragung: „Rudolf von Gottes Gnaden römischer König, allzeit Mehrer, allen Getreuen des heiligen römischen Reiches, die gegenwärtigen Brief lesen, auf ewige Zeiten. Der Lenker des römischen Reiches ist zwar von der Beobachtung des Gesetzes entbunden, weil der Schöpfer der Gesetze nicht durch die Bande der bürgerlichen Gesetze beschränkt wird; dennoch erkennt er nothwendig die Herrschaft des Naturgesetzes an, welches überall und über Alles gebietet. Denn die gebieterische Macht dieses Gesetzes herrscht so gewaltig, macht in so überreichem Maße ihre Befehle geltend, übt auf alle einen so überwältigenden Zwang, beugt Jedermann so unerbittlich unter ihr Joch, daß jedes Wesen den Satzungen desselben gehorcht und dessen Vorschriften sich fügt, seine Herrschaft anerkennt und seinem Machtgebote sich unterwirft. Daher beugen auch wir, obgleich wir auf die hehre Höhe königlicher Würde und über Recht und Gesetz gestellt sind, dennoch vor dem Walten des natürlichen Gesetzes demüthig unser Haupt, und um letzterem unsere gebührende Schuld abzutragen, geben wir den Getreuen des römischen Reiches in Mit- und Nachwelt zu wissen, daß wir unter mancherlei Bezeugungen unermeßlicher Freigebigkeit, die wir vom Beginne unserer Regierung vielen Getreuen des Reiches zutheil werden ließen, auf Antrieb, ja vielmehr auf Befehl und Gebot jenes Naturgesetzes die Standeserhöhung und Macht unseres Geschlechtes zu fördern beflissen gewesen sind und daher mit freier und ausdrücklicher Zustimmung der nach altem Herkommen zur Königswahl berechtigten Fürsten die Fürstenthümer und Herzogthümer Österreich, Steiermark, Krain und die Mark mit allen Ehren, Rechten, Freiheiten, und Zugehör, wie sie glorreichen Andenkens die Herzoge Leopold und Friedrich von Österreich und Steier besaßen, sowie mit allem, was in den genannten Ländern König Ottokar von Böhmen rechtmäßig erworben, unsern erlauchten Söhnen Albrecht und Rudolf zu Augsburg feierlich mit Fahnen und in den sonst üblichen Rechtsformen zu Lehen gegeben und sie selbst in die Reihe der Reichsfürsten aufgenommen, ihnen Fürstenrecht verliehen und von ihnen für die genannten Fürstenthümer den Eid der Treue und die Huldigung empfangen haben. Möge es daher Niemand wagen, diesen unsern Gnadenbrief zu verletzen oder demselben freventlich zuwiderzuhandeln, widrigenfalls er sich einer schweren Beleidigung unserer Majestät schuldig macht. Zum Zeugniß dessen und zur ewigen Bekräftigung haben wir gegenwärtigen Brief anfertigen und mit dem goldenen Majestätssiegel versehen lassen. Zeugen: Die Ehrwürdigen Konrad, Bischof von Straßburg, Hartmann, Bischof von Augsburg, Heinrich, Bischof von Regensburg und Wernhard, Bischof von Seckau; die Erlauchten Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Baiern, unsere Fürsten Konrad, Herzog von Teck, Hermann, Markgraf von Baden, Heinrich, Markgraf von Burgau, und Heinrich, Markgraf von Hachberg; die angesehenen Männer und Grafen Albert und Burkard, Brüder von Hohenberg, Heinrich, Friedrich und Egeno von Fürstenberg, Eberhard von Habsburg, Ludwig von Öttingen, der von Flügelau, Meinhard von Tirol und Günther von Schwarzenburg; der edle Herr Friedrich, Burggraf von Nürnberg, Wernhard von Schaumberg, Liutold von Kuenring, Friedrich Truchseß von Lengbach, Ulrich von Capellen, Erchanger von Landeser, Herlnid und Liutold, Brüder von Stadeck, und viele andere mehr. Zeichen des Herrn Rudolf, unbesiegten Königs der Römer. Gegeben zu Augsburg von der Hand Meister Gottfrieds, Propstes zu Passau, unseres Protonotars am 27. December in der 11. Indiction, im Jahre des Herrn 1282 und unseres Reiches im 10."

Augustus Vniuersis sacri Romani Imperij fidelibus pre-

Die Belehnung der Söhne Rudolfs mit den österreichischen Ländern war ein Act von eminent friedlicher Bedeutung, der versöhnende Abschluß einer bewegten Periode in der Geschichte unserer Heimat. Ein geistvoller Geschichtschreiber der Gegenwart nennt die Schlacht auf dem Marchfelde „den Geburtstag des habsburgischen Österreich“, und so hat auch unser großer vaterländischer Dichter die Sache aufgefaßt, indem er Rudolf von Habsburg noch auf der Walstatt an der March seine Söhne belehnen läßt. Sieht man aber von der poetischen Licenz ab, welche zur Erzielung einer dramatischen Perspective die zeitlich getrennten Momente an einander rückte, so dürfte mit noch größerem Rechte der Tag der Belehnung zu Augsburg als „Geburtstag des habsburgischen Österreich“ bezeichnet werden, da eben an diesem Tage jenes unlösbare Band geschlungen wurde, welches fortan die werdende Dynastie mit dem werdenden Donaureiche verknüpfte.



Königin Anna, Gemalin Rudolfs von Habsburg, und ihr Söhnchen Karl.

Rudolf von Habsburg hat Österreich, Steiermark und Krain an sein Haus gebracht. Eine Zeit lang hat er auch nach dem Besitze von Kärnten gestrebt. Damit sind aber die Pläne Rudolfs, soweit sie die Erhöhung seines Hauses betrafen, nicht erschöpft. Die Heirat seines Sohnes Rudolf mit der Premyslidin Agnes und die Belehnung mit Ungarn, die er auf einem Hoftage zu Erfurt (1290) nach des Árpáden Ladislaus IV. Tod seinem Sohne Albrecht ertheilte, eröffnen uns eine weite Perspective. Nimmt man hinzu, daß Rudolf seinem ältesten

Sohne auch die Nachfolge im Reiche zu sichern bemüht war, ja sogar den Plan hegte, die deutsche Königswürde in seinem Hause erblich zu machen, so leuchtet ein, daß, wenn alle diese Bestrebungen das Glück begünstigte, das Haus Habsburg schon damals jene dominirende Stellung erlangt hätte, die es in Wirklichkeit erst nach mehr als zwei Jahrhunderten erklimmen sollte. Rudolfs Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. In Ungarn bestieg Andreas III., der letzte Árpáde, den Thron, und Rudolf von Habsburg trat seinen Grabesritt nach Speier an, ohne die Wahl seines Sohnes zum Nachfolger im Reiche durchgesetzt zu haben. Immerhin knüpft sich an seinen Namen das erste Auftauchen des österreichischen Staatsgedankens, einer Idee, die zwar noch unsicheres Dämmerlicht umgab, die sodann wiederholt auftauchte und wieder von der Bildfläche schwand, zuletzt aber doch siegreich und segenbringend in die Wirklichkeit trat.

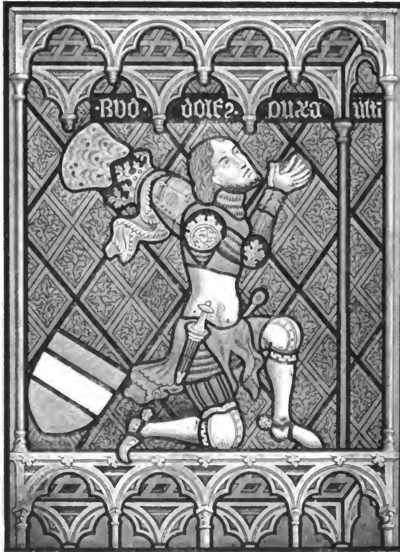


Königssiegel Albrechts I.

Rudolf von Habsburg war zweimal vermählt gewesen; seine erste Gemalin war Anna von Hohenberg (später, seit ihrer Krönung Gertrud genannt); seine zweite Gemalin war Agnes, die Tochter des Herzogs Hugo IV. von Burgund, mit der er sich erst im vorgerückten Alter, nach dem Tode seiner ersten Frau, vermählte. Anna wurde die Ahnfrau des ganzen Hauses, indem sie ihrem Gemal außer sieben Töchtern vier Söhne, Albrecht, Hartmann, Rudolf und Karl gebar, von denen indeß nur der älteste, Albrecht, den Vater überlebte. Hartmann ertrank am 21. December 1281 bei einer Fahrt auf dem Rheine, Karl starb bald nach seiner Geburt 1276, Rudolf 1290.

Was Rudolf von Habsburg nicht mehr zu erreichen vermochte, das schien dessen Sohn Albrecht durchsetzen zu sollen, ein Fürst, wie ihn die emporkommende Landeshoheit Österreichs bedurfte, ein Mann voll Verstand und Thatkraft, von eiserner Strenge gegen

alle, die sich wider seine Gebote auflehnten, aber auch denen, die sich unterwarfen, zu verzeihen geneigt. In Österreich räumte er mit den Resten der Reichsunmittelbarkeit auf. Bekannt sind die Kämpfe, in die er mit dem Adel seiner eigenen Lande und mit den



Herzog Rudolf IV., der Stifter.

Wienern gerieth. Er ging als Sieger aus diesen Kämpfen hervor. Auch die Krone des deutschen Reiches erlangte Albrecht, und als der Mannesstamm der Přemysliden erlosch, belehnte er seinen ältesten Sohn Rudolf mit Böhmen und ließ sich von den dortigen Ständen das Versprechen ertheilen, wenn Rudolf ohne Erben stürbe, dessen Bruder Friedrich auf den Thron zu erheben. Aber ein neidisches Schicksal rief schon nach einem

Jahre Rudolf aus dem Leben ab, und als Albrecht wider die Böhmen, die gegen ihr Versprechen Meinhards Sohn, Heinrich von Kärnten, auf den Thron beriefen, zum Schwerte griff, raffte auch ihn ein grauenhaftes Verhängniß hinweg.

Für die Habsburger in Österreich trat mit Albrechts Tode eine Zeit schwerer Prüfungen ein. Vergebens hatte Albrecht, sowie einst sein Vater, die deutsche Königswürde in seinem Hause erblich zu machen gesucht; vielmehr wendeten nach seinem Tode die Kurfürsten ihre Stimmen dem Grafen Heinrich von Luxemburg zu, dessen Sohn Johann später auf den Thron Böhmens gelangte. Und als nach Heinrichs VII. Tode die habsburgischen Brüder sich neuerdings um die deutsche Krone bewarben, wurden in zwiespältiger Wahl Friedrich der Schöne von Österreich und Ludwig der Baier erkoren. Zwischen den beiden Gewählten entbrannte der Kampf um das Reich, in welchem nach langem Ringen die Habsburger unterlagen. Immer weiter sahen sich diese von den glänzenden Zielen der Politik ihres Ahnherrn abgedrängt. In richtiger Würdigung der Verhältnisse gaben nach Friedrichs des Schönen Tode die Habsburger die Bewerbung um die deutsche Krone auf und suchten vielmehr nach dem Beispiele der anderen großen Fürsten des Reiches ruhig aber unaufhaltsam ihren Besitz zu mehren und ihre Macht möglichst selbständig zu begründen. Drei mächtige Häuser: Habsburg, Luxemburg und Wittelsbach hielten sich damals in Deutschland das Gleichgewicht, das aber irgend ein neuer Machtzuwachs in ein Übergewicht des einen derselben verwandeln konnte. Der Tod Heinrichs, des Herzogs von Kärnten und Grafen von Tirol, der nur Töchter hinterließ, bot die nächste Aussicht auf einen solchen Länderzuwachs dar, und die Ausdauer, mit welcher die Habsburger dieses Ziel verfolgten, wurde durch die Erwerbung zweier herrlicher Länder, Kärntens und Tirols belohnt.

Die Erwerbung Kärntens ist mit der Erinnerung an einen der weisesten und besten Fürsten jener Zeit, an Albrecht den Lahmen verknüpft; jene Tirols dankt das Haus Habsburg einem seiner begabtesten Söhne, dessen Name noch heute in herrlichen Stiftungen fortlebt. Mit all dem Feuereifer, der seine jugendliche Brust durchglühte, erging sich Rudolf der Stifter während eines leider nur kurz bemessenen Lebens in den kühnsten Entwürfen, um die Ehre Österreichs und seines Hauses zu erhöhen. In edlem Wetteifer mit seinem kaiserlichen Schwiegervater Karl IV. gründete er die Universität in Wien und förderte er den Bau der neuen Stefanskirche. Es verdroß ihn, daß die goldene Bulle Österreichs Fürsten, die doch an Macht und Ansehen bereits alle anderen überragten, aus dem Kurcollegium definitiv ausschloß, und er suchte daher wenigstens diesem Österreich, das er auf seinem großen Siegel als „Schild und Herz des Reiches" bezeichnete, alle die Vorrechte zuzuwenden, deren sich die kurfürstlichen Territorien erfreuten, und indem er diese Vorrechte, wie sie vornehmlich in dem sogenannten Fridericianum maius zum Ausdrucke gelangen, zugleich auch für alle übrigen habsburgischen Länder in Anspruch nahm,

wollte er Österreich, das ihm auch den erzherzoglichen Titel verdankt, gleichsam zum Mittelpunkt seiner Länder erheben und hat er deren staatsrechtliche Verschmelzung für die Folge angebahnt. Er war der Erste seines Hauses, der, die italienischen Verhältnisse ins Auge fassend, hier eine selbständige Politik entwickelt hat. Und wie sein gleichnamiger Ahnherr griff auch er mit seinen kühnen Hoffnungen über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus und faßte in dem wahrscheinlich aus seiner Initiative hervorgegangenen Erbvertrage zu Brünn (1364), den er mit Kaiser Karl IV. schloß und dem bereits ein früherer mit König Ludwig von Ungarn vorausgeschickt war, die einstige Vereinigung Ungarns und Böhmens mit den österreichischen Erbländern ins Auge. Aber Rudolf vermochte die kaiserliche Anerkennung des Maius nicht zu erlangen und der österreichische Staatsgedanke, den er vorbereiten wollte, trat nach seinem Tode hinter der Theilungspolitik seiner Brüder und deren trüben Folgen wieder zurück.

Im Gegensatze zu anderen Herrscherhäusern hatten die Habsburger bisher in ungetheiltem Besitze ihre Länder gemeinsam regiert und noch Albrecht II. hatte in seinem Hausgesetze von 1355 bestimmt, daß die Herzoge, „der älteste wie der jüngste und der jüngste wie der älteste mit einander lieblich, tugendlich und brüderlich in allen Dingen leben sollten." Daneben hatte Rudolf der Stifter im wohlverstandenen Interesse des Ganzen einen gewissen Vorrang des ältesten unter den Brüdern zu begründen gesucht. — Allein bei der Verschiedenheit der Charaktere, wie sie zwischen Rudolfs Brüdern und Nachfolgern, Albrecht III. und Leopold III. bestand, kam es zu einer Reihe von Theilungsverträgen unter denselben, von denen der letzte (1379) der wichtigste ist, da derselbe zur Bildung zweier Linien führte, der albrechtinischen in Österreich und der leopoldinischen in den übrigen Ländern. Von diesen Linien hat sich die letztere späterhin in zwei weitere Zweige, den steirischen und den tirolischen getheilt. Erst mit dem nachgebornen Ladislaus (1457) erlosch die albrechtinische Linie und wurde von der steirischen beerbt, die (1490) wieder alle Länder vereinigte.

Die Theilungen schwächten das Haus Habsburg nach außen und hatten im Innern viele, selbst blutige Zerwürfnisse zur Folge. Wohl führte die Niederlage bei Sempach die Habsburger zur Einsicht, daß ihre Kraft in ihrer Eintracht liege; die Söhne Leopolds III., der im Treffen gegen die Eidgenossen gefallen war, baten ihren Oheim Albrecht III., er möge mit Aufhebung der früheren Theilung auf Lebenszeit auch die Verwaltung ihrer Länder übernehmen. Auch kamen den Habsburgern die Wirren, welche nach dem Tode der beiden mächtigen Nachbarfürsten, Kaiser Karls IV. und König Ludwigs des Großen, deren Reiche Böhmen und Ungarn erfüllten, insoferne zustatten, als in diesen Stürmen die stolzen, der habsburgischen Machtentwicklung nicht ungefährlichen Entwürfe der Luxemburger und der Anjous scheiterten. Aber seit Albrechts III. Tode sind auch im Hause

Habsburg die Blätter der Geschichte mit Erb- und Vormundschaftsstreitigkeiten erfüllt, wozu der Anlaß in den älteren Hausgesetzen mit ihren unklaren Bestimmungen über die Rechte des Seniorats und der jüngeren Herzoge lag. Dazu kam, daß sich die leopoldinische Linie in zwei weitere Zweige, den steirischen und den tirolischen theilte, allerdings so, daß es nicht gerade zur Bildung neuer Linien kam, sondern blos eine Verwaltungstheilung in der Weise eintrat, daß sich auch fernerhin die Angehörigen beider Zweige als „ungetheilte Erben" betrachteten. Immerhin hatten diese Theilungen eine allmälige Entfremdung der Linien und Zweige zur Folge, die sich zunächst auch in einer verhängnißvollen Divergenz der politischen Ziele aussprach. Nur so war es möglich, daß während zwischen der leopoldinischen Linie und den Luxemburgern überall ein Gegensatz der Interessen sich aufthat, der auf dem Constanzer Concil dem tirolischen Zweige nahezu eine Katastrophe bereitete, sich das albrechtinische Haus auf das engste an das luxemburgische anschloß.

Die Unterstützung, welche Herzog Albrecht V. von Österreich dem König Sigismund gegen die Böhmen leistete, war auch sonst von den größten Folgen begleitet. War sie einerseits der Lohn treuer Freundschaft, die einst Sigismund dem Herzog Albrecht IV. erwiesen und die er auf dessen Sohn Albrecht V. übertrug, so war sie zugleich das Ergebniß politischer Verhandlungen, die, unter Albrecht IV. begonnen, eben jetzt ihren bedeutsamen Abschluß fanden. Sigismund hatte bereits Albrecht IV. mit Zustimmung der Stände zu seinem lebenslänglichen Stellvertreter, ja für den Fall, daß er selbst ohne Hinterlassung männlicher Nachkommenschaft sterben würde, zu seinem Nachfolger in Ungarn ausersehen. Als Albrecht IV. starb, nahm sich seines Sohnes Albrecht V. Sigismund in wahrhaft väterlicher Weise an. Schon 1411 ersah ihn Sigismund zum künftigen Gemal seiner einzigen Tochter Elisabeth, welche für den Fall, daß ihr Vater keinen Sohn mehr bekäme, durch die Großen Ungarns zur Kronerbin erklärt worden war und die, da Wenzel keinen anderen Erben als seinen Bruder Sigismund hatte, diesem dereinst auch in Böhmen folgen mußte. Entscheidend aber war erst der Vertrag, den Sigismund mit Herzog Albrecht V. im Jahre 1421 einging, demzufolge dieser gegen die Verpfändung mehrerer Städte in Mähren und die Festsetzung der Aussteuer seiner Braut dem König seine ganze Macht wider die Hussiten zur Verfügung stellte. Am 19. April 1422 wurde die Vermählung Albrechts mit Elisabeth, der Tochter Sigismunds vollzogen, 1423 übertrug ihm Sigismund die Markgrafschaft Mähren als böhmisches Lehen und setzte ihn zugleich für den Fall, daß der Mannesstamm der Luxemburger erlöschen würde, zum Erben der böhmischen Krone ein.

So knüpfte Sigismund den Herzog Albrecht auf das engste an sein Interesse; indem dieser für seinen Schwiegervater die Waffen führte, trat er zugleich für sein eigenes künftiges Erbe in die Schranken. Dieses Erbe seinem Schwiegersohne gegen alle Anfechtungen zu sichern, bildete den Gegenstand der Bemühungen, mit denen Sigismund seine Lebens-

und Herrscherlaufbahn beschloß. Die Sorge für Albrecht und dessen Gemalin gab ihm das Geleite, als er bereits todessiech nach Art der Imperatoren des alten Rom, in einem Armstuhl sitzend, im kaiserlichen Ornate und mit einem grünen Kranze auf dem Haupte die letzte Fahrt aus seiner Hauptstadt Prag nach Znaim antrat. Hier in Znaim empfahl



Königssiegel Albrechts II.

er den um ihn versammelten Großen noch einmal Sohn und Tochter als Erben seiner Krone. Mit all der hinreißenden Beredtsamkeit, die dem letzten Luxemburger in so reichem Maße eigen war, entwickelte er ihnen seine Wünsche und deren Zweck. „Das Wohl beider Reiche heische dringend jene Wahl; insbesondere werde Ungarn gegen die Türken seinen Rückhalt in Böhmen und Österreich, wie diese Länder in Ungarn die Vormauer gegen die im Vordringen begriffenen Ungläubigen finden.“ Es war die letzte Verfügung des kranken Kaisers, mit dessen Tode das Haus Luxemburg im Mannesstamme erlosch (1437).

Das ist die Zeit, in welcher der österreichische Staatsgedanke zum ersten Male zu reellem Ausdrucke gelangte, da Herzog Albrecht V. von Österreich seinem Schwiegervater, dem Luxemburger Sigismund, sowohl in Ungarn und Böhmen als auch auf dem deutschen Thron folgte. Ja die deutsche Krone ist von da an sogar im dauernden Besitze der Habsburger geblieben, eine Thatsache, die für den Ausbau der österreichischen Monarchie von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen ist. Dagegen gingen Ungarn und Böhmen in den stürmischen Wogen nationaler Tendenzen und unter den Erbfolgestreitigkeiten im Hause Habsburg für dieses noch einmal verloren. Zunächst lag in dem frühzeitigen Tode Albrechts II., an dessen hohen Sinn und männliche Thatkraft sich die schönsten Erwartungen knüpften, ein schweres Verhängniß. Vergebens entwarf sein Testament die ersten Grundzüge einer Organisation der von ihm beherrschten österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder, deren Verbindung sich jetzt, wenn auch zunächst nicht der Form, so doch der Sache nach neuerdings löste.

Albrechts Tod machte Herzog Friedrich V. (den Jüngeren), seinen Nachfolger auf dem deutschen Throne, zugleich zum Chef seines Hauses. Als erstgeborner Sohn Ernsts des Eisernen besaß Friedrich infolge vorausgegangener Theilungen zusammen mit seinem Bruder Albrecht VI. die sogenannten „niederen Lande" (das später sogenannte Inner-Österreich), das ist Steiermark, Kärnten und Krain. Bei seines Oheims Herzog Friedrichs (des Älteren) Tode (1439) übernahm er die Vormundschaft über dessen Sohn Sigismund und die Regentschaft über die „oberen Lande", das ist die Vorlande und Tirol, und ebenso sah sich Königs Albrecht Witwe in ihrer Bedrängniß bald gezwungen, ihm die Vormundschaft über ihren Sohn, den nachgeborenen Ladislaus zu überlassen. Indem so Friedrich III. — wie er sich als deutscher König und römischer Kaiser nannte — theils als Landesfürst theils als Vormund zum ersten Male wieder alle habsburgischen Lande in seiner Hand vereinigte, war er sofort darauf bedacht, diese Vereinigung zu einer dauernden zu gestalten. Daher suchte er ganz im Sinne seines Vorgängers Rudolf des Stifters den Seniorat, welcher seit einiger Zeit in den Hintergrund getreten war, zunächst innerhalb seiner eigenen Linie, bald auch in dem Gebiete des albrechtinischen Zweiges seines Hauses wieder in seine vollen Rechte einzusetzen. Darum bezeichnete er sich gelegentlich geradezu als den „Vorgeher, Verweser und Versorger" seines Bruders Albrecht oder als den „Ältesten und Regierer des Namens und Stammes des Fürstenthums und des ganzen Hauses Österreich", dem nach altem Herkommen allein zustehe, das Land unter und ob der Enns zu regieren und die hinterbliebenen Kinder der anderen Herzoge „inne zu haben und über dieselben die Gerhabschaft auszuüben." Darum suchte er auch die Vormundschaftsführung in Tirol zu verlängern. Aus demselben Grunde hielt Friedrich den König Ladislaus, als derselbe am 22. Februar 1452 zu seinen „bescheidenen Jahren" kam und mit diesem Zeitpunkte

die Vormundschaft und Verwesung ein Ende nehmen sollte, an seinem Hofe fest. In Urkunden bezeichnete Friedrich Österreich als sein Land, die Burg zu Wien als seine Burg, und das Gerücht wußte zu erzählen, der Kaiser habe von zwei Kurfürsten und von einigen Baronen Österreichs Verschreibungen erwirkt, wonach in Zukunft stets der Älteste des Hauses Österreich alle Lande und Herrschaften desselben regieren sollte.

So sehr nun aber die Vereinigung aller Länder und Herrschaften in einer Hand dem wohlerwogenen Interesse des Hauses entsprechen mochte, so stand derselben doch das Herkommen gegenüber, das nun schon seit geraumer Zeit den jüngeren Herzogen Anspruch auf Theilung, ja selbst auf Gleichberechtigung mit dem Senior gewährte. So vermochte denn auch Friedrich die beanspruchte Stellung als „Vorgeher, Verweser und Versorger" seines Hauses auf die Dauer nicht festzuhalten. Nicht nur nöthigte ihn sein Bruder Albrecht zu mancherlei Zugeständnissen, er sah sich auch gezwungen, seinen Vetter Sigismund aus der Vormundschaft zu entlassen. Und ebenso brach während seiner Romfahrt (1452) jener Aufstand in Österreich aus, der ihn nöthigte, den jungen König Ladislaus den Ständen zu übergeben. Der Umstand, daß Friedrich mit der Herausgabe seines Mündels, zu der ihn nicht nur die Stände Österreichs, sondern auch die Ungarn und die Böhmen drängten, so lange zögerte, hatte übrigens die verhängnißvolle Wirkung, daß sich allenthalben das Bedürfniß der Selbsthilfe, namentlich in Böhmen und Ungarn, regte.

Schon Albrecht V. hatte den feindlichen Gegensatz jener national-utraquistischen Partei zu bekämpfen, die aus den hussitischen Wirren in Böhmen siegreich hervorgegangen war. Statt das sich auf die goldene Bulle Karls IV. für Böhmen stützende Erbrecht der Tochter Sigismunds und die mit dem Hause Habsburg geschlossenen Erbverträge anzuerkennen, steuerte diese Partei auf ein nationales Wahlkönigthum los. Zunächst stellte sie dem Ketzerfeinde deutscher Abkunft einen Prinzen aus jenem polnischen Königshause, das früher schon in Verbindung mit den Hussiten gestanden hatte, als Prätendenten gegenüber. Nach Albrechts Tode schritt man zu einer förmlichen Königswahl, und als diese an der ablehnenden Antwort des Gewählten, des Herzogs von Baiern scheiterte, fühlte sich der Adel bereits stark genug, sich Jahre hindurch ohne König zu behelfen. Unter dem Einflusse der Parteien, die sich aus der hussitischen Bewegung gebildet hatten, löste sich Böhmen in einzelne Adelsbünde auf, unter denen allmälig jener der Utraquisten unter der Leitung Ptáčeks die Oberhand gewann, bis endlich Ptáčeks Nachfolger in der Führung der Partei des Kelches, Georg von Podiebrad, als von den Ständen wie von den Habsburgern anerkannter Gubernator Böhmens die Zügel der Regierung in sichere Hände nahm.

In Ungarn hatte man dereinst Elisabeths Erbrecht in der Form anerkannt, daß man versprach, ihren Gemal zum König zu wählen. So gelangte auch Albrecht V. durch die Wahl der Stände auf den Thron. Als nun Albrecht starb, ehe seine Gemalin den

erhofften Erben der Krone geboren hatte, erhob auch hier die nationale Partei den Anspruch auf freie Wahl. Sie drang mit diesem Anspruche umso leichter durch, als die Regierung eines schwachen Weibes und, wenn Elisabeth einen Sohn gebar, die eines Kindes gegen die dem Reiche von außen, namentlich von den Türken drohenden Gefahren keinen genügenden Schutz gewähren konnte. Obgleich Elisabeth einen Sohn gebar, jenen Ladislaus, der, weil er erst nach dem Tode seines Vaters das Licht der Welt erblickte, den Beinamen Posthumus, das ist der Nachgeborene, in der Geschichte führt, bot die nationale Adelspartei dem König von Polen, Wladislav, die Krone Ungarns an. So hatte Ungarn sich zwischen den beiden Gegnern zu entscheiden, zwischen dem Knaben Ladislaus, dessen Recht auf der Abstammung von dem früheren Königshause und auf der bereits vollzogenen Weihe mit der Stefanskrone beruhte, und dem jugendlichen Polenfürsten, den das Recht der Wahl auf den Thron berief. Was zu Gunsten des letzteren in die Wagschale fiel, war nicht so sehr die hilflose Lage der Königin-Witwe und ihres Sohnes, auch nicht der plötzliche Tod der Königin, sondern der Umstand, daß das Königthum Wladislavs Polens Hilfe gegen die Türken in sichere Aussicht stellte, und die Förderung, welche die römische Curie eben deßhalb dem Jagellonen zutheil werden ließ. Der Zug des jugendlichen Heldenkönigs nach Varna war der letzte Versuch, die dauernde Festsetzung der Türken in Europa zu hindern. Wladislavs Tod in der Schlacht bei Varna und der Ausgang des Treffens, das mit der gänzlichen Niederlage des polnisch-ungarischen Heerbannes endete, entschied über das Schicksal der Balkanhalbinsel und über die Reste des romäischen Reiches. Seit dieser Zeit erlosch der Glaube an die Möglichkeit, die Osmanen aus Europa wieder zu vertreiben, und bereitete sich der Fall Constantinopels vor.

Auch für Ungarn war der Ausgang dieses Krieges von der größten Bedeutung. Da der eine König gefallen, der andere minderjährig und in der vormundschaftlichen Gewalt seines Vetters Friedrich war, lag fortan das Schicksal Ungarns in den Händen jener Partei, welche im Namen der nationalen Selbstbestimmung ihr Banner entfaltete. Wohl wurde Ladislaus jetzt zum König gewählt; denn der Wahl, nicht dem Erbrecht sollte er die Krone verdanken. Aber die wirkliche Macht fiel dem gefeierten Helden so vieler Türkenkämpfe, Johannes Hunyadi zu, der zum Gubernator des Reiches erwählt, in Ungarn eine Stellung einnahm, die jener Georgs von Podiebrad in Böhmen glich. Die Vertheidigung Belgrads gegen die Türken ist das Ende der Laufbahn des Helden, der bald darnach der Seuche erlag. Aber die Erinnerung an jene Großthat wob um sein Haus einen Glorienschein, dessen Gold sich dereinst als Königskrone um das Haupt seines Sohnes schmiegen sollte.

Auch in Österreich bezeichnet diese Periode die Ausbildung der ständischen Macht. In den Streitigkeiten des herrschenden Hauses ging einerseits der Begriff der landesherrlichen Gewalt, anderseits das Bewußtsein der pflichtmäßigen Unterwürfigkeit unter

dieselbe verloren. Dem gegenüber traten die mächtigeren geistlichen und weltlichen Landherren in ständische Corporationen zusammen und nahmen, sich über die streitenden Fürsten stellend, die Gewalt in ihre Hände. Dazu gesellte sich der Ehrgeiz einzelner Großen, wie jenes Emporkömmlings Eytzinger, der in Österreich eine Stellung gleich jener der Gubernatoren von Ungarn und Böhmen anstrebte. Es gelang ihm vorübergehend sogar jenen Grafen Ulrich von Cilli zu verdrängen, der seit der Entlassung des Königs Ladislaus aus der Vormundschaft als dessen mütterlicher Oheim am Hofe den ersten Platz einnahm. Zwar erlangte der Graf bald wieder des Königs Gunst; wie früher der Cillier, so mußte jetzt Eytzinger den Hof verlassen. Aber den Versuch, auch die Stellung der Söhne des Johannes Hunyadi in Ungarn zu erschüttern, büßte Graf Ulrich von Cilli mit dem Leben. Und wenn auch der erzürnte König die blutige That durch die Hinrichtung des Ladislaus Hunyadi und durch die Gefangennehmung des Matthias Hunyadi rächte, so rief doch gerade dies die tiefste Gährung in Ungarn hervor. Nur der unerwartete Tod des frühreifen Königs zu Prag, wo er die Vorbereitungen zu seiner Hochzeit mit einer französischen Königstochter traf, beugte dem Ausbruche eines blutigen Krieges vor (1457).

Mit Ladislaus Posthumus erlosch der Mannesstamm der albrechtinischen Linie des Hauses Habsburg. Zugleich löste sich mit seinem Tode die Personalunion wieder auf, welche seit mehreren Jahren zwischen Ungarn, Böhmen und Österreich bestanden hatte. Was zunächst Böhmen betrifft, so mußte der Umstand, daß man sich über die Frage, ob einst Albrecht II. dem König Sigismund auf Grund des Brünner Erbvertrages oder nur in seiner Eigenschaft als Schwiegersohn gefolgt sei, ob also der Thron den Habsburgern oder, wie einst Sigismunds Tochter, einer der Töchter Albrechts gebühre, nicht zu einigen vermochte, jener Partei, welche schon seit langer Zeit auf ein nationales Wahlkönigthum lossteuerte, und jenem Manne, der schon seit Jahren sich im Besitze der factischen Gewalt befand, zustatten kommen. In der Wahl Georgs von Podiebrad, des Hauptes der utraquistischen Partei, gelangte die große kirchlich-nationale Bewegung, die sich bisher nicht staatlich zu constituiren vermocht hatte, nun endlich zum Siege. Utraquismus und Wahlfreiheit bildeten die Grundlagen für den neuen Thron.

Kurz vor Georg bestieg Matthias Hunyadi den ungarischen Thron. Eben der Umstand, daß Matthias seine Erhebung auf den Thron nicht einem persönlichen Anrechte, sondern lediglich der freien Wahl verdankte, kam den analogen Bestrebungen Georgs von Podiebrad zustatten, der deßhalb den jungen König gern aus der Haft zu Prag entließ und durch die Verlobung seiner Tochter mit demselben sein eigenes Glück an dessen Glück zu fesseln suchte. Und doch bestand zwischen dem Königthum beider ein tiefgehender Unterschied. Wohl bildete die Wahlfreiheit die Grundlage der beiden Throne, aber die religiösen Verhältnisse lagen hier doch völlig anders als in dem Nachbarreiche, wo gerade

das kirchliche Moment den Grund oder doch den Vorwand zum Widerstande gegen den „aufgeruckten König“ abgab. Matthias war ein treu ergebener Sohn der Kirche und sowie er sich stets der Unterstützung der Curie erfreute, so erkannte diese wiederum in dem guten Schwerte des thatkräftigen Ungarkönigs den festen Schirm gegen das Drängen der Osmanen, aber auch gegen die anderen Feinde des heiligen Stuhles. So kam es, daß, als in der Folge einerseits Georg von Podiebrad den gewaltigen Kampf für den Glauben seines Volkes von neuem aufnahm und anderseits die Bande der Verwandtschaft zwischen ihm und Matthias durch den Tod der Gattin des letzteren sich lösten, die Curie gerade den ungarischen König zum Verfechter ihrer Sache sich ersah und dieser, ehrgeizig wie er war, angesichts der Möglichkeit, nun auch die Krone Böhmens auf sein Haupt zu setzen, sich dem päpstlichen Stuhle zur Verfügung stellte.

Daß Ungarn und Böhmen nach dem Tode des nachgeborenen Ladislaus für die Habsburger verloren gingen, war wesentlich eine Folge des Streites, in welchen Kaiser Friedrich III. mit seinem Bruder Albrecht VI. und seinem Vetter Sigismund von Tirol über den Besitz des Herzogthums Österreich gerieth, welches er als Ältester seines Hauses für sich allein in Anspruch nahm. Wohl wurde dieser Streit durch einen Vertrag beigelegt, dem zufolge Friedrich das Land unter der Enns nebst Wien, Albrecht jenes ob der Enns bekam, während Sigismund die Vorlande überlassen wurden. Als aber bald darnach Friedrich mit den Ständen Österreichs zerfiel, schloß sich Albrecht den letzteren an und leistete den Wienern Hilfe, die den Kaiser in seiner Burg belagerten. Zwar brachte diesem der Böhmenkönig Georg Rettung, aber der neue Vertrag, den Georg vermittelte und dem zufolge an Albrecht VI. auch Österreich unter der Enns auf acht Jahre überlassen wurde, trat nicht ins Leben und erst der Tod Albrechts beendete diesen Streit. Albrecht war ein Mann von nicht geringer Begabung, auch ein Freund edler Bildung, wie seine Schöpfung, die Universität Freiburg bezeugt, beherzt in Gefahren wie gewandt in der Rede, zugleich aber von einem ungemessenen Ehrgeize, der für sein Haus die Quelle endlosen Haders wurde.

Ganz anders war der Kaiser angelegt, dem jetzt Österreich zufiel, welches er jedoch in der Folge zum Theile an Matthias Corvinus verlor. Er war von hoher, majestätischer Gestalt. Das lichte, schlichte Haar, das milde, ruhige Auge, das wenig bewegte, lange Gesicht, der gesetzte Gang verriethen das ruhige Blut, das durch seine Adern floß. Ohne sittlichen Kampf wußte er tadellos zu leben. Seine Wünsche gingen nie über das Erlaubte hinaus, aber selbst diesen zu entsagen fiel ihm nicht schwer. Er sprach wenig und lachte äußerst selten. Zum Tragen und Dulden hatte ihn die Natur bewunderungswürdig ausgerüstet; die Aufwallung der Leidenschaft im guten und im bösen Sinne war ihm versagt. Seiner Gemalin, der Portugiesin Eleonora, welche äußerte, der sei kein Mann, der zugefügte Beleidigungen nicht räche, antwortete er, es gebe eine Rache, deren Amt die Zeit



Kaiser Friedrich III.

verwalte. In der That lag das Geheimniß seiner Erfolge zumeist in einer Zähigkeit und Ausdauer, welche das ermüdende Moment der Zeit nicht kannte, und in einem weiten politischen Blicke, der im raschen Wechsel der Dinge das Bleibende zu erkennen und festzuhalten wußte. Bei dieser Anlage seines Wesens konnte es nicht anders sein, als daß die Geschichte Momente tiefster Demüthigung, die der Kaiser über sich ergehen lassen mußte, zu verzeichnen hat. Aber zuletzt hat er alle Gegner besiegt, indem sich dieselben gegenseitig aufrieben oder er sie überlebte. Vor Allem aber wurzelte tief in ihm der Glaube an das Glück und die Zukunft seines Hauses, ein Glaube, den er in die räthselhaften Buchstaben A E I O U, das ist: Alles Erdreich ist Österreich unterthan, oder: Austriae est imperare orbi universo zusammenfaßte. Selbst schweres Unglück konnte diesen Glauben in ihm nicht erschüttern. Mitten in harter Bedrängniß, als ihn die Stände zur Auslieferung des nachgeborenen Ladislaus zwangen (1452), erneuerte er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die rudolfinischen Hausprivilegien und den aus dem Maius abgeleiteten erzherzoglichen Titel, zunächst für die Angehörigen seiner Linie. Und während der alte „Weißkunig" daheim in seinem geliebten Wiener-Neustadt im Sorgenstuhle sitzend seine Schätze musterte oder im Garten süßes Obst und Trauben züchtete und die rauhe Welt draußen stürmen und toben ließ, sann er beständig auf die Erhöhung seines Hauses. Zur Zeit, wo der alte Reichskörper sich bereits in seine Theile aufzulösen anfing, wo aber im Westen Europas das französische Reich sich immer stärker und einheitlicher organisirte, im Osten die Türkenmacht aufs höchste stieg, legte er den Grund zur Großmachtstellung seines Hauses, welches, zugleich an der Spitze Deutschlands stehend, die Kräfte desselben zusammenhalten und zur Abwehr nach Osten und Westen einen sollte. Er hat den ersten jener Verträge geschlossen, welche die Erwerbung Ungarns für sein Haus vorbereiteten, und in Burgund jene Beziehungen angeknüpft, welche bald sein Haus in den Mittelpunkt der großen Politik Europas stellten.

Friedrich lieferte die Stefanskrone, mit der er sich, von den Gegnern des Matthias zum König gewählt, zu Wiener-Neustadt hatte krönen lassen, an den Corvinen aus und erhielt dafür in dem Ödenburger Vertrage (1463) die Zusicherung, daß Ungarn an sein Haus fallen sollte, falls Matthias ohne Erben sterben würde. Der Kaiser behielt den Titel „König von Ungarn" bei und nahm Matthias Corvinus an Sohnes Statt an, um so anzudeuten, daß das habsburgische Haus die eigentlich in Ungarn regierende Familie sei.

Als der Kaiser später mit Matthias zerfiel, suchte er eine Stütze an Karl dem Kühnen zu gewinnen, der das Herzogthum Burgund (als französisches Lehen), die zum deutschen Reiche gehörige Freigrafschaft Burgund und die Niederlande beherrschte und den bereits von seinem Vater Philipp dem Guten, dem Stifter des Ordens des goldenen Bließes, gehegten Plan, seine durch Handel und Gewerbefleiß blühenden Gebiete zu einem Königreiche zu erheben, in großartiger Weise wieder aufnahm. Denn nicht umsonst hatte sich einst



Maria von Burgund.

der junge Graf von Charolais — wie Karl vor seines Vaters Tode hieß — bei der Lectüre von Alexander des Großen Thaten daran erinnert, daß auch er eines Philipp Sohn sei. Gelang es ihm, wie er beabsichtigte, den Rheinstrom zur Hauptader seines zwischen Frankreich und Deutschland gelegenen Reiches zu machen, wurde im Sinne der „Liga für das gemeine Wohl“ einerseits Frankreich in eine Reihe kleinerer Staatswesen zerbröckelt,

gelangte er anderseits auch in den Besitz der angestrebten Kaiserkrone, so war damit zugleich jene europäische Weltmonarchie hergestellt, mit deren Hilfe der Vernichtungskampf gegen den Feind der Christenheit, die Türken, erfolgen sollte. Es war dies ein Gedanke, dessen Verwirklichung dem hochstrebenden Fürsten zwar versagt blieb, der aber wie ein Erbe auf die Habsburger überging und unter Karl V. der Erfüllung nahe stand.

Um den Kaiser diesen Plänen geneigt zu machen, bot ihm Karl der Kühne für seinen Sohn Maximilian die Hand seines einzigen Kindes, der Erbin von Burgund, Maria an. Der Kaiser ging gern auf den für ihn so vortheilhaften Vorschlag ein. Zwar schieden von einer persönlichen Zusammenkunft zu Trier der Kaiser und der Herzog als Feinde von einander, aber die Heirat, zu der später Karl der Kühne seine Zustimmung gab, kam nach dessen Tode doch zustande und legte den Grund zur Größe des Hauses Habsburg.

Noch einen dritten glänzenden Erfolg hatte die Regierung Friedrichs zu verzeichnen. „Was seit Jahrhunderten einem Kaiser, und zwar auch diesem nur in der Fülle der Macht, nur infolge sehr bedeutender Begünstigungen gelungen war, seinem Sohne die Nachfolge zu verschaffen, das erreichte Friedrich III. in dem Momente der tiefsten Erniedrigung und Machtlosigkeit.“ Die Kurfürsten vereinigten sich im Jahre 1486, seinen Sohn Maximilian zum römischen König zu erwählen. Es ist dies um so auffallender, als die Kurfürsten wiederholt, wenn auch nicht die Absetzung Friedrichs, so doch die Wahl eines Fürsten zum römischen König geplant hatten, dessen höhere Thatkraft die Durchführung jener unabweisbaren Reichsreform verbürgen sollte, zu welcher die Zustimmung des alternden Kaisers nun einmal nicht mehr zu erlangen war. Gewiß verdankte auch Maximilian vor Allem Erwägungen dieser Art seine Wahl. Aber nicht nur das Reich überhaupt, sondern auch die unter dem Drucke der Fremdherrschaft stehenden österreichischen Grenzgebiete desselben blickten auf den jugendlich frischen Kaisersohn als den sicheren Bürgen einer schöneren Zukunft. Und er hat diese Hoffnungen auch erfüllt.

Mitten in drangvoller Zeit, in den Wirren österreichischer Bürgerkriege hatte Maximilian am Gründonnerstage (22. März) des Jahres 1459 das Licht der Welt erblickt. Er war der zweitgeborene Sohn des Kaisers. Ein älterer Bruder, Christof, war schon ein Jahr nach der Geburt gestorben. Seine Mutter Eleonora wünschte, er möchte einst thatkräftiger und strenger sein als sein Vater. In der That glich Maximilian seinem Vater wohl in der äußeren Erscheinung, auch hatte er dessen Ordnungssinn, dessen Vorliebe für tagebuchartige Aufzeichnungen (Memorandenbücher), dessen umfassendes und treues Gedächtniß geerbt; dagegen erinnerte an die Mutter sein starkes und lebhaftes Gefühl, seine rege Phantasie und sein unermüdlicher Thatendrang. Er war der Liebling des deutschen Volkes. Schon sein Äußeres verkündete Kraft und Gesundheit, die er sich durch fleißige Leibesübungen, namentlich als kühner Jäger auf Gemsen (Martinswand) und Eber (in den

Ardennen) bis in sein Alter bewahrte. Er war von hohem Wuchse und starken Gesichtszügen, denen die blauen Augen, das hellblonde (früh ergraute) Haar und eine Adlernase den Ausdruck von Hoheit und Wohlwollen gaben. Seine Stimme war wohlklingend, seine Rede



Kaiser Maximilian I., wie er schießen lernt.

gewandt. Er war überaus leutselig und herzgewinnend. In den Reichsstädten erschien er oft bei den Gastmählern der Patricier und der Zünfte und tanzte selbst mit den Bürgerfrauen.

Die Ausdauer und Bedächtigkeit des Vaters war ihm fremd; dafür besaß er Gedankenschwung und hohen Sinn. Er liebte das Außergewöhnliche und Abenteuerliche

und fürchtete sich vor keiner Gefahr, vor keinem Kampfe. Etwas von seiner Jägernatur zeigte sich selbst in seiner Politik. Er wagte oft und viel und überraschte gern mit seinen Anschlägen, um sie nicht selten ebenso schnell fallen zu lassen und zu anderen Entwürfen zu greifen. Und nicht minder begründet dürfte der Tadel sein, welcher sich gegen die allzu großartige Freigebigkeit dieses Fürsten und seine Finanzverwaltung im Allgemeinen erhoben hat, wobei man nur nicht übersehen darf, daß die Großstaatspolitik einer erst im Werden begriffenen Macht mit dazu beitrug, ein schreiendes Mißverhältniß zwischen Aufgaben und Mitteln zu schaffen und Maximilian veranlaßt hat, einen Theil des Kaufpreises für die zukünftige Bedeutung Österreichs auf das kommende Geschlecht zu überwälzen.

Maximilian war ein Mensch von dem vielseitigsten Interesse. Eine sorgfältige Erziehung hatte ihn nach den verschiedensten Richtungen angeregt. Mit seinen Hauptleuten wußte er sich in sieben Zungen zu verständigen, mit seinen Secretären wetteiferte er an Schreibfertigkeit. Er verstand sich auf die Härtung der Panzer wie auf die Construction der Geschütze. Sein glänzendes organisatorisches Talent kam dem ganzen Kriegswesen zustatten. Mit Recht hat man ihn den Vater der „frommen" Landsknechte genannt. Denn er ist der Schöpfer dieses deutschen Fußvolkes, das er den bisher vorwiegenden Soldtruppen der Böhmen und der Schweizer als ebenbürtige Waffengattung zur Seite stellte. Selbst ein hochgebildeter Fürst, verkehrte er gern mit gelehrten Männern, wie dem Nürnberger Rathsherrn Willibald Pirckheimer und dem Augsburger Peutinger; ja er suchte Alles, was Deutschland an geistigen und künstlerischen Größen besaß, in seinen Dienst zu ziehen oder doch in Beziehung zu sich zu setzen. Den gelehrten Konrad Celtes aus Schweinfurt, den „Bannerträger" des Humanismus, berief er nach Wien, ebenso dessen Landsmann Cuspinian, den er zu seinem Secretär machte. Den beiden letzten erwies er die Ehre, daß er sie nach alter Sitte eigenhändig mit dem Lorbeer als Dichter krönte. Die Universität Wien verdankte ihm ihr goldenes Zeitalter. Die berühmten Nürnberger Künstler, den Maler Albrecht Dürer, den Erzgießer Vischer und den Bildhauer Kraft suchte er in ihren Werkstätten auf und gab ihnen allerlei Aufträge. Seinen vieljährigen Secretär Marx Treitzsauerwein veranlaßte er, mit Benützung der Aufzeichnungen, die er selbst gemacht, die Thaten seines Vaters, seine eigene Jugendbildung und seine Kriege zu schildern. Es ist dies der „Weißkunig" (der weiße König), mit welchem Namen Maximilians Vater und er selbst gemeint sind, während ein allegorischer Roman, der „Teuerdank" (das ist der stets an abenteuerliche, kühne Dinge Denkende), den der Nürnberger Melchior Pfinzing verfaßte, alle die Fährlichkeiten schildert, die Maximilian auf Jagden, im Kriege und sonst bestand. Über diesen gelehrten und künstlerischen Bestrebungen hat Maximilian die ernsten politischen Geschäfte nie versäumt. Es ist vielmehr mit Recht hervorgehoben worden, daß unter so manchen Vorwürfen, welche von Zeitgenossen gegen ihn erhoben wurden, der

scheinbar so naheliegende ihm nie gemacht worden ist, groß zu sein im Kleinen. Vielmehr wußte er Alles, auch Wissenschaft und Kunst, seinem Streben dienstbar zu machen. Auch sie mußten sein Haus und seine Person verherrlichen helfen. Denn diesem seinem Hause gehörte sein politisches Streben ganz an. Der Glaube an die künftige Größe seines Hauses ist sein Leitstern. Und so wie er selbst durch seine burgundische Heirat den Grund zu derselben gelegt hatte, so waren auch fernerhin Verträge und Heiraten die Mittel, deren er sich zur Erreichung seiner politischen Ziele bediente. „In dem Gelingen dieser vielgestaltigen Pläne, welche die österreichische Universalmonarchie herbeiführen sollten, feierte seine politische Klugheit ihren höchsten Triumph.“ Wenn zu irgend einer, so galt zu dieser Zeit der Spruch: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube!“

Freilich, ganz ohne Kriege ging es dabei nicht ab. Wie ein rother Faden zieht sich durch Maximilians Herrscherleben die Feindschaft gegen Frankreich, die ihm als ein Theil der burgundischen Erbschaft zufiel.

Wohl hatte Maximilian durch seine Heirat mit Maria von Burgund die Pläne Ludwigs XI. durchkreuzt, der die vielumworbene Braut mit seinem eigenen Sohne, dem Dauphin Karl, vermählen wollte. Aber das Herzogthum Burgund zog damals der König von Frankreich ein und Maximilian sah sich trotz des glänzenden Sieges über die Franzosen bei Guinegate doch genöthigt, im Frieden zu Arras denselben nicht nur Burgund, sondern als Heiratsgut seiner als Braut für den Dauphin bestimmten Tochter Margaretha auch die Grafschaften Burgund und Artois zu überlassen, und während nunmehr seine dreijährige Tochter dem französischen Hofe übergeben wurde, um dort als künftige Kronprinzessin erzogen zu werden, sah sich Maximilian nach dem Tode seiner heißgeliebten Gattin auch von seinem Sohne Philipp (dem Schönen) getrennt, da ihn die Niederländer anfangs nicht als Vormund desselben und Regenten anerkennen wollten. Maximilian glich, wie Olivier von der Mark sagt, dem heiligen Eustach, dem ein Löwe seinen Sohn, ein Wolf seine Tochter geraubt. Und sowie der König von Frankreich Karl VIII. die Flamänder in ihrer Opposition gegen Maximilian bestärkte, ja später mit den Empörern, welche den römischen König zu Brügge gefangen hielten, über dessen Auslieferung verhandelte, so vereitelte er auch die Pläne desselben auf die Bretagne, indem er sich selbst mit der Herrin dieses Landes, Maximilians zweiter Braut, vermählte und die eigene frühere Braut zu ihrem Vater Maximilian entließ. Kein Wunder, daß dieser, der sich als Vater und Bräutigam gleich tief verletzt fühlte, Frankreich ewige Rache schwur, daß er dessen Pläne allenthalben, in Neapel wie in Mailand — hier durch seine Vermählung mit des Herzogs Ludovico Moro Nichte — zu durchkreuzen suchte und daß er sich endlich der „heiligen Ligue“ anschloß, um an derselben Stelle, bei Guinegate, wo er den ersten Sieg erstritten hatte, auch seinen letzten über Frankreich — die Sporenschlacht — zu erringen.

Indeß gingen diese Kämpfe nicht lediglich von persönlichen Motiven aus. Man muß sich vielmehr gegenwärtig halten, daß im XV. Jahrhundert sich neben dem französischen das burgundische Staatswesen ausgebildet hatte, und daß es eine Zeitlang zweifelhaft schien, welcher der beiden Staaten eine größere Anziehungskraft auf die umliegenden Gebiete ausüben werde, eine Frage, die erst durch die Einziehung der Lehensherzogthümer Burgund und Bretagne zu Gunsten der französischen Krone entschieden wurde. Indem nun Maximilian durch die burgundische Heirat mit diesen durchaus neuen Verhältnissen in Berührung kam, nahmen dieselben durch seine eigenartige Persönlichkeit allerdings sofort ein individuelles Gepräge an, zugleich aber floß — namentlich seit seiner Erhebung auf den deutschen Thron — die burgundische Frage mit der allgemeinen europäischen zusammen. Fortan handelte es sich nicht mehr blos um den Besitz dieses oder jenes Landes, das Ziel des Ringkampfes lag höher. Es war das Kaiserthum und mit demselben die Weltherrschaft, welche die Könige Frankreichs den Habsburgern zu bestreiten suchten. Schon jetzt wußten die Franzosen im Bunde mit Venedig Maximilians Romfahrt zu hintertreiben, so daß sich dieser mit dem Titel eines „erwählten" römischen Kaisers begnügen mußte, den sich seine Nachfolger unmittelbar nach ihrer Krönung in Aachen beilegten.

Indem sich Maximilian der Coalition anschloß, welche Karl VIII. von Frankreich zum Aufgeben Neapels zwang, trat er mit dem spanischen Königshause in nähere Verbindung. Die damit zusammenhängende Vermählung seines Sohnes Philipp mit der Infantin Juana legte den Grund zur Erwerbung jener spanischen Reiche, die eben damals Christof Columbus verdoppelt hatte.

Knüpfte Maximilian im Westen die folgenreichsten Verbindungen an, so vergaß er darüber die große Aufgabe, die seines Hauses im Osten harrte, doch keineswegs. Nach dem Tode des Corvinen Matthias gewann er mit dem Schwerte in der Hand die alte Ostmark des Reiches wieder und suchte auch die Rechte seines Hauses auf Ungarn, welche der Ödenburger Vertrag begründet hatte, gegenüber dem Böhmenkönige Wladislav, den die Ungarn durch Wahl auf ihren Thron berufen hatten, zu verfechten. Gab er auch in dem Frieden zu Preßburg (1491) für den Augenblick seinen Anspruch auf, so sicherte er doch denselben für die Zukunft, indem er nicht nur von dem König, sondern auch von einzelnen Reichsständen die eidliche Zusage empfing, daß, falls jener ohne männliche Nachkommen sterben oder sein Mannesstamm erlöschen würde, die Krone Ungarns auf ihn, auf einen seiner Söhne oder auf einen zu wählenden directen Nachkommen derselben übergehen sollte. Als sodann eine ihm abgeneigte Partei, an deren Spitze der ehrgeizige Wojwode von Siebenbürgen Johann Zapolyai stand, jenen Vertrag als ungiltig widerrief, griff Maximilian wieder zu den Waffen und legte sie nicht eher nieder, als bis durch einen neuen Friedensschluß sein Anrecht gesichert ward. Ihren krönenden Abschluß fanden diese



Kaiser Maximilian I

Bestrebungen in der Doppelheirat, welche zwischen den Kindern Wladislavs und den Enkeln des Kaisers auf jenem glänzenden Congresse zu Wien (1515) zustande kam, an dem sich außer den genannten Fürsten Wladislavs Bruder, der Polenkönig Sigismund betheiligte. Erst durch die Verlobung Ludwigs, des Sohnes Wladislavs, mit Maximilians Enkelin Maria und durch die Verlobung Annas, der Tochter Wladislavs, mit einem der Enkel des Kaisers, als welcher später Ferdinand ausersehen wurde, ward die einstige

Nachfolge des Hauses Habsburg gegen alle Anfechtungen gesichert. Schlossen die habsburgisch-jagellonischen Erbverträge die weibliche Linie von der Thronfolge aus, während doch nach der Analogie früherer Fälle den weiblichen Verwandten ein Anspruch auf dieselbe zukam, so fanden nunmehr jene Tractate in der Anknüpfung verwandtschaftlicher Bande die willkommene Ergänzung. Fast noch wichtiger aber war Annas Vermählung mit Ferdinand bezüglich Böhmens, da die von Karl IV. 1348 für dieses Land erlassene goldene Bulle den Ständen die unbeschränkte Wahl eines Königs nur in dem Falle gestattete, daß kein männlicher oder weiblicher Sprößling der regierenden Familie vorhanden war, somit diese Krone rechtlich auf Anna überging.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Maximilian die letzte erfüllende Aufgabe seines Lebens in der Besiegung der Feinde des Glaubens erblickte. In jenem allegorischen Gedichte bezeichnet die Königin Ehrenreich dem Helden Teuerdank die Vernichtung der Ungläubigen, den Sieg über die Türken als das hohe Ziel, das er sich stecken müsse, um sich ihrer Hand und himmlischer Ehre werth zu zeigen. Wiederholt beschäftigte Maximilian der Plan eines großartigen Türkenzuges. Das Lateranconcil von 1517 faßte den Beschluß eines allgemeinen Kreuzzuges, dessen Führung Maximilian als Schirmvogt der Kirche übernehmen sollte. Der Papst übersandte ihm die geweihten Waffen: Helm und Schwert. Aber die Reichsfürsten zeigten für die drohende Gefahr der Türkenmacht kein Verständniß. Wie frühere Reichstage, so löste sich auch der letzte, den Maximilian zu Augsburg versammelt hatte, auf, ohne etwas Nennenswerthes vorgekehrt zu haben.

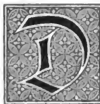
In wehmüthiger Stimmung ritt der Kaiser aus der Stadt, der er, auf dem Lechfelde angelangt, in Vorahnung seines nahen Todes einen Abschiedsgruß zuwinkte. Bald darnach schied er zu Wels, am 12. Januar 1519, aus seinem thatenreichen Leben, bis zum letzten Athemzuge auf das Wohl seines Hauses bedacht, in dessen Stammgeschichte er noch auf dem Todbette, nachts, wenn der Schlaf die müden Lider floh, Zerstreuung suchte.

Maximilian steht an der Grenze des Mittelalters und der neuen Zeit. In Vielem noch an das Mittelalter erinnernd und insoferne mit Recht „der letzte Ritter" genannt, war er doch anderseits recht eigentlich der Sohn seines Jahrhunderts, voll Verständniß nicht nur für die geistigen Schwingungen, sondern auch für die politischen Bedürfnisse seiner Zeit.

Zwar im deutschen Reiche hat er die an seine Erhebung auf den Thron sich knüpfenden Erwartungen einer durchgreifenden Reform nicht ganz erfüllt. Daran trug aber Maximilian nicht allein die Schuld, zum nicht geringen Theile fällt dieselbe auf die Kurfürsten zurück, welche in ihrer Mehrheit wenigstens nicht so sehr eine Beseitigung der vorhandenen Übelstände als vielmehr die Erweiterung ihrer eigenen Macht und die dauernde Schwächung der Kaisergewalt anstrebten. Doch bezeichnen die Einführung des ewigen Landfriedens, die Einsetzung des Reichskammergerichtes und die Eintheilung des Reiches in Kreise immerhin

einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den Zuständen der früheren Zeit. Daß es Maximilian nicht an der Befähigung zur Durchführung innerer Reformen gebrach, das hat er in seinen Erblanden gezeigt, die sein Vater durch die cillische, er selbst durch den Rest der görzischen und einen Theil der landshutischen Erbschaft erweiterte und die er nach dem Tode seines Vaters und seit dem Erlöschen der Tiroler Linie seines Hauses allein regierte.

Maximilian ist der erste österreichische Fürst, welcher die verschiedenen bisher losen Bestandtheile seiner Hausmacht zu einem Staate zu vereinigen und die Grundlagen einer geregelten Administration zu schaffen suchte, wobei ihm theils burgundisch-französische Einrichtungen, theils die unter günstigen Verhältnissen bereits consolidirte Verwaltung Tirols als Vorbilder dienten. Zu diesem Zwecke wurden die österreichischen Erblande in drei größere Gruppen: Nieder-, Ober- und Vorderösterreich vereinigt und in jeder Gruppe ein eigenes Regiment eingesetzt, welches im Namen des Landesfürsten die Regierung der ihm untergeordneten Länder zu führen hatte. Niederösterreich bestand aus Österreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnten und Krain; Oberösterreich aus Tirol, dem größeren Theil der ehemals görzischen Besitzungen, Vorarlberg und den übrigen Gebieten im östlichen Schwaben; zu Vorderösterreich wurden die österreichischen Besitzungen im Elsaß, Rheingau und auf dem Schwarzwalde gerechnet. Der Sitz der Regierung Oberösterreichs war in Innsbruck, jener der Vorlande in Ensisheim, während der Sitz der niederösterreichischen Regierung wiederholt wechselte. Als Centralbehörde rief Maximilian einen Hofrath ins Leben, der als oberste Justizstelle fungiren sollte, dem er aber später einen erweiterten Wirkungskreis zudachte. Von der politischen und Justizverwaltung trennte er das Finanzwesen, welches er theils der Hofkammer, an deren Spitze ein Generaleinnehmer oder Kammermeister stehen sollte, theils der Raitkammer zu Innsbruck als oberster Rechnungs- und Controlsbehörde zuwies. Damals hatten auch die Stände bereits eine hervorragende Bedeutung im Staatsleben gewonnen, da sich der Landesfürst in vielen Fällen — namentlich im Kriege — auf deren Verwilligungen an Geld und Truppen angewiesen sah. Es ist beachtenswerth, daß Maximilian auch das Ständewesen zu organisiren suchte, indem er, um sich für den Fall eines Angriffes von außen, besonders aber zur Bekämpfung der immer gefährlicher werdenden Türken der Unterstützung aller Länder zu versichern, (1518) nach Innsbruck einen sogenannten Ausschußlandtag berief, welcher, den heutigen Delegationen vergleichbar, aus Abgeordneten der einzelnen Landtage bestand und als erster Versuch einer Gesammtvertretung der österreichischen Länder zu betrachten ist. Die Einrichtungen Maximilians unterlagen zwar noch manchen Wandlungen, im Ganzen aber bildeten sie die Basis für die Verwaltung der deutsch-österreichischen Länder bis zur Zeit Maria Theresias. Auf der Grundlage, welche Maximilian geschaffen, baute sein Enkel und Nachfolger Ferdinand I. weiter.

urch die Verheiratung seines Sohnes Philipp und durch die Verlobung seines Enkels Ferdinand hatte Maximilian nach Westen wie nach Osten hin seinem Hause eine große, ja beispiellose Zukunft aufgethan, auf deren Fittigen der Name Österreich ruhmbedeckt jenes Reich Karls V. durcheilen sollte, in welchem die Sonne nicht unterging.

Nach dem Tode seines Vaters Philipp, des einzigen Sohnes Maximilians, hatte der sechsjährige Karl (1506) die Niederlande geerbt und im Jahre 1514 die Regierung derselben angetreten; zwei Jahre später war er nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters Ferdinand in den Besitz der spanischen Krone und der damit verbundenen italienischen Länder gekommen. Die österreichischen Stammländer fielen ihm zu, als Maximilian aus dem Leben schied. Aber so ansehnlich auch die Macht dieses Habsburgers war, es fehlte ihr doch die innere Festigkeit, solange sich mit derselben nicht auch der Besitz der Kaiserkrone verband. Nicht nur verlieh diese der Stellung des habsburgischen Hauses erst ihre universelle Bedeutung, sie bildete zugleich auch den natürlichen Schwerpunkt der an die beiden Flügel der christlichen Welt zerstreuten Besitzungen desselben. Daher hatte sich bereits Maximilian bemüht, auch die Kaiserkrone seinem Enkel Karl zu verschaffen. Das Ziel schien nahezu erreicht, als Maximilians unerwartet rasch erfolgter Tod den Dingen eine neue Wendung gab. Jetzt trat gegen Karls Bewerbungen König Franz I. von Frankreich in die Schranken. Die nächste Wahl mußte entscheiden, ob König Franz die Monarchie Karl des Großen wiederherstellen oder das Haus Habsburg die Weltherrschaft gewinnen sollte. Die Wahl fiel nach langem Ringen zu Gunsten Karls aus.

In dem Weltreiche Karls V. schien den deutschen Erblanden nur eine untergeordnete Stelle bestimmt; denn der König hatte bisher seinem Bruder, dem Infanten Ferdinand gegenüber die Rechte der Erstgeburt sowohl in Betreff der spanischen Krone als auch bezüglich der deutschen Erblande mit vielen Nachdruck behauptet. Allein die Verhältnisse bestimmten Karl bald, die deutschen Länder seines Hauses seinem Bruder zu überlassen. Daß Karl dieselben zuletzt in ihrem vollen Umfange Ferdinand zuwies, dazu fand er sich wohl nicht so sehr durch den von Friedrich III. neuerdings betonten, aber noch nicht zur vollen Geltung gelangten Grundsatz der Untheilbarkeit Österreichs, als vielmehr durch die Beweise besonderer Liebe und Uneigennützigkeit veranlaßt, welche ihm sein Bruder bei verschiedenen Anlässen, sowohl in Spanien, wo Ferdinand der Katholische die Nachfolge dieses jüngeren Enkels begünstigt hatte, als auch in Deutschland, wo bei der Kaiserwahl sich einzelne Stimmen zu Gunsten des jüngeren Infanten vernehmen ließen, geliefert hatte. Überhaupt schien eine Theilung der ungeheuren Aufgabe, welche dem Hause Habsburg nunmehr im Osten wie im Westen Europas und überdies im deutschen Reiche zufiel, dringend geboten. Während die österreichisch-deutschen Länder von Karl, den bald der



Kaiser Karl V.

unausgesetzte Kampf mit Frankreich vollständig in Anspruch nahm, nicht wohl verwaltet werden konnten, mußten sie in den Händen des gleichgesinnten Bruders eine mächtige Stütze für des Kaisers Wirken in Deutschland werden. Zugleich sollte die deutsche Erbschaft, welche Ferdinand zufiel, demselben die Mittel an die Hand geben, seine Ansprüche auf Böhmen und Ungarn durchzusetzen, denn auch diese trat ihm Karl ab.

Als Karl nach Deutschland kam, fand eine Übereinkunft zwischen ihm und den Abgeordneten des jungen Königs von Ungarn, Ludwig statt, wobei der 1515 geschlossene Wiener Vertrag, wonach die Prinzessin Anna von Ungarn und Böhmen entweder mit Karl oder mit dessen Bruder Ferdinand vermählt werden sollte, dahin abgeändert wurde, daß Ferdinand sich mit Anna, Ludwigs Schwester vermählen sollte. Zugleich versprach Karl, seinem Bruder die fünf österreichischen Herzogthümer zu überlassen. Zwar unterblieb die im Zusammenhange damit beabsichtigte Erhebung der fünf Herzogthümer zu einem Königreiche, ein Plan, welchen bereits Kaiser Maximilian gehegt. Dagegen übergab Karl seinem Bruder auf dem Reichstage zu Worms (1521) zunächst außer Württemberg, das er nach Vertreibung des dortigen Herzogs vom schwäbischen Bunde erworben hatte, Österreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnten und Krain, so daß Ferdinand infolge dessen seine Trauung mit Anna zu Linz feiern konnte, während seine Schwester Maria nach Ungarn geleitet wurde, um sich mit König Ludwig zu vermählen. In dem folgenden Hauptvertrage, der bei einer persönlichen Zusammenkunft beider Brüder zu Brüssel — 7. Februar 1522 — geschlossen wurde, fügte der Kaiser zur Erbschaft Ferdinands noch Tirol und die Vorlande. Dieser Vertrag ist als die eigentliche Grundlage der Theilung zwischen der deutschen und der spanischen Linie des habsburgischen Hauses zu betrachten. Durch ihn wurde insbesondere Ferdinand I. der Ahnherr der deutschen Linie seines Hauses.

Was diesem einst Rudolf von Habsburg vorgezeichnet, was mehrere seines Geschlechtes versucht hatten, das erreichte Ferdinand: die dauernde Vereinigung Böhmens und Ungarns mit Deutsch-Österreich. Erst aus dieser Vereinigung ging Österreich als selbständiger europäischer Staat hervor, auf ihr beruht seine welthistorische Stellung, und in der Erfüllung der Idee, welche dieser Vereinigung zu Grunde lag, erfüllte fortan Österreich zugleich seinen Beruf. Allerdings wurde Österreich, so lange Karl V. lebte, von der spanischen Monarchie in den Schatten gestellt und Ferdinand selbst trat bescheiden hinter seinen älteren, begabteren und mächtigeren Bruder zurück, in welchem er zugleich seinen Kaiser und Herrn verehrte. Seine Bestrebungen, soweit sie auf die Erwerbung der Kronen von Böhmen und Ungarn gerichtet sind, stellen sich fast nur als eine Episode des welthistorischen Kampfes zwischen Franz I. von Frankreich und Karl V. dar, wie es denn auch vor Allem die französische Diplomatie war, welche sich überall den Bemühungen Ferdinands entgegensetzte und ihn wiederholt um deren Früchte zu bringen wußte. Aber allmälig konnte es doch nicht daran fehlen, daß die neue österreichische Politik nicht mehr ganz dieselben Bahnen wie die spanisch-burgundische ging und daß der große selbständige Staatencomplex, an dessen Spitze Ferdinand trat, seine leitenden Ideen aus sich selbst schöpfte. Namentlich war dies in den Kämpfen mit den Osmanen der Fall.



Kaiser Ferdinand I.

In jugendlichem Alter und unter den schwierigsten Verhältnissen trat Ferdinand die Regierung der österreichischen Erblande an. In Spanien geboren und erzogen, stand er anfangs, von seiner spanischen Umgebung geleitet, den neuen Unterthanen als Fremdling gegenüber. Er lernte die deutsche Sprache nur langsam und es dauerte längere Zeit, bis er sich in dem ihm zugewiesenen Wirkungskreise heimisch fühlte. Seine Stellung wurde

überdies dadurch erschwert, daß er in Österreich, das nach Maximilians Tod nicht ohne Gährung in seine Hände überging, die Regierung mit einem strengen Strafgericht eröffnen mußte, daß der große deutsche Bauernkrieg auch Tirol und den nördlichen Theil der Steiermark in Flammen setzte und daß ebenso die kirchliche Reform die Gemüther bereits auf das lebhafteste erregte. Aber mit der Zeit eignete sich Ferdinand immer mehr die Sitten seiner Länder an und wußte er, durch Umsicht und Energie Ansehen und Achtung, ja Liebe zu gewinnen, wobei ihm im Gegensatze zu seinem ernsten, streuggemessenen Bruder die angeborene Offenheit seines Wesens, sein hausväterlicher Sinn und seine weise Mäßigung zustatten kam. Durch Glückswechsel und Erfahrungen gereift, trat immer mehr der Kern seiner edlen Persönlichkeit hervor. „Er sterbe denn, wenn er wolle", sagt der venetianische Gesandte Micheli, der ihn 1564 während seiner letzten Krankheit verließ, „sein Tod muß Jedermann betrüben. In ihm wird einer von den besten Fürsten sterben, die unsere Zeit gehabt hat, ein Fürst durch Natur und Wahl friedfertig. Sein unbescholtener Lebenswandel, seine unablässige Gottesfurcht, vor Allem seine Gutmüthigkeit und Leutseligkeit machen ihn würdig, für einen Heiligen gehalten zu werden." Schwendi nennt ihn „den löblichen heiligen Kaiser und Vater des Vaterlandes."

Wie schwierig sich auch zu Beginn der Regierung Ferdinands die Verhältnisse der Erblande gestalten mochten, die schwerste und größte Aufgabe hatte er im Osten zu lösen, wo ihm aus der corvinisch-jagellonischen Erbschaft die Pflicht unablässigen Krieges gegen den Islam zufiel. Ferdinands Schwager, der König von Ungarn und Böhmen Ludwig fiel in der Schlacht von Mohács (29. August 1526) wider die Türken und mit ihm die Blüte seines Kriegsheeres und des Adels. Ungarn lag offen vor den Angriffen des Erbfeindes, unbesetzt waren die beiden Throne. Wohl vorbereitet war die habsburgische Politik auf diese Eventualität; sowohl Erbverträge als Ehepacten hatten die Erwerbung jener Kronen angebahnt. Trotzdem sollte Ferdinand nicht ohne den härtesten Widerstand das Ziel erreichen. Denn in beiden Reichen setzte sich ihm das beanspruchte Wahlrecht der Nationen und die Autorität angesehener Mitbewerber entgegen.

Was zunächst Böhmen betrifft, so stand hier dem Wahlrechte, wie dasselbe die Stände seit der Erhebung des Gubernators auf den Thron thatsächlich ausgeübt hatten, und den Bewerbungen anderer Fürsten, namentlich der Herzoge von Baiern, nicht sowohl Ferdinands eigenes Recht, da ja die von ihm angerufenen Erbverträge einst (1462) Kaiser Friedrich dem König Georg ausgeliefert hatte, als vielmehr das auf der goldenen Bulle Karls IV. für Böhmen beruhende Recht seiner Gemalin Anna gegenüber. Aber wenn auch Ferdinand seine Erhebung auf den Thron nicht jenem Rechte, sondern, wie er in einem darüber ausgestellten Majestätsbriefe ausdrücklich erklären mußte, lediglich der freien Wahl verdankte, so wurde doch diese Thatsache in ihren Folgen durch die Erklärung der Stände

aufgehoben, daß das für die Luxemburger in der goldenen Bulle festgesetzte Erbrecht hinfort auch für das Haus Habsburg gelten sollte. Auch ließen die Stände die Forderung, daß bei Lebzeiten des Königs Niemand zum Nachfolger gewählt und gekrönt werden dürfe, schließlich zu Gunsten des Sohnes des regierenden Königs fallen. Ja, als sodann durch die große Feuersbrunst zu Prag (1541) auch die alte Landtafel vernichtet wurde, benützte Ferdinand die neue Eintragung, um mit Zustimmung der Stände den früheren Wahlrevers in der Art abzuändern, daß zwar auch jetzt seine freie Wahl anerkannt, die Königin Anna aber ausdrücklich als „Erbin des Königreiches“ bezeichnet wurde.

Unendlich schwieriger als die Erwerbung der böhmischen, erwies sich jene der ungarischen Krone. Trotz der habsburgisch ungarischen Verträge von Ödenburg (1463) und Preßburg (1491), trotz der 1515 zu Wien erneuerten verwandtschaftlichen Beziehungen der Königshäuser gab es in Ungarn eine nationale Partei, die nur eines Ungarn Wahl für zulässig erklärte und ihr Auge längst auf Johann Zapolyai, den Wojwoden von Siebenbürgen, geworfen hatte. Schon am 10. November 1526 wurde Zapolyai in Stuhlweißenburg von seinem Anhange zum König ausgerufen. Dagegen fand in Preßburg auf dem Reichstage (17. December 1526) die Wahl Ferdinands statt. Ferdinand hatte auch hier sowie in Böhmen gegenüber dem Wahlrechte der Nation sein Erbrecht, und zwar um so nachdrücklicher betont, als eine Nachgiebigkeit in dieser Richtung gewissermaßen eine Anerkennung des bereits vor ihm gewählten und gekrönten Zapolyai in sich geschlossen haben würde. Gleichwohl verdankte auch in Ungarn Ferdinand die Erhebung auf den Thron lediglich der freien Wahl und nicht etwa den vorangehenden Verträgen, welchen zufolge das Wahlrecht der Stände nur auf Ferdinand und dessen Bruder Karl beschränkt gewesen wäre. Die Verträge kamen nur insoweit in Betracht, als dieselben dazu beitrugen, die Stimmen vieler Wähler gerade auf den Erzherzog zu lenken. Doch auch hier wurde in der Folge (1547) Ferdinand die Genugthuung zutheil, daß die ungarischen Stände seinen Sohn Maximilian zum Statthalter begehrten und dies Verlangen mit den Worten begründeten „sie hätten nicht blos Ferdinand zu ihrem König erkoren, sondern sich für alle Zukunft seinen Erben als ihren Herren unterworfen“.

Für den Augenblick freilich hatte Ungarn zwei Könige: Ferdinand und Johann (Zapolyai), zwischen denen das Schwert entscheiden mußte. Wohl erfreute sich Ferdinand zu Beginn dieses Kampfes im Vergleich mit seinem Gegner der größeren Macht, da ihm die Hilfsmittel seiner Erblande und des jüngst erworbenen Königreiches Böhmen zur Verfügung standen, so daß nach der Niederlage, welche Graf Nikolaus Salm den Truppen Zapolyais bei Tokaj bereitete, auch Ferdinand zu Stuhlweißenburg sich mit der Stefanskrone krönen lassen konnte. Aber der Krieg nahm eine für Ferdinand verhängnißvolle Wendung, als sein Gegner von seinem Zufluchtsorte (in Polen) aus mit Erfolg den

türkischen Großherrn Suleyman um Hilfe anging und auch die anderen geheimen und öffentlichen Gegner des Hauses Habsburg sich mit Zapolyai oder direct mit der Pforte in Verbindung setzten. Namentlich schloß Franz I. von Frankreich nicht nur mit Zapolyai ein wechselseitiges Schutzbündniß ab, sondern der allerchristlichste König bot überdies der Welt das seltsame Schauspiel freundschaftlichen Verkehrs mit dem Erbfeinde der Christenheit dar, indem er zugleich immer wieder gegen Karl V. zu den Waffen griff, um den Kaiser an der Erfüllung der Aufgabe zu hindern, welche derselbe, sowie einst sein Großvater Maximilian, als die höchste seines Lebens bezeichnete: an dem Kampfe gegen die Türken. Neid, Eifersucht und ungleichartige Bestrebungen spalteten die Christenheit zur Zeit, als das Osmanenthum in der größten Blüte stand und eben deßhalb ganz Europa an der Befestigung der habsburgischen Herrschaft über Ungarn ein dringendes Interesse hatte. So konnte es geschehen, daß, als die türkische Invasion Ungarn neuerdings überflutete und Suleyman bis vor die Wälle Wiens die siegreichen Feldzeichen des Halbmondes trug, Ferdinand nahezu sich selbst und seinem Schicksale überlassen blieb und fast nur die unerschütterliche Tapferkeit eines Häufleins begeisterter Vertheidiger den übermüthigen barbarischen Feind zur Aufhebung der Belagerung zwang.

Unter den Mauern Wiens hat der junge Staat damals die Bluttaufe empfangen. Aber die Kämpfe mit den Türken währten noch viele Jahre fort, da sich Zapolyai, dem der Großherr Ungarn wie einem Lehensmanne überließ, als vorgeschobener Posten neuer türkischer Angriffspläne behauptete. Ja 1532 erschien Suleyman, auf den Streit Karls V. mit den Protestanten rechnend, neuerdings mit großer Macht in Ungarn, fand aber diesmal an der mit Todesverachtung vertheidigten kleinen Festung Güns unerwarteten Widerstand und zog auf die Nachricht, daß Karl V., welcher mit den Protestanten zu Nürnberg Frieden gemacht hatte, mit einem großen Heere bei Wien stehe, wieder ab. Selbst der Tod Johann Zapolyais (1540) machte dem Kriege kein Ende. Zwar sollte kraft eines Vertrages mit ihm Ferdinand nunmehr in den Besitz von ganz Ungarn treten. Allein Zapolyais Anhang erhob dessen ungen Sohn Johann Sigismund Zapolyai zum König und auch die Pforte erkannte jenen Vertrag nicht an. Die Osmanen griffen immer weiter um sich, so daß infolge eines Waffenstillstandes (1547) das Land in drei Theile zerfiel: in den östlichen Theil sammt Siebenbürgen, welcher dem jungen Zapolyai, in den westlichen, welcher Ferdinand gegen einen an die Pforte zu entrichtenden Jahreszins blieb, während die Mitte des Landes mit der Hauptstadt Ofen in ein türkisches Paschalik verwandelt wurde. Wohl schien sich Ferdinands Lage zu bessern, als Martinuzzi, jener kühne Paulinermönch, um dessen Besitz einst Ferdinand seinen Gegner beneidet hatte, Isabella, die Witwe Zapolyais, zwang, auf Ungarn zu Gunsten des Habsburgers zu verzichten. Als aber bald darnach Martinuzzi in den Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit den Türken gerieth und ermordet wurde,

kehrte Isabella in das Land zurück und auch die Türken griffen wieder zu den Waffen. Der zehnjährige Krieg endete mit einem neuen Waffenstillstande (1562), der Ferdinand keine günstigeren Bedingungen verschaffte. Und doch darf man die Kämpfe Ferdinands mit der Pforte nicht an ihren äußerlichen Erfolgen messen. Die osmanische Macht hatte sich auf den Trümmern des griechischen Reiches und jener kleineren orientalischen Staaten, die aus demselben hervorgegangen waren, erhoben. Indem nun aber die Türken über den Bereich derselben hinaus ihre Herrschaft auch auf Gebiete auszudehnen suchten, die bisher unter der Einwirkung der occidentalen Cultur gestanden hatten, stießen sie auf einen Widerstand, deßgleichen sie bisher nirgends gefunden hatten. Wohl war Ungarn, wie es Ferdinands Gesandte bei der Pforte vorhergesagt hatten, in vieljährigen Kämpfen der Friedhof der Türken und der Christen geworden, aber auf dem Boden Ungarns, den das Blut so vieler christlicher Helden düngte, war nicht blos ein Kampf materieller Kräfte auszufechten, es kamen sicherlich auch geistige, tief unter der Oberfläche liegende Elemente mit ins Spiel, welche, von allen Stürmen unberührt, am Ende doch ihr Recht behaupteten in diesem großartigen Streite zweier Welten, des Orients und des Occidents, osmanischen und europäischen Lebens. Daß dies



Graf Nikolaus Salms Tumbadeckel.

der Fall war, daß Ungarn den Türken nicht völlig anheimfiel, ist vor Allem Ferdinands Verdienst. Seine Ausdauer im ungleichen Kampfe mit der in ihrem Zenith stehenden Weltmacht hat zu den alten Rechten seines Hauses auf Ungarn ein neues, moralisches Anrecht gefügt. Und so wie damals Wien mit seinen neu angelegten Befestigungswerken recht eigentlich die Grenzburg der Erblande sowie des deutschen Reiches wurde, so war in diesen Tagen unter Ferdinands Leitung Österreich neuerdings, wie in alter Zeit, eine Ostmark des Reiches, ein Bollwerk des Abendlandes, seines Glaubens und seiner Gesittung. „Ist“, so lautet der Ausspruch eines großen Geschichtschreibers unserer Zeit, „die Gründung der spanisch-österreichischen Macht in irgend einer Beziehung ein Glück für die Christenheit gewesen, so ist es die, daß sie groß und stark genug war, zugleich in Afrika, Italien und Ungarn den Türken zu widerstehen. Hierdurch hat sie den Dank aller unserer Nationen verdient.“

Neben den Türkenkriegen war es namentlich die religiöse Frage, welche Ferdinands Regententhätigkeit vollauf in Anspruch nahm. Denn unter seiner Regierung fand die neue Lehre überall in Österreich Eingang und Verbreitung. In Böhmen und Mähren fand das Lutherthum an dem Vorhandensein der älteren utraquistischen Lehre, neben der sich in Fortsetzung taboritischer Traditionen überdies die Secte der böhmischen Brüder ausgebildet hatte, mächtige Förderung. In den deutschen Erbländern Ferdinands war etwas Ähnliches nicht der Fall; dafür aber standen dieselben im innigsten Verkehre mit dem übrigen Deutschland und Alles, was dort geschah, das erste Auftreten Luthers, das Ringen seiner Anhänger um Geltung, die allmälige Erstarkung seiner Lehre, alles das spiegelte sich sofort in Österreich wieder. Selbst über das Gebirge, das sonst eine natürliche Scheidewand für den Verkehr der Völker bildet, brachten in die Hochthäler von Steiermark, Kärnten und Tirol Bergknappen aus Sachsen mit der Kenntniß des wissenschaftlichen Bergbaues auch die Lehre ihres Landsmannes Luther. Neben dieser breitete sich in den Jahren nach dem Bauernaufstande, aus Süddeutschland und der Schweiz verscheucht, die Secte der Wiedertäufer in Tirol aus, um endlich, als auch hier die Regierung mit Feuer und Schwert dazwischenfuhr, in Mähren ein „neues Jerusalem“, das „gelobte Land“ zu finden, in dem sie sich trotz mancher Heimsuchungen, die sie auch hier erfuhren, ein Jahrhundert hindurch behauptet haben. In Ungarn wurde die Reformation durch den Thronstreit wesentlich begünstigt, doch trat in der Folge unter den protestantisch Gesinnten selbst durch das Eindringen der Lehre Calvins und Zwinglis Spaltung ein. Vielfach trat dieser Zwiespalt mit den nationalen Gegensätzen in Verbindung. Während die deutschen und die slovakischen Gemeinden sich in ihrem Lutherthum nicht irre machen ließen, während dieses namentlich auch bei den Sachsen Siebenbürgens Eingang fand, verbreitete sich unter den Magyaren die schweizerische Reform mit um so größerem Erfolge.

Daß eine Reform der Kirche nothwendig sei, darüber konnte allerdings kein Zweifel bestehen; ging doch die Bewegung, welche die Gemüther erfüllte, von einer Reaction des religiösen Gefühls gegen die bestehenden kirchlichen Zustände aus. Nur darum konnte es sich handeln, ob die Reform sich aus der Kirche selbst und unter der Leitung der überlieferten Gewalten oder ob sie mit völliger Losreißung von dem bisherigen Kirchenrechte sich vollziehen sollte. Die Entscheidung dieser Frage konnte für Karl V. nicht zweifelhaft sein: sie war für ihn eine Sache der inneren Überzeugung und wurde zugleich durch seine kaiserliche Weltstellung bedingt. Wie sehr sich auch die Stellung des Kaiser- und des Papstthums zu einander im Laufe der Zeit geändert haben mochte, so wurde doch das eine stets durch das andere gestützt und ergänzt. Auf dieser Idee wechselseitiger Durchdringung beruhte die universale Bedeutung des Kaiserthums und die Aufgabe des Kaisers selbst als des obersten Vogtes der Kirche. Nur auf dem Boden der alten Kirche konnte der Kaiser dieses schutzherrlichen Rechtes walten, welches ihm zugleich die Fürsorge für die Aufrechthaltung der Einheit des Glaubens auftrug. So hatte sich das Kaiserthum zu Ende des Mittelalters dargestellt, so hatte es namentlich noch Kaiser Sigismund auf den großen Concilien zum Ausdruck gebracht. Ebenso hat Karl V. seine Aufgabe als Kaiser erfaßt. Von der Nothwendigkeit einer Reform überzeugt, suchte er sie innerhalb des Rahmens der alten Kirche zu erreichen, mit denselben Mitteln, deren sich diese in früheren Zeiten bedient hatte, namentlich durch das Concil zu Trient, dem sich auch die Protestanten unterwerfen sollten. So wie in politischen Dingen war anfangs auch in der kirchlichen Frage Karls V. Verhalten Ferdinands Leitstern. Dies war sowohl in den Erblanden als auch im deutschen Reiche der Fall, wo Ferdinand als Stellvertreter seines Bruders (als „sein anderes Ich"), später als römischer König wirkte. Im Juni 1524 schloß er sich auf dem Convente zu Regensburg jenem Bündnisse der Herzoge von Baiern und der süddeutschen Bischöfe, behufs strenger Durchführung des Wormser Edictes und wechselseitigen Beistandes, falls es darüber zu einer Empörung ihrer Unterthanen kommen sollte, an, welches zugleich auf Antrieb des Cardinals Campeggi eine Reform des katholischen Clerus ins Auge faßte. Nach beiden Seiten hin zeigte sich fortan Ferdinand thätig, einerseits durch die Publication einer Reihe von Erlässen, unter denen das Ofener Generalmandat vom 26. August 1527 das wichtigste war und in welchen die ganze Macht des Staates gegen den unsichtbaren Feind aufgeboten wurde, der in jedem Hauch des von Deutschland wehenden Geistes lebte und webte, — anderseits durch wiederholte Visitationen und Reformationen der Klöster, zu denen den Landesfürsten von Österreich die päpstlichen Indulte früherer Zeit die Vollmacht gaben, wozu noch der weitere Umstand trat, daß det Reichstag zu Speier (1526) die kirchliche Entwicklung für die nächste Zeit den territorialen Gewalten anheimstellte. Auf diesem Standpunkte beharrte Ferdinand auch fernerhin, indem er gegenüber den

religiösen Beschwerden der Stände auf die „Regensburger Reformation", in der Folge auf das bevorstehende allgemeine Concil verwies.

Im deutschen Reiche lagen die Verhandlungen mit den Protestanten zum Theile in Ferdinands Händen; zugleich wurde er von dem Verlaufe derselben auf das tiefste berührt. Wiederholt versagten ihm die Reichsfürsten unter dem Hinweis auf die noch ungelöste kirchliche Frage nachdrückliche Unterstützung gegen die Türken. In Erwiederung jenes Augsburger Reichstagsabschiedes, welcher unter Androhung der schärfsten Strafen die Rückkehr der Protestanten in den Schoß der katholischen Kirche forderte, hielt der Schmalkaldener Bund mit der Anerkennung der Wahl Ferdinands zum römischen König so lange zurück, bis mit der Auflösung des schwäbischen Bundes und mit dem Verluste des Herzogthums Württemberg die beiden Hauptpfeiler habsburgischer Machtstellung im südwestlichen Deutschland zusammenstürzten. Anderseits trat der Sieg Karls V. bei Mühlberg auch die wachsende kirchlich-politische Opposition der böhmischen Stände zu Boden.

Doch läßt sich nicht verkennen, daß allmälig auch in diesen Dingen sich die Bahn Ferdinands von jener seines kaiserlichen Bruders schied. Man könnte zwar nicht behaupten, daß er Karls religiöse Politik mißbilligt hätte. Ferdinand blieb auch fernerhin von lauterer Kirchlichkeit erfüllt, orthodox und devot für seine Person und in allen Verhältnissen seiner Umgebung; aber seine staatsmännische Einsicht, für welche naturgemäß die ungarisch-türkische Frage den Mittelpunkt aller Bestrebungen bildete, ließ ihm, wie in politischer Hinsicht die Erhaltung oder Herstellung des europäischen Friedens — nöthigenfalls selbst durch spanisch-habsburgische Zugeständnisse — so in der religiösen Frage Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen der protestantischen Fürsten wünschenswerth erscheinen, um die vereinten Kräfte seines Hauses sowie des deutschen Reiches dem Erbfeinde der gesammten Christenheit entgegenzuwerfen. Diese Einsicht wuchs mit den Jahren, je mehr sich die Unausführbarkeit der kaiserlichen Religionspolitik und die Unvertilgbarkeit des Protestantismus und damit die Nothwendigkeit, diesen factisch zu dulden, ergab. So war denn der Passauer Vertrag Ferdinands Werk, und als der Kaiser, der das große Ziel seines Lebens, die Aufrechthaltung der kirchlichen Einheit, scheitern sah, sich für immer aus dem Reiche zurückzog, da war es abermals Ferdinand, der, von der Nothwendigkeit dieses Schrittes fest überzeugt, den Entschluß sich abgewann, die zu Passau zeitweilig gewährte Duldung durch den Augsburger Religionsfrieden zu einer bleibenden zu machen.

Auch in den Erblanden war trotz der verschiedenen strengen Religionserlässe die Praxis seiner Regierung eine milde. So wie er in dem Augsburger Religionsfrieden durch den sogenannten geistlichen Vorbehalt dem Weitervordringen des Protestantismus eine Schranke gesetzt und gerade an den bedrohtesten Stellen, in den geistlichen Fürstenthümern, die Fortdauer des Katholicismus gesichert zu haben glauben mochte, und so wie er anderseits

eine Neubelebung und Kräftigung der katholischen Kirche überhaupt hoffte, so war er auch in seinen Erblanden unablässig darauf bedacht, die vorhandenen Gegensätze auszugleichen und durch die Erwirkung einzelner Zugeständnisse die Anhänger der neuen Lehre in den Schoß der alten Kirche zurückzuführen, zugleich aber diese selbst innerlich und äußerlich zu kräftigen. So trat er zwar in Böhmen gegen die Brüderunität mit großer Strenge auf, da ihre Doctrin ebenso bedenklich wie ihre Propaganda gefährlich schien, dagegen bemühte er sich von dem Tridentiner Concil die Gestattung der Priesterehe und die Freigebung des Laienkelches zu erwirken, in der Hoffnung, dadurch die zur neuen Lehre Abgefallenen und insbesondere die Utraquisten zur Rückkehr in die alte Kirche zu bewegen. Zugleich wurde der seit 140 Jahren erledigte erzbischöfliche Stuhl von Prag wieder besetzt, um der katholischen Sache in Böhmen einen festeren Rückhalt zu verschaffen, und so wie in früherer Zeit wiederholt von der Gründung neuer geistlicher Congregationen eine Verjüngung der Kirche ausgegangen war, so knüpfte sich an die Einführung der Gesellschaft Jesu in Österreich dieselbe Hoffnung und derselbe Zweck. — Freilich wurde der letztere nicht erreicht.



Medaille mit den Bildnissen Karl V., Ferdinand I.

Es gelang Ferdinand nicht einmal die Utraquisten mit Rom auszusöhnen; vielmehr verschärfte der Unionsversuch die Gegensätze innerhalb des Utraquismus selbst, und als Ferdinand die Erneuerung des bisher von den Ständen besetzten utraquistischen Consistoriums an sich riß, führte dies zu einer Scheidung zwischen dem kleinen Häuflein derer, die noch auf dem Boden der Compactaten standen, und jener Mehrheit, welchen der Laienkelch nicht genügte und denen der vom Staate allein anerkannte Utraquismus nur mehr als Bollwerk diente, hinter das sich ihr protestantisches Bewußtsein flüchtete. Auch in den alten Erblanden breitete sich Luthers Lehre immer weiter aus, indem sie zugleich auch hier, ebenso wie in Böhmen, mit der politischen Opposition auf das innigste verschmolz. Denn allerdings wandten sich Viele aus innerster Überzeugung der neuen Lehre zu und wurden selbst durch die über sie verhängten Verfolgungen in ihrer Meinung nicht erschüttert; so, um nur einen derselben zu nennen, jener Freiherr Hans von Ungnad, der um des Glaubens Willen seine Heimat und seine Güter verließ und unter dem Schutze des

Herzogs von Württemberg zu Urach das von Primus Truber und Anderen begonnene Werk des slavischen Bücherdruckes in dem Sinne einer mächtigen Propaganda für die evangelische Lehre nicht nur unter den Slovenen Krains und ihren stammverwandten Nachbarn, sondern auch unter den im türkischen Reiche seßhaften Slaven, ja unter den Türken selbst förderte. Aber zugleich läßt sich doch auch nicht in Abrede stellen, daß diese lautere Gesinnung keineswegs überall den Ausschlag gab, daß vielmehr namentlich im Adel die neue Lehre auch deßhalb so lauten Anklang fand, weil sie die Aussicht auf die Einziehung von Kirchengut, auf die Erweiterung der grundherrlichen Befugnisse zum Nachtheil der bisher geltenden geistlichen Rechte und auf die Befestigung der ständischen Macht zum Schaden des Landesherrn darbot, zumal fortan die mit den politischen Forderungen Hand in Hand gehenden kirchlichen Beschwerden des Adels der Nimbus der Volksthümlichkeit umgab.

Ferdinand erkannte wohl, daß eine neue Zeit angebrochen sei und mit derselben zugleich das Bedürfniß neuer Formen des staatlichen Lebens. „Die Läuf in der Natur", sagt er, „ringen furt mit neuen Geschichten und erzaigen sich in sonderer Form und Gestalt, daraus dann neue Satzung und Ordnung der Zeit und ihrer Anzaigung gleichformig zu bedenken". Wohl stieß das Streben Ferdinands, diesem Bedürfnisse des modernen Staates zu entsprechen und in die feudalen Zustände mittelalterlicher Art die Anfänge fürstlicher Souveränetät hinein zu bauen, naturgemäß auf den Widerstand der dadurch zunächst betroffenen Stände; aber gerade die Bewältigung der ständischen Opposition, wie ihm dieselbe zuerst in Österreich, dann in Tirol, endlich in Böhmen gelang, hat ihm die Erfüllung seiner Aufgabe wesentlich erleichtert. So wie sein Großvater Maximilian ging auch Ferdinand darauf aus, die verschiedenen Provinzen zu einem staatlichen Ganzen zusammenzuschmelzen. Daher stellte er, als er in den alleinigen Besitz der österreichischen Erbländer kam, im wesentlichen die von seinem Großvater getroffenen Einrichtungen — namentlich den Hofrath als oberste Justiz- und die allgemeine Hofkammer als oberste Finanzbehörde — wieder her. Ebenso dauerten unter ihm die von Maximilian eingesetzten Regimenter (Regierungen) für Nieder-, Ober- und Vorderösterreich fort, welche als oberste Gerichtshöfe, sowie als oberste politische und Verwaltungsbehörden der betreffenden Ländergruppen fungirten. Für die Appellationen aus dem Reiche, über die nach Ferdinands Wahl zum römischen Könige eine Zeitlang der österreichische Hofrath entschieden hatte, wurde 1559 ein eigener Reichshofrath, für das gesammte Kriegswesen 1556 der Hofkriegsrath eingesetzt. An Wichtigkeit überragte die genannten Institute der geheime Rath, der gewissermaßen als die älteste Form des österreichischen Ministeriums zu betrachten ist. Er ging aus dem Hofrathe hervor, indem wichtige geheime Sachen, die sich ihrer Natur nach der Berathung in einem großen Collegium entzogen, dem Hofrathsplenum entrückt und nur mit wenigen,

des besonderen Vertrauens des Herrschers gewürdigten Räthen berathen wurden. Der geheime Rath bestand demnach aus den hervorragendsten Würdenträgern und andern Räthen in nicht fest abgegrenzter Zahl und bildete als oberste Behörde des Landes das Organ, mit welchem Ferdinand Fragen der auswärtigen Politik wie Verwaltungsangelegenheiten berieth. Die Ausfertigung der Beschlüsse war Sache der allgemeinen Hofkanzlei, welche ihrerseits in mehrere Abtheilungen zerfiel und deren Vorsteher der oberste Kanzler war. Die Ferdinandeische Behördenverfassung fand bei den nahen Berührungen der Fürsten mit dem kaiserlichen Hofe in einem großen Theile deutscher Reichsterritorien Nachahmung.

Der geheime Rath, der Hofrath, die Hofkammer und die Hofkanzlei bildeten Centralstellen für die alten österreichischen Erblande. Dagegen besaßen Ungarn und Böhmen ihre besonderen Verfassungen und waren mit den österreichischen Erblanden nur durch Personalunion verknüpft. In Ungarn wie in Böhmen bestand die eigene Hofkanzlei und die eigene Kammer fort, wozu sich seit Ferdinand noch eine besondere Kammer zu Breslau für Schlesien gesellte, doch so, daß dieselbe in gewissen Dingen der böhmischen Kammer untergeordnet sein sollte. Überhaupt begünstigte Ferdinand die Zusammenfassung der Länder der böhmischen Krone zu einem festgeschlossenen Staatsgebiete. Das Institut der Generallandtage, von denen die ältere böhmische Geschichte nur schwache Anklänge bietet, gelangte jetzt zu einer größeren Entwicklung. Die obersten böhmischen Ämter und Gerichte, wie zum Beispiel die böhmische Kanzlei, die Kammer und das 1548 errichtete Appellationsgericht bekamen eine Wirksamkeit, die sich auf alle Länder der böhmischen Krone erstreckte, was vordem kaum bezüglich der Kanzlei der Fall war.

Doch beschränkte sich die centralisirende Tendenz der Regierung Ferdinands nicht etwa blos auf die energischere Zusammenfassung der alten Erblande einerseits und der böhmischen Lande anderseits gegenüber dem dritten Ländercomplexe, jenem der ungarischen Krone. Wohl war Ferdinand bezüglich der Regierung Ungarns und Böhmens durch die Verfassung dieser Reiche beschränkt, aber aus der Vereinigung der drei Ländergruppen ergab sich alsbald ein Bereich gemeinsamer Interessen und Aufgaben, für deren Behandlungsweise das bisher geltende Recht keine Bestimmungen enthielt. Hier lag ein Spielraum vor, auf dem sich die ersten Ansätze einer einheitlichen Staatsform in höherem Sinne entwickeln konnten; hier war eine Lücke vorhanden, zu deren Ausfüllung sich eben jene Einrichtungen eigneten, die Ferdinand zunächst für seine österreichischen Erblande geschaffen hatte. So wurde für alle jene Dinge, welche die Ausarbeitung und Durchführung allgemein giltiger Regierungsmaximen heischten — für die Fragen auswärtiger Politik und kirchlicher Natur, vielfach auch für administrative und legislatorische Maßregeln — der geheime Rath mit der ihm beigegebenen allgemeinen Hofkanzlei zum Regulativ; aus

letzterer gingen die Generalmandate hervor, unter denen hier insbesondere die auf dem Augsburger Münzvertrage beruhende Münzordnung von 1562 hervorzuheben ist, da sie auch den Beifall der Ungarn fand, welche sich bereit zeigten, den Wiener Münzfuß anzunehmen.

Dieselbe Stellung wie die Hofkanzlei nahm als oberste Centralstelle in militärischen Angelegenheiten der ständige Kriegsrath, aus dem sich der Hofkriegsrath entwickelt hat, ein und auch die Hofkammer erlangte naturgemäß eine allgemeinere Bedeutung als die böhmische und ungarische Kammer. Ja es wurde bereits damals der Versuch gemacht, wenigstens in Böhmen das Deutsche zur Amtssprache zu machen. Die böhmische Kammer erhielt schon 1528 den Auftrag, deutsch zu amtiren, und 1555 befahl Ferdinand allen nicht nach der Landesordnung Recht sprechenden böhmischen Gerichten, sich der deutschen Sprache zu bedienen. Auch die Entstehung eines österreichischen Gesammtadels durch das Zusammentreffen der ihrer Nationalität wie ihrem Stammsitze nach verschiedenartigsten Adelselemente am österreichischen Hofe, durch Verkehr und Verschwägerung dieser Elemente unter sich, durch wechselseitigen Gütererwerb in den verschiedenen Theilen des Reiches und durch Indigenatsverleihungen reicht in diese Zeit zurück. Auch auf parlamentarischem Wege suchte, hierin dem Beispiele Maximilians folgend, Ferdinand die Königreiche und Länder, die sich unter seinem Scepter zusammengefunden hatten, mit einander enger zu verbinden. Wiederholt berief er Delegirte der verschiedenen Länder zu gemeinsamen Versammlungen, besonders um über eine gemeinsame Rüstung wider die Türken zu berathen. Diese Versuche scheiterten indeß zunächst an der Abneigung der Böhmen, den älteren Erblanden zuzuziehen, sodann, als dies Hinderniß durch die Nachgiebigkeit der fünf niederösterreichischen Länder, deren Deputirte sich nach Prag begaben, und durch die Bitte der Ungarn um die Einberufung einer alle Königreiche und Länder repräsentirenden Versammlung ständischer Natur behoben schien, an der ablehnenden Haltung der Tiroler, die zwar zuletzt ebenfalls erschienen, aber sich gleich den anwesenden Ungarn von den Congreßverhandlungen fern hielten und sich auf einen Schriftwechsel mit dem König beschränkten. So vermochte Ferdinand den Particularismus der Provinzen nicht völlig zu überwinden, und auch sonst konnte Österreich damals noch nicht als Staat im modernen Sinne gelten, aber die ersten Fundamente hat Ferdinand doch gelegt, so daß er auch in diesem Sinne als der Begründer der österreichischen Monarchie zu betrachten ist.

Ferdinand hat die Kronen Ungarns und Böhmens dauernd an sein Haus gebracht; zur vollen Verwirklichung dessen, was Rudolf von Habsburg einst als erhabene Vision geschaut, fehlte ihm nur der Besitz der deutschen Krone. Aber die Kaiserkrone schmückte das Haupt seines Bruders und er selbst war als römischer König zu dessen Nachfolger im Reiche designirt. Ob freilich dereinst nach Ferdinands Tode die deutsche Krone auf seinen Sohn

übergehen werde, war längere Zeit hindurch höchst zweifelhaft. Karl V. wünschte, daß sein Sohn Philipp zum Nachfolger Ferdinands als römischer König gewählt werde; Ferdinand und sein ältester Sohn Max hatten hiezu, wenn auch mit innerlichem Widerstreben, ihre Zustimmung ertheilt. Es erhob sich die Frage, ob die Kaiserkrone dereinst dem deutschen oder dem spanischen Zweige des habsburgischen Hauses zufallen, ob die Verbindung des deutschen Reiches mit der spanischen Monarchie fortbestehen sollte oder nicht. Die Absicht Karls wurde von Frankreich und von den Protestanten durchkreuzt. So eigenthümlich gestalteten sich die Verhältnisse, daß Ferdinand, ohne mit den protestantischen Fürsten im Bunde zu stehen, doch in dem Siege derselben zugleich den Sieg seiner eigenen Sache erblicken mußte. Indem Karl den Entschluß faßte, Deutschland seinem Bruder zu überlassen, verzichtete er zugleich auf Philipps Nachfolge im Reiche. Nach Karls Abdankung (1558) wurde Ferdinand zum Kaiser gekrönt.



Medaille mit den Bildnissen Karl V., Ferdinand I., Maximilian II. und Maria.

Ferdinand erlebte es noch, daß fast die ganze, in seinen Händen ruhende Machtfülle auf seinen Sohn Maximilian überging, indem derselbe sowohl im Reiche als auch in Böhmen und Ungarn zu seinem Nachfolger gewählt ward. Nur bezüglich der althabsburgischen Stammlande fand eine Ausnahme statt. Sie gingen nicht insgesammt an Maximilian über, sondern wurden nach den für dieselben geltenden Hausgesetzen noch einmal getheilt, und zwar so, daß dem ältesten Sohne Maximilian II. Österreich unter und ob der Enns, dem zweiten Sohne Ferdinand Tirol und die Vorlande, dem jüngsten Karl Steiermark, Kärnten, Krain und Görz zufielen; doch sollte Maximilian als der älteste eine Art Oberhoheit über seine Brüder besitzen. Ferdinand verkannte nicht die Gefahr, welche für die Machtstellung seines Hauses in der Zersplitterung seiner ererbten Besitzungen lag. Ausdrücklich hatte er in dem Testamente von 1543, welches an die Stelle eines älteren von 1532 trat, seine Söhne ermahnt, ihre Länder „als ungetheilte Brüder“ zu regieren. Daß er sodann in seinem letzten Testamente von 1554 diesen Gedanken fallen ließ und zu dem Gewohnheitsrechte der Theilungen zurückgriff, dazu mochte ihn die Überzeugung

bestimmt haben, daß gerade dadurch die Eintracht der verschieden gesinnten und verschieden veranlagten Brüder am besten gefördert werde. Abgesehen davon kann man diese Theilung nur als einen entschiedenen Rückschritt des österreichischen Staatsgedankens bezeichnen, zumal das Erzherzogthum Österreich, welches Maximilian und dessen nächsten Nachfolgern zufiel, zu unbedeutend war, um denselben den böhmischen und ungarischen Ständen gegenüber das nothwendige Ansehen zu sichern. Es war dies um so bedenklicher, als gerade damals die Wogen der Reformation und der ständischen Opposition hoch aufzuschlagen begannen.

Mit besonderer Spannung sah man dem Regierungsantritt Maximilians II. entgegen. Denn trotz seiner Vermählung mit einer Tochter Karls V. und eines längeren Aufenthaltes in dem streng katholischen Spanien hatte dieser ebenso geistreiche wie feingebildete Fürst bisher eine entschiedene Hinneigung zur neuen Lehre gezeigt, zum größten Kummer des Vaters, der spanischen Verwandten und der Curie, welche Alles in Bewegung setzten, um Maximilians offenen Abfall von der alten Kirche hintanzuhalten. Wohl hatten die ernsten Mahnungen Ferdinands, der ihn zu enterben drohte, sowie die Aussichten, welche durch einige Zeit sich der deutschen Linie des Hauses Habsburg darboten, Philipp II. von Spanien zu beerben, bewirkt, daß Maximilian späterhin wenigstens äußerlich den Pflichten des katholischen Glaubens nachkam; aber man wußte, daß seine innere Überzeugung dieselbe geblieben sei, und eben deßhalb knüpften sich an Maximilians Regierungsantritt ebensoviele Hoffnungen auf der einen als Befürchtungen auf der anderen Seite.

Doch hatte man sich auf beiden Seiten getäuscht. Zu einer Revolution von oben herab, zu einer entschiedenen Parteinahme für die protestantische Sache war Maximilians ganze Persönlichkeit nicht angelegt. In innerster Seele allen Extremen, allen tumultuarischen Vorgängen abgeneigt, huldigte er dem langsamen und gemäßigten Fortschritt, suchte er überall den bestehenden Zustand zu schützen oder überließ er doch die Entwicklung der Dinge ihrem eigenen natürlichen Verlaufe. Statt selbstbestimmend in den Gang der Ereignisse einzugreifen, schloß er sich überall der Partei der Mitte und des Friedens an. Die Verhältnisse selbst wiesen ihm diesen vermittelnden Pfad. Bedenkt man, daß gerade damals der Streit über die Rechtfertigungs- und Abendmahlslehre die Protestanten in zwei feindliche Heerlager schied, während zugleich die katholische Kirche, bisher überall in der Defensive, mit verjüngter Kraft zu einem allgemeinen Angriffe überging, nimmt man die Rücksicht auf Spanien hinzu, welche ebenso das Interesse der Familie überhaupt, wie die Aussicht auf die einstmalige Beerbung Philipps II. erheischte, so begreift man die Lage Maximilians, dessen Überzeugung mit den Thatsachen in einen Widerspruch gerieth, den zu überwinden seine auch durch körperliche Leiden gebrochene Willenskraft zu schwach war.

Das Einzige, was Maximilian unter solchen Verhältnissen thun konnte und was er auch wirklich that, war, daß er den Protestanten gegenüber ein mildes, versöhnliches

Verfahren einschlug. In allen kirchlichen Dingen maßvoll wie sein Vater, unterschied er sich von diesem dadurch, daß die tolerante Gesinnung Ferdinands der Überzeugung unvermeidlicher Nothwendigkeit entsprang, jene Maximilians aus innerer Neigung hervorging. So hat sich denn Maximilian in seinen Erblanden auf eine Anerkennung der thatsächlichen Zustände beschränkt. Doch sollte auch hier die gesetzliche Grundlage des Religionsfriedens aufrecht erhalten, der entfesselte Strom in geregelte Bahnen gelenkt werden. Offen erklärte Maximilian den Ständen, daß die Reichsconstitution, auf die sie sich beriefen, nicht ihnen, sondern dem Landesfürsten das Recht einräume, in Glaubenssachen zu entscheiden, und gestützt hieranf ertheilte er wohl dem Adel des Landes unter der Enns, nicht aber den landesfürstlichen Städten und Märkten das Zugeständniß der freien Glaubensübung (die Concession), und auch dies nur unter der Bedingung, daß die Protestanten dem Sectenwesen entsagen und sich auf Grund der Augsburgischen Confession zu einer gemeinsamen Kirchenagende vereinigen sollten, die in der Folge durch die sogenannte Assecuration bestätigt ward. Auch dem Adel des Landes ob der Enns wurde die freie Übung des Gottesdienstes gewährt und dieselbe Zusicherung — doch blos mündlich — den Böhmen gemacht, aber auch hier nur auf Grund der gemeinsamen „böhmischen Confession“, welche auf einem Compromiß der lutheranisirenden Utraquisten und der böhmischen Brüder beruhte. Doch sollten die religiösen Zugeständnisse, welche Maximilian den Böhmen gewährte, gleich denen, die er dem österreichischen Adel gemacht, auch für seine Nachfolger verbindlich sein.



Maximilian II.

Wenn indeß Maximilian, der auch die katholische Kirche nicht aus dem Auge verlor, sondern zur Reform derselben statt der bis dahin von Fall zu Fall eingesetzten Commissionen den ständigen Klosterrath ins Leben rief, gehofft haben mochte, durch die ergriffenen Maßregeln die religiöse Bewegung zum Stillstand zu bringen, so sah er sich hierin nur zu bald völlig enttäuscht. Auf Grund der erfolgten, wenn auch zunächst noch beschränkten Anerkennung, die ihm zutheil ward, breitete sich der Protestantismus in Maximilians Ländern mit staunenswerther Schnelligkeit aus, während alle die Visitationsreisen der landesfürstlichen Commissionen die Übelstände in den katholischen Kirchen und Klöstern

wohl aufdeckten, aber nicht zu heilen vermochten. Aber auch die protestantische Kirche in Österreich trug bereits den Keim des Verfalles in sich. Die Kirchenagende, weit entfernt dem widerlichen Gezänke der Pastoren ein Ziel zu setzen, gab vielmehr zu fortgesetztem Hader den Anlaß. Die größte Gefahr aber für die gedeihliche Entwicklung des Protestantismus in Österreich lag in dem Mangel eines inländischen Consistoriums und in dem dadurch bedingten Überwiegen des ausländischen Elementes unter den evangelischen Predigern, die, aus den verschiedensten Gegenden berufen, die verschiedensten Lehrmeinungen mit sich brachten und nicht selten durch ihren Zelotismus, um dessentwillen man sie anderswo vertrieben hatte, ihre neue Heimat in wilde Gährung versetzten. Und während so fanatische Wiedertäufer und zelotische Calviner, gemäßigte Lutheraner und ihre flacianischen Widersacher sich wechselseitig den Boden streitig machten, während anderseits die alten Klöster verödeten, die einstigen Klosterschulen verfielen oder den besser geleiteten protestantischen Schulen weichen mußten, während also die alte wie die neue Kirche in völliger Auflösung begriffen war, erhob sich aus dem allgemeinen Ruin, dem das öffentliche Leben entgegentrieb, um so entschiedener die zunehmende ständische Macht, der die Theilung Österreichs und die damit zusammenhängende Schwächung der landesfürstlichen Gewalt zustatten kam, und es ist gewiß kein zufälliges Zusammentreffen der Umstände, sondern ein Symbol dieses Aufschwunges ständischer Libertät, daß man gerade damals zu Wien wie zu Linz den Bau eines neuen Landhauses begann, in dessen Räume der veränderte Geist der Zeit seinen Einzug hielt.

Im Gegensatz zu seinem Bruder Maximilian war Ferdinand von Tirol, einst Statthalter seines Vaters in Böhmen, der kunstsinnige Gemal der Augsburger Patriciertochter Philippine Welser, stets streng katholisch gesinnt. Er fand zwar in Tirol ebenfalls zahlreiche Anhänger der neuen Lehre vor. Allein in dieser Parteinahme für die Reformation lag doch mehr ein Gegensatz gegen die Übel in der Kirche als eine entschiedene Lossagung von derselben. Nur die Wiedertäufer hatten organisirte Gemeinden, und gerade mit dieser Secte hatte bereits die frühere Regierung gründlich aufgeräumt. Die lutherisch Gesinnten brachten es weder zu einer Verbindung noch zu einer Umgestaltung des Kirchenwesens. Auch der Umstand, daß das allgemeine Concil gerade in Tirol abgehalten wurde, konnte nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf das dortige Volksthum bleiben. Daher fand Ferdinand, als er, unterstützt von den Jesuiten und den Bischöfen des Landes, das Werk der Gegenreformation in Angriff nahm, keinen erheblichen Widerstand. Er hat dem Lande Tirol seinen entschieden katholischen Charakter gegeben: wie aber die Reformation wesentlich deutschen, die Gegenreformation romanischen Ursprunges war, so gewann hier, an der Grenzscheide der beiden Nationen, der Sieg des einen Princips über das andere zugleich eine nationale Färbung.

Kaiser Ferdinands I. dritter Sohn Karl, der Stifter der steirischen Linie, nahm eine Mittelstellung zwischen dem protestantenfreundlichen Maximilian und dem streng katholischen Ferdinand ein, wie ja auch seine Länder in der Mitte lagen zwischen den Besitzungen des einen und des andern. Auch Karl soll anfangs zur neuen Lehre geneigt haben. Es stammt diese Nachricht aus der Zeit, als über seine Vermählung mit der englischen Königin Elisabeth verhandelt wurde, ein Project, an welches man katholischer- wie protestantischerseits die größten Hoffnungen knüpfte. Doch kam die Heirat ebensowenig zustande als die beabsichtigte Vermählung mit Maria Stuart, Karl reichte vielmehr Maria, einer baierischen Prinzessin, die Hand, die, selbst streng katholisch gesinnt, allmälig ihren Gemal in derselben Richtung zu bestärken suchte. Doch zwangen die äußeren Verhältnisse dem Erzherzog Karl wiederholte mündliche Zugeständnisse an die Protestanten Inneröfterreichs, die Pacification von 1572 und das Brucker Libell von 1578 ab. Lawinenartig breitete sich von da an auch in den Thälern Inneröfterreichs die neue Lehre aus. Ihr gehörte fast der ganze Adel, in den Städten der gebildetste und reichste Theil des Volkes an. Gerade der Umstand, daß es hier nicht nur zu einer gemeinsamen Kirchenagende, sondern auch zur Bestellung einer geistlichen Regierung unter dem Namen Ministerium kam, verlieh dem Protestantismus seine Macht und hob ihn vortheilhaft von den verworrenen Zuständen des österreichischen Nachbarlandes ab.

Es war den Protestanten überall sehr förderlich, daß die Türkennoth die Landesfürsten immer wieder zwang, sich um Geld und Truppen an die Stände zu wenden, welche für jede Bewilligung die Abstellung ihrer religiösen Beschwerden heischten. Denn der Türkenkrieg brach nach Ablauf des letzten achtjährigen Friedens zwischen Ferdinand I. und der Pforte von neuem aus. Es war der letzte Feldzug Suleymans, der, obwohl krank und altersschwach, noch einmal nach Ungarn zog, um, wie er hoffte, einen Jugendtraum noch vor seinem Hintritte zu verwirklichen. Aber die Wünsche seiner Poeten, „daß er sich schaukeln möge gleich dem Cypressenzweig im Winde des Sieges“, gingen nicht in Erfüllung. Suleyman fand, wie einst vor Güns, diesmal vor Szigeth unerwarteten Widerstand. Der Brand der Festung war seine Todesfackel. Der greise Sultan starb im Lager vor Szigeth, ehe noch Niklas Zrinyi mit dem Reste der Besatzung bei einem letzten Ausfalle den vielbesungenen Heldentod erlitt. Suleymans Tod beendete den Krieg, sein Sohn Selim erneuerte den Waffenstillstand mit dem Kaiser.

Es war ein Lichtblick in dieser dunklen Zeit, daß allen Entzweiungen zum Trotz sich gerade an diesen Kämpfen die Idee der Solidarität der Christenheit zum ersten Male entzündete. Wie schon früher zur Befestigung Wiens nicht nur die österreichischen Stände, sondern auch die Reichsfürsten, die Häuser Fugger und Pitti (in Florenz) beigesteuert hatten, so konnte Kaiser Maximilian II. im Lager zu Raab neben den Truppen der eigenen

Lande und den Fähnlein aus dem Reiche auch die Blüte des französischen Adels und die Contingente italienischer Fürsten mustern. Auch eilte von da an das osmanische Reich unaufhaltsam seinem Verfalle entgegen, wenn dies auch zunächst noch im Innern verborgen blieb. Während der herrliche Sohn Habsburgs, Don Juan d'Austria, bei Lepanto die maritime Macht der Türken zertrümmerte, setzte zugleich der continentalen Macht derselben die militärische Einrichtung der Grenzen, als deren erster Schöpfer Erzherzog Karl von Österreich — dieser „neue Markgraf Lintpold" — zu betrachten ist, feste Schranken.

Unter Maximilian II. beginnen auch die Bewerbungen der Habsburger um die Krone Polens, wozu das Erlöschen des Mannesstammes der Jagellonen den Anlaß bot. Es war das erste Mal, daß auf dem Boden dieses Reiches die Häuser Frankreich und Habsburg ihre Kräfte maßen. Des Kaisers Sohn Erzherzog Ernst, der Candidat der österreichischen Partei, unterlag im Wahlkampfe seinem glücklicheren Nebenbuhler Heinrich von Anjou, und als man nach des letzteren Flucht den Thron neu besetzte, wurde zwar Kaiser Maximilian selbst von seiner Partei gewählt, aber von seinen Gegnern der Wojwode von Siebenbürgen Stefan Báthory zum Gegenkönig ausgerufen. Dem Ausbruche eines Krieges zwischen den beiden Wahlkönigen beugte der Tod des Kaisers vor. Báthory behauptete den Thron. Ein späterer Versuch Maximilians, des Hoch- und Deutschmeisters, den nach Stefans Tode die österreichische Partei auf den polnischen Thron berief, endete mit dessen Gefangenschaft und dem von Kaiser Rudolf zu Gunsten des schwedischen Bewerbers Sigismund eingegangenen Beuthener Vertrage.

Maximilian II. starb am 12. October 1576 zu Regensburg kurz nach der Wahl seines ältesten Sohnes Rudolf, der nach ihm auch in Österreich, Böhmen und Ungarn folgte, zum römisch-deutschen König. Kaiser Maximilian war in einer Zeit erzogen, als man über die religiösen Lehren stritt und vermittelte und aus dem Gewirre der Meinungen erst allmälig bestimmte Bekenntnisse sich sonderten. Die Jugend Rudolfs II. dagegen fiel in die Zeit, da die katholische Kirche ihre Lehren klar gefaßt hatte und nunmehr auf keinen Ausgleich, sondern auf Unterwerfung ihrer Widersacher ausging. Wie daher Maximilian im Geiste des Zweifels aufgewachsen war, so wurde sein Sohn im Dienste der neuen und bestimmten Richtung erzogen. Der Tod Maximilians bezeichnet den Wendepunkt, insoferne der allgemeine Zug der Gegenreformation, welcher fortan die Regierungskreise und die katholische Hierarchie beherrschte, jene, weil sie im Protestantenthum vor Allem die politische Unbotmäßigkeit bekämpfen zu müssen glaubten, diese, da es sich um die Rückgewinnung der herrschenden Stellung für den alten Glauben handelte, allmälig zum Durchbruche gelangte. Die ersten Versuche einer Gegenreformation wurden in Inneröſterreich gemacht, wo Erzherzog Karl durch die Berufung der Jesuiten und die Gründung ihres Collegiums an der ihnen übergebenen Grazer Universität den Prädikanten des „Eggenberger Stiftes"

und der landschaftlichen Stiftschule im Paradies zu Graz entgegenwirkte und die den Protestanten gegebene Zusage nicht gerade widerrief, aber doch auf ihren Wortlaut zu beschränken suchte. Da aber Karl jene Zusage den Protestanten nur für seine Person geleistet hatte, so ruhten fortan alle seine Hoffnungen auf seinem künftigen Erben, seinem



Kaiser Rudolf II

ältesten Sohne Erzherzog Ferdinand, den er daher ganz im Geiste der Jesuiten erziehen ließ und sorgfältig vor ketzerischen Einflüssen behütete.

Auch in Österreich kündigte der Regierungsantritt Rudolfs II. eine durchgreifende Änderung an. Nach langer Unterbrechung wurde 1578 zu Wien das Frohnleichnamsfest wieder mit einer prunkvollen Procession begangen. Rudolf selbst und dessen Brüder wohnten

dem Umzuge bei. Es machte auf den ernsten, in Spanien erzogenen und an spanische Etiquette gewohnten Kaiser einen tiefen Eindruck, als die Feier durch einen Tumult gestört ward, der ihn nöthigte, sich in die Burg zurückzuziehen. Der Kaiser verlegte seine Residenz von Wien nach Prag. Von diesem Tage an begann auch in Österreich die katholische Reaction, welche von Jahr zu Jahr mehr Kraft und Wirksamkeit gewann. Zwar die Zugeständnisse, die einst Maximilian den adeligen Ständen gemacht hatte, blieben im Ganzen aufrecht, aber mit der stillschweigenden Duldung des Protestantismus in den Städten und auf dem Lande hatte es ein Ende. In den landesfürstlichen Städten und Märkten wurde der lutherische Gottesdienst eingestellt, die Prädikanten wurden abgeschafft. Den Ständen untersagte man, andere als ihre Unterthanen zum lutherischen Exercitium zuzulassen. Eine neue Schulordnung wurde bekannt gemacht, eine strenge Bücherinquisition eingeführt. Landesfürstliche Commissäre zogen im Dienste dieser Gegenreformation durchs Land; an ihre Spitze trat jener Melchior Khlesel, der als Generalreformator und als bischöflich passauischer Official, dann Generalvicar, mit dem doppelten Ansehen des Landesfürsten und des Bischofs ausgerüstet, in Österreich wie kein Anderer das Werk der katholischen Restauration gefördert hat. Auch im Lande ob der Enns wurde das gleiche Verfahren angewendet, ohne Rücksicht auf den Widerstand der Städte und trotz des Aufstandes der Bauern, den man gleich einer ähnlichen Erhebung des niederösterreichischen Landvolkes gewaltsam unterdrückte, worauf man die religiösen Beschwerden zurückwies, den politischen aber (im Lande ob der Enns) durch das rudolfinische „Interimale“ Rechnung trug.

Auch in Mähren erhob sich bereits ein eifriger Vorkämpfer der kirchlichen Partei in dem zum Bischof von Olmütz ernannten Cardinal Franz von Dietrichstein, der zu Madrid geboren und zu Rom im Collegium Germanicum erzogen, seine glänzende Beförderung vor Allem den Hoffnungen verdankte, welche sich an seine geistige Begabung und an seinen Glaubenseifer knüpften. Schon beschäftigte sich auf Khlesels Rath die kaiserliche Regierung mit dem Projecte, die Concession Kaiser Maximilians wieder aufzuheben, als ein Ereigniß eintrat, welches den Protestanten in Österreich noch einmal das Übergewicht verschaffte. Es war dies die verhängnißvolle Krise, welche Rudolfs Persönlichkeit heraufbeschwor.

In einer Zeit, wo in Deutschland die Spaltung zwischen den Reformirten, deren Haupt der Kurfürst von der Pfalz war, und den Lutheranern, an deren Spitze das sächsische Kurhaus stand, immer größer wurde, während der Katholicismus, gestärkt durch die Beschlüsse des Tridentiner Concils und ausgerüstet mit der Waffe des Jesuitenordens, den Kampf gegen die neue Lehre (die Gegenreformation) eröffnete, während zugleich auch die Verhältnisse zur Pforte unsicher blieben, in einer so ernsten Zeit hätte nur ein kraftvoller Regent es vermocht, das deutsche Reich und die österreichischen Länder ohne allzuheftige

Erschütterungen aus dem alten zerfallenden in einen neuen geordneten Zustand hinüberzuführen; allein Rudolf besaß die hierzu nöthigen Eigenschaften leider nicht.

Frühzeitig von krankhaftem Hange zur Abgeschiedenheit erfaßt, zog sich Rudolf bei dem ersten Widerstande, den er fand, von den Regierungsgeschäften ganz auf den Kreis wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen zurück, in denen er Trost für so manche



Der Prunkhelm Rudolfs II.

Enttäuschung seines Lebens suchte. Zu Prag auf dem Hradschin, wo er residirte, hatte er sich eine Kunstkammer angelegt, welche ein Zeugniß seiner Kennerschaft und Bildung war. Auch war er ein Freund der Naturwissenschaften, die eben damals einen großen Aufschwung nahmen, der Astronomie und Chemie, die noch vielfach mit Astrologie und Alchemie zusammenhingen. Tycho de Brahe und Johannes Kepler, die beiden großen Astronomen, lebten an seinem Hofe und arbeiteten mit seiner Unterstützung die „rudolfinischen Tafeln" aus. Gerne vertiefte sich der Kaiser in die Betrachtung der Gestirne, deren geordneter Kreislauf so sehr von dem Wirrsal des Alltaglebens abstach. Indem er aber nach den

geheimen Gründen alles irdischen Daseins forschte, verlor er dieses selbst allmälig aus den Augen. Über Studien, die einem Privatmanne wohl zur Zierde gereicht haben würden, vergaß Rudolf die Kaiserpflichten, seine eigenen Lande und ihre religiösen Wirren und gerieth ganz unter den Einfluß der unwürdigsten Personen, wie seines Kammerdieners Philipp Lang. Und zu dieser Sehnsucht nach Ruhe gesellte sich eine Leidenschaft, die ihm seinen Herzenswunsch vereiteln mußte: „die Sucht zu herrschen, ohne den Drang zur That, der allein zur Herrschaft führen kann". Dieses ohnmächtige Begehren pflanzte einen Zwiespalt in des Kaisers Brust, an dem derselbe zugrunde gehen sollte.

Als sich seit dem Jahre 1600 die zunehmende Umnachtung seines Geistes in zeitweiligen Ausbrüchen bald der Wuth, bald der Angst offenbarte, trat sein Bruder Matthias als der Älteste des Hauses an ihn mit dem Ansinnen heran, sich einen Gehilfen in der Person eines voraus bestimmten Nachfolgers zu geben. Damals wies Rudolf eine derartige Zumuthung noch zurück. Erst die Ereignisse in Ungarn führten die Entscheidung herbei.

Die ersten Habsburger waren bei dem Versuche, Ungarn dem Verbande ihrer übrigen Länder einzufügen, auf um so größeren Widerstand gestoßen, als schon seit der Epoche der Jagellonen die Macht des Adels das ganze öffentliche Leben überwucherte und jeder Versuch, durch ein festeres Anziehen der Zügel sich dieses Zwischenlandes im Kampfe mit der Pforte zu versichern, als ein Eingriff in die avitische Verfassung angesehen werden konnte. Schon gegen die Regierung Ferdinands I., der in die Grenzfestungen statt der wenig disciplinirten ungarischen Truppen fremde (meist deutsche) Söldner verlegt, die Stelle eines Palatins durch längere Zeit unbesetzt gelassen und das Land durch einen Statthalter verwaltet hatte, waren Vorwürfe laut geworden, die mit den Jahren sich steigerten, als zu den politischen Beschwerden die religiösen sich gesellten. Und als daher Rudolf, der infolge eines ziemlich glücklich geführten Türkenkrieges (1603) über einen beträchtlichen Theil von Ungarn und Siebenbürgen herrschte, seine momentane Übermacht benützen wollte, um zu einem Hauptschlage wider den Protestantismus auszuholen, da brach ein Aufstand aus, an dessen Spitze Stefan Bocskai trat, der zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt, auch zum Fürsten von Ungarn ausgerufen und von den Türken unterstützt wurde, so daß sich seine Hajduckenscharen ungestraft über Mähren, Steiermark und Österreich ergießen konnten. Zwar waren die Ungarn bereit, gegen die Sicherstellung der nationalen, ständischen und religiösen Freiheiten unter die Herrschaft des Hauses Habsburg zurückzukehren; doch wollten sie nur mit Erzherzog Matthias unterhandeln, von dem sie zugleich wünschten, daß er bereits jetzt zum Könige von Ungarn ernannt werde.

Diese Zustände erfüllten die übrigen Mitglieder des Hauses Habsburg mit tiefer Betrübniß und schweren Sorgen. Sie kamen daher überein, in Rudolf, welcher unverheiratet war, neuerdings zu dringen, daß er seinen ältesten Bruder Matthias zu seinem Nachfolger

bestimme und ihm schon jetzt die nöthigen Vollmachten ertheile, um mit den Ungarn und mit den Türken zu unterhandeln. Rudolf war indessen anfangs nur in letzterer Hinsicht zu Zugeständnissen zu bewegen; er ertheilte seinem Bruder die verlangten Vollmachten und ernannte ihn zu seinem Statthalter in Ungarn. Als er aber sodann Schwierigkeiten gegen das Friedenswerk erhob, dessen Zustandekommen die Verhältnisse dringend zu gebieten schienen, traten, wie bereits zuvor in Linz, die Mitglieder des Hauses zu einem zweiten Familienrath zu Wien zusammen, als dessen Ergebniß der berühmte Vertrag vom 25. April 1606 zu betrachten ist. In diesem anfangs geheim gehaltenen Vertrage erklärten die Erzherzoge gemeinschaftlich, daß sie angesichts des beweinenswerthen Zustandes ihrer Länder und der Krankheit des Kaisers, wenn auch von ungeheurem Schmerz bewegt, nach reiflicher Überlegung kein anderes Auskunftsmittel gefunden hätten, als kraft der bestehenden Familienverträge und der Hausgesetze Matthias als den Erstgebornen zum Haupt und zur Stütze des Hauses im eigenen und aller übrigen minderjährigen Erzherzoge Namen zu erwählen, ihn mit Wort und That zu unterstützen und, wenn es aus gleicher Ursache zur Kaiserwahl kommen sollte, ihm mit allen ihren Kräften zu dieser Würde zu verhelfen. So konnte denn Matthias mit den Ungarn zu Wien, mit den Türken zu Zsitva Torok Frieden schließen. Da aber der Antagonismus zwischen Rudolf und Matthias sich nicht verminderte, so führte „der Bruderzwist in Habsburg“ zu einem Kriege, in welchem Rudolf eine Krone nach der anderen vom Haupte fiel. Die Stände von Ungarn, Mähren und Österreich verbanden sich mit Matthias, welcher mit einem Heere vor Prag erschien und Rudolf zwang, ihm diese Länder abzutreten.

Um wenigstens in Böhmen die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, erließ Rudolf zu Gunsten der Protestanten den sogenannten Majestätsbrief. Zugleich machte er den Versuch, mit Hilfe seines Vetters, des jugendlichen Erzherzogs Leopold, Bischofs von Passau, die verlorenen Länder wieder zu gewinnen. Doch umsonst. Vielmehr mußte das von Leopold gesammelte „Passauer Kriegsvolk“, nachdem es unter furchtbaren Verheerungen bis Prag gekommen war und die Kleinseite zwar erstürmt, dagegen die Alt- und Neustadt vergeblich angegriffen hatte, sich vor dem nahenden Entsatzheere des Königs Matthias zurückziehen und Rudolf nunmehr auch Böhmen seinem Bruder überlassen. Von dieser Schmach und der drohenden Gefahr, auch die deutsche Krone an seinen Bruder einzubüßen, befreite den Kaiser Rudolf sein bald darnach erfolgter Tod.

Die Kurfürsten hatten anfangs vor, bei der neuen Kaiserwahl, welche Rudolfs Geisteszustand, sodann sein Tod nöthig machte, das Haus Habsburg zu übergehen. Da aber von den anderen Fürstenhäusern, welche zu diesem Zwecke in Betracht kommen konnten, keines fähig oder willig war, die Kaiserkrone zu tragen, so einigte man sich endlich doch zur Wahl des Erzherzogs Matthias zum Kaiser.

Dieser war damals bereits fünfundfünfzig Jahre alt. Einst als junger Mann hatte er sich, überdrüssig der thatenlosen Zurückgezogenheit, zu der er sich als jüngerer Erzherzog verurtheilt sah, durch seinen Ehrgeiz und falsche Freunde verleiten lassen, ohne Vorwissen seines Bruders nach den Niederlanden zu entweichen, indem er hoffte, durch seine persönlichen Eigenschaften daselbst zu bewirken, was Philipp II. durch Waffengewalt nicht erreichen konnte, nämlich die Pacification der abgefallenen Niederlande und vielleicht auch die Herrschaft über dieselben. Allein nur zu bald erkannte er zu seiner Beschämung, daß er nur fremden Bestrebungen zum Werkzeug hatte dienen sollen, und kehrte daher nach einiger Zeit in seine Heimat wieder zurück. Eigenthümliche Verhältnisse erhoben ihn seither zu einer Stellung, die dem höchsten Ehrgeiz schmeicheln konnte, der er sich aber nicht gewachsen zeigte. Nach wie vor blieb Matthias von dem Rathe anderer Personen abhängig, unter denen Khlesel, jetzt Bischof von Wien, bald auch Cardinal, als Director des geheimen Rathes den ersten Platz einnahm.

Es kam hinzu, daß die Entthronung Rudolfs nicht so sehr ein Erfolg des Matthias als der Stände war. Da nicht nur die Katholiken, sondern auch die Protestanten zu diesem Erfolge beigetragen hatten, so konnte von einem Widerrufe der maximilianischen Concession füglich nicht die Rede sein. Es war vielmehr eine natürliche Folge des Ausganges, den der Streit genommen, daß sich alle diejenigen, welche an der Erhöhung des Erzherzogs mitgewirkt hatten, um ihren Lohn bewarben, und nach dem Antheil, welchen an derselben die Stände von Ungarn, Österreich und Mähren und unter diesen wieder die protestantische Partei gehabt hatte, konnte nicht zweifelhaft sein, wen Matthias befriedigen müsse. Freilich that dies Matthias nur mit innerem Widerstreben. Auf dem mährischen Huldigungslandtage erklärte er, daß er lieber auf die Herrschaft verzichten als eine allgemeine, auch die königlichen Städte umfassende Glaubensfreiheit zugestehen wolle, und nur dem maßvollen Auftreten Zerotins war es zu verdanken, daß sich die Stände mit der Zusicherung, daß Niemand um der Religion willen verfolgt werden sollte, zufrieden gaben. Und auch der protestantische Adel Österreichs hat Matthias die geforderten Zugeständnisse mit Mühe abgerungen. Erst als die protestantischen Stände auf einer Versammlung zu Horn erklärten, daß sie die Huldigung nicht leisten würden, bevor ihre Forderungen angenommen seien, gab Matthias nach, indem er die sogenannte Capitulationsresolution (1609) ertheilte, welche allen Einwohnern Österreichs — auch den Städten — die Freiheit des Gewissens gewährleistete, den adeligen Ständen überdies die Übung des Gottesdienstes freigab. Es war dies fast zu derselben Zeit, als Rudolf den böhmischen Protestanten den schon früher erwähnten Majestätsbrief ertheilen mußte, der den Bekennern der Confession von 1575, Adel, Bürgern und Bauern freie Religionsübung, das Recht Kirchen zu bauen, die Universität, ein besonderes Consistorium und in den Defensoren ein ständiges Organ

für die selbständige Ordnung ihrer Angelegenheiten gewährte. Da der Majestätsbrief zugleich für Mähren giltig war und in Schlesien einen Monat nachher eine ähnliche Urkunde ausgestellt wurde, da Matthias bei seiner Krönung in Ungarn ebenfalls auf alle Forderungen der Stände eingegangen war, so genoß in dem gesammten Bereiche der Länder, über welche das Haupt der ältesten deutsch-habsburgischen Linie unmittelbar gebot, der



Kaiser Matthias.

Protestantismus eine Freiheit, die er seit Ferdinand I. vergebens angestrebt hatte. — Was indessen den Protestanten Österreichs ihre zuversichtliche Haltung gab, war nicht so sehr der Besitz jener verbrieften Zugeständnisse als vielmehr das Bewußtsein der gemeinsamen Interessen, welche sie mit ihren Glaubensverwandten in Ungarn und Böhmen und im deutschen Reiche theilten. Denn auch in Deutschland bereitete sich Alles zur Entscheidung vor. Der Religionsfrieden war nur zwischen den katholischen und den lutherischen Ständen geschlossen worden; daß der Calvinismus als dritte Partei hinzukam, ja auf Kosten der beiden anderen Bekenntnisse immer weiter um sich griff, das war eine

Thatsache, die allein schon wie ein Bruch des kaum geschlossenen Friedens gefühlt wurde. Schon standen sich hier die Religionsparteien als zwei bewaffnete Bündnisse gegenüber: die Union, an deren Spitze sich ein Calviner, der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich IV., stellte, und die Liga, welche die Katholiken unter dem Herzog Maximilian I. von Baiern bildeten. Schon knüpfte die Union, deren Seele Christian II. von Anhalt-Bernburg, Statthalter des Kurfürsten in der Oberpfalz, war, einerseits mit König Heinrich IV. von Frankreich, anderseits mit den österreichischen Protestanten Verbindungen an. Zu Wittingau, auf dem Schlosse Peter Woks von Rosenberg, des letzten Stammhalters dieses berühmten Geschlechtes, liefen die Fäden einer Verschwörung zusammen, die selbst Inneröfterreich in ihre Kreise zu ziehen suchte und deren Endzweck der völlige Sturz des Hauses Habsburg und die Auftheilung der habsburgischen Reiche war. Schon drohte ein offener Kampf zwischen den beiden Religionsparteien in Deutschland auszubrechen, als der fast zur selben Zeit erfolgte Tod des Königs Heinrich IV. und des Kurfürsten Friedrich IV., der in Frankreich wie in der Pfalz die Einsetzung einer vormundschaftlichen Regierung nöthig machte, dem Kriege noch einmal vorbeugte.

Die gemeinsame Erhebung gegen die Regierung Rudolfs hatte aber auch die Stände der österreichischen Länder selbst einander näher gebracht und den Gedanken angeregt, ihre wechselseitige Verbindung aus einer blos vorübergehenden zu einer bleibenden zu machen. Namentlich Erasmus Freiherr von Tschernembl, einer der Wortführer der protestantischen Partei in Österreich, strebte die Umgestaltung der Monarchie zu einer föderativen Republik mit monarchischer Spitze an, etwa so, wie sich diese Staatsform in Polen, dem classischen Lande der Adelsföderationen, ausgebildet hatte. Und ebenso stellten die böhmischen Stände, als sie sich Matthias unterwarfen, als eine ihrer Forderungen ein Bündniß der sämmtlichen österreichischen Stände auf. Zwar sollte dies Bündniß vorerst nur zum Schutze der erworbenen religiösen und der ererbten politischen Freiheiten dienen, allein es war vorauszusehen, daß dasselbe bald auch auf andere Fälle ausgedehnt werden würde, sobald es den Ständen gelang, auch das zweite Ziel ihrer Bestrebungen — die Aufstellung einer selbständigen Armee zu erreichen.

Der Gedanke dieser Föderation ist eine umso merkwürdigere Thatsache, als sie die ideale Grundlage für einen Staat zu schaffen suchte, den seine eigenen Besitzer, die habsburgische Dynastie, noch nicht für ein unauflösbares Ganzes ansahen. Vielleicht daß ein genialer Staatsmann sich dieser Idee hätte bedienen können, um aus ihr höchst bedeutende und ganz andere Folgerungen abzuleiten als jene, welche den Ständen dabei vor Augen schwebten. Aber Cardinal Khlesel war kein Richelieu, der es verstanden hätte, die auseinanderstrebenden Elemente zusammenzufassen und dem Staate als obersten Zwecke dienstbar zu machen. Wohl fehlte es der Staatsleitung Khlesels an derartigen Anläufen



Melchior Khlesel.

nicht, aber sie führten alle blos auf die schon von Ferdinand I. versuchte Begründung eines Centralparlamentes der habsburgischen Länder zurück.

Der Zusammengehörigkeit der alten Stammländer hatte zwar noch das Testament Ferdinands I. Ausdruck gegeben, aber die erfolgte Theilung hatte derselben doch Abbruch gethan. In den wichtigsten Fragen — so namentlich in der religiösen — gingen die drei deutsch österreichischen Ländergruppen ihre besonderen Wege und mit dem Aufhören allgemein giltiger Regierungsmaximen tritt auch der Einfluß jener Centralstellen, deren Anordnungen

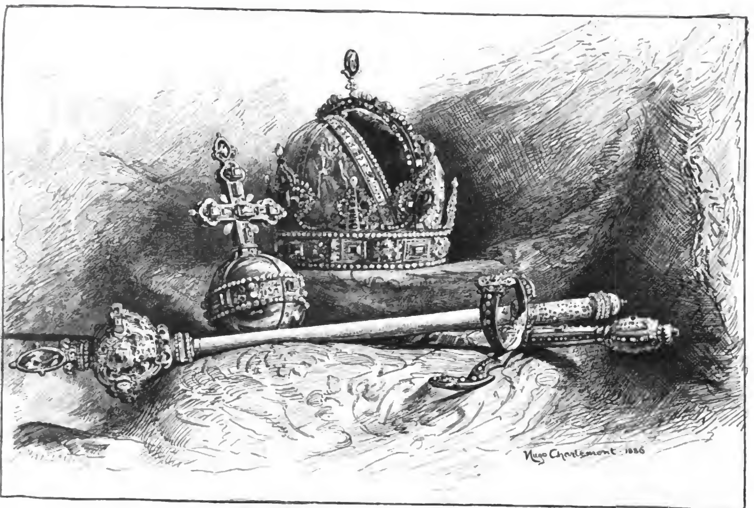
ehedem als Regulative gegolten hatten, hinter der Bedeutung der einzelnen zum Theile neu geschaffenen Landesstellen, wie namentlich des wegen der Türkengefahr für Innerösterreich begründeten besonderen Hofkriegsrathes zurück. Aber gerade die türkische Frage bildete einen Berathungsgegenstand, der sich einem österreichischen Vollparlamente passend zu Grunde legen ließ, wie dies auch wirklich Khlesel auf dem Generalconvente zu Linz im Jahre 1614 versucht hat. Doch auch diesmal blieb die Versammlung ein Torso. Der Versuch scheiterte an dem Mißtrauen der Stände, welche besorgten, daß die bewilligten Truppen nicht gegen die Türken, sondern wider sie selbst Verwendung finden oder doch etwaige Erfolge in der Bekämpfung der Türken zur Erhöhung der kaiserlichen Macht beitragen würden. Anderseits war aber auch Matthias nicht zu bewegen, zu der von den Ständen angestrebten wechselseitigen Föderation die Hand zu bieten.

Obgleich Khlesel sich bisher dem Werke der Gegenreformation mit dem größten Eifer gewidmet hatte, so ist doch seinem Einflusse die vermittelnde Tendenz zuzuschreiben, welche der Kaiser zwischen den hadernden Reichsparteien festhielt. Dieser vermittelnden Richtung Khlesels aber widerstrebten Spanien, die Liga und Erzherzog Ferdinand von Steiermark.

Ferdinand von Steiermark, als Kaiser später der zweite dieses Namens, hatte dem Wunsche seiner Eltern gemäß die in Graz begonnenen Studien in Ingolstadt fortgesetzt, um sich unter der Aufsicht seines glaubenseifrigen Oheims, Herzogs Wilhelm V. von Baiern, im Umgange mit seinen Vettern — namentlich dem hochbegabten Maximilian — und nach der Unterweisung der dortigen Jesuiten zum künftigen Vorkämpfer des Katholicismus auszubilden. Mit schwärmerischer Begeisterung erfaßte Ferdinand den ihm zugedachten Beruf. Nach Vollendung seiner Studien kehrte er nach Graz zurück, wo er, da mittlerweile sein Vater gestorben war, die Huldigung entgegennahm. Um sich aber zu seiner Aufgabe würdig vorzubereiten, reiste Ferdinand nach Italien, besuchte den Papst in Ferrara, kniete an den geweihten Stätten zu Loretto und Rom und legte das Gelübde ab, daß er selbst mit Gefahr seines Lebens alle Secten und Irrlehren aus den von ihm ererbten Ländern vertreiben wolle.

Heimgekehrt, begann er sein Gelöbniß zu erfüllen, trotz der vielen Abmahnungen seiner weltlichen Räthe und des Kaisers, welcher auf die von den Türken drohende Gefahr und die schwierigen Verhältnisse im Reiche hinwies, trotz des hartnäckigen Widerspruches des Adels, trotz mehrfacher Empörungen seiner Unterthanen, trotz der zürnenden Fürsprache evangelischer Reichsstände und trotz der Erbitterung, welche sich bei allen Protestanten in Deutschland kundgab, angefeuert durch seine Mutter und durch den Papst, sowie ohne Zweifel auch durch seinen Beichtvater und andere Grazer Jesuiten, aber gewiß auch geleitet von der politischen Überzeugung, daß die evangelischen Stände mit dem Ringen um





Österreichische Hauskleinodien aus der Zeit des Kaisers Matthias.

Religionsfreiheit das Streben nach Schmälerung der landesfürstlichen Gewalt verbänden und daß man bei der Schroffheit der kirchlichen Gegensätze und dem Einflusse der religiösen Anschauungen auf die Gemüther der Treue der Unterthanen, die einem anderen Bekenntnisse anhingen, nicht sicher sei.

So hat denn die Regierung Ferdinands einen doppelten Charakter, sie ist ein fortdauernder Kampf gegen die Ständegewalt, sie ist zugleich ein Kampf mit dem Protestantismus. Mit diesem wurde der Anfang gemacht. Dabei waren es namentlich zwei Männer, welche Ferdinand am eifrigsten dienten, die Bischöfe von Lavant und Seckau, Georg Stobaeus und Martin Brenner. Die Gegenreformation erfolgte in Inneröstерreich in drei Stößen: 1598, 1600 und 1628. Zuerst wurden die protestantischen Geistlichen und Lehrer ausgewiesen, dann das Bürgerthum und die Bauernschaft reformirt. Reformationscommissionen durchzogen das Land, gaben überall die Kirchen den katholischen Pfarrern zurück und führten allenthalben den katholischen Gottesdienst wieder ein. Den Protestanten wurde die Wahl gelassen, zum alten Glauben zurückzukehren oder auszuwandern. Viele thaten das letztere. Vergebens verwendeten sich die Stände für ihre Glaubensgenossen. Zuletzt traf die Reihe den Adel selbst, dem anfänglich nur der Gottesdienst untersagt ward, bis später, als der Katholicismus auch in den übrigen österreichischen Ländern zum Siege gelangt war, ihm auch die individuelle Gewissensfreiheit entzogen wurde.

Wohl sträubt sich unser Gefühl gegen die Mittel, mit denen hier in Inneröstеrreich die religiöse Frage gelöst wurde. Auch kann man sich, angesichts der langen Reihe von Exulanten der Überzeugung nicht verschließen, daß damit für Deutschösterreich eine Summe von geistigen und materiellen Kräften verloren gegangen ist. Aber der humane Begriff wechselseitiger Duldung war jener harten Zeit nahezu fremd. Und so wie damals gar oft auch protestantische Fürsten ihre Unterthanen erbarmungslos aus einer Lehrmeinung in eine entgegengesetzte hinübertrieben, so wird man das gleiche Verfahren Ferdinand nicht ausschließlich zum Vorwurfe machen dürfen, sondern auf die Rechnung einer Zeit zu setzen haben, deren Glaubenseifer nur in der Ausrottung des Gegners Befriedigung fand. Es war das erste Mal, daß die Ideen, welche in der spanischen Linie des Hauses Habsburg die herrschenden waren, nun auch in einem Fürsten der deutschen Linie zum vollen Durchbruche kamen. Freilich mit Philipp II. von Spanien kann man Ferdinand nicht ganz und gar auf eine Linie stellen; dazu zeigte sich dieser in allen politischen Dingen allzusehr abhängig von dem Gutachten seiner Räthe und von dem Gewissensrathe seiner Beichtväter. Auch unterschied ihn von dem finsteren Ernste seines spanischen Oheims die Heiterkeit und Leutseligkeit seines Wesens und das Wohlwollen, das er Jedermann, auch dem Ärmsten und Geringsten entgegenbrachte. Wohl aber glich er jenem in dem Einflusse, den er den religiösen Anschauungen auf sein ganzes Leben und Verhalten gewährte. Mit voller Aufrichtigkeit hat



Kaiser Ferdinand II.

sich Ferdinand dem Dienste der Kirche zur Verfügung gestellt, es war ihm ernst mit den Worten: „lieber wolle er über eine Wüste herrschen, lieber betteln gehen und seinen Leib in Stücke hauen lassen, als die Ketzerei dulden“. Herzliches Wohlwollen für das Seelenheil seiner Unterthanen sowie die tiefwurzelnde Überzeugung, daß er ein Werkzeug in der Hand Gottes sei, auserſehen dessen Strafgericht über die widerspänstigen Ketzer zu verhängen, trieben ihn gleichmäßig zu seinem Restaurationswerke an; sie verliehen ihm die Festigkeit, mit der er alle Gegenvorstellungen und jeden Widerstand zurückwies, sie flößten ihm jene Glaubensstärke und jene moralische Kraft ein, die ihn in Augenblicken der größten persönlichen Gefahr aufrecht hielt und mit jener Siegeszuversicht erfüllte, der er in dem Wahlspruche: „legitime certantibus corona“ Ausdruck gab.

Die geistlichen Rathgeber Ferdinands gehörten zu jener Partei, welche dem Staate kein Recht gegen die Kirche zugestand. Daß von diesem Standpunkte aus ein selbständiges Eingreifen in das Weltgetriebe sowie ein unbefangener Ausblick auf das politische Leben nicht möglich war, ist ebenso gewiß, als daß es selbst in dem Leben dieses Fürsten, dem mehr die Tugenden eines geistlichen Oberhirten als jene eines weltlichen Regenten beschieden waren, Augenblicke gab, in denen sich über die Ideen, welche ihn beherrschten, die unerbittliche Macht der realen Verhältnisse erhob. Auch war Ferdinand nicht unempfindlich für fremde Seelengröße, selbst wenn dieselbe in Feindesbrust lebte. Als man ihm in der Folge das blutbefleckte Koller des bei Lützen gefallenen schwedischen Heldenkönigs überbrachte, rief er aus: „Gerne hätte ich ihm ein längeres Leben und fröhliche Rückkehr in seine Heimat gegönnt, wenn nur der Friede in Deutschland hätte erlangt werden können“, Worte, die sicherlich nicht nur dem, welchem sie galten, sondern auch dem, der sie sprach, zur Ehre gereichen.

So beschaffen war der Fürst, den nunmehr seine Verwandten zum Nachfolger des Kaisers Matthias ausersahen. Da dieser aus später Ehe mit seiner Base, der Erzherzogin Anna von Tirol keine Kinder hatte, so machte sich unter den habsburgischen Prinzen die Besorgniß geltend, daß die Stände von Ungarn und Böhmen bei dem Mangel eines directen Erben nach seinem Ableben die Gelegenheit benützen würden, um über den Thron beliebig zu verfügen; sie stellten deßhalb dasselbe Verlangen an Matthias, das dieser einst an Rudolf gestellt hatte: er möge noch bei seinen Lebzeiten dem präsumtiven Thronerben die Krone von Ungarn und Böhmen aufs Haupt setzen. Seine Erben waren seine beiden Brüder, die Erzherzoge Maximilian und Albrecht; da sie aber alt und gebrechlich waren, da ferner die tirolische Linie schon mit ihrem Stifter Ferdinand erloschen war, so verzichteten jene gern auf ihre Rechte zu Gunsten ihres nächsten Anverwandten und Vetters, des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark. Wohl erhob König Philipp III. von Spanien Ansprüche auf die Nachfolge, da er als der Sohn einer Tochter Maximilians II. ein directer Nachkomme

dieses Kaisers sei, während Ferdinand nur von einem Bruder desselben abstamme, und auch Khlesel suchte die Wahl Ferdinands zum Nachfolger hinauszuschieben, angeblich um den eigenen Einfluß auf Matthias zu behaupten. Doch wurden die spanischen Ansprüche durch Zugeständnisse anderer Art — namentlich durch die Zusage, daß im Falle des Erlöschens der männlichen Nachkommenschaft Ferdinands die männliche Nachkommenschaft Philipps succediren sollte — aufgewogen, so daß fortan Ferdinands Wahl auch von dieser Seite her Förderung fand. Hingegen wurde Khlesels Widerstreben vornehmlich durch die Bemühungen des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzogs Maximilian besiegt, der sich in selbstloser Weise für das Interesse des Gesammthauses thätig erwies.

Andere Schwierigkeiten gingen von den Ständen aus, unter denen die beabsichtigte Erhebung Ferdinands, je nach dem religiösen Bekenntnisse, ebenso viele erwartungsvolle Freude als bange Besorgnisse wachrief. Aber auch diese Hindernisse wurden mit verhältnißmäßig geringer Mühe beseitigt. Ferdinand wurde 1617 in Böhmen und 1618 in Ungarn als Thronfolger anerkannt und gekrönt. In Böhmen, wo die Krone seit 1526 im Hause Habsburg erblich, dieses Erbrecht aber jüngst durch die Wahl des Matthias zum König unterbrochen worden war, setzten es sogar die Kronräthe durch, daß gegen den Wunsch der eingeschüchterten Opposition Ferdinand nicht zum König gewählt, sondern als solcher „angenommen“ wurde. In Ungarn fand zwar eine Wahl statt, zugleich aber gaben die Stände die wichtige „Erläuterung“, daß man mit der Betonung des freien Wahlrechtes keine Ausschließung des Erzhauses beabsichtige, sondern stets auf die Mitglieder desselben die schuldige Rücksicht nehmen werde.

Da war es die religiöse Frage, an der sich zunächst in Böhmen jener verheerende Brand entzünden sollte, der gar bald in furchtbarem Umsichgreifen die Nachbarländer erfaßte, das deutsche Reich zum Tummelplatz fremder Eroberer machte und dessen habsburgische Herrscher mit völligem Untergange bedrohte, zuletzt aber nach dreißigjährigem Wüthen, indem er das ständische Wesen und den Protestantismus Österreichs in seinem Schutte begrub, Raum schuf zu Vollendung dessen, wogegen sich alle Anstrengungen der Gegner vergebens gerichtet hatten, zur Aufführung des Gebäudes der modernen absoluten Monarchie.

Die Leichtigkeit, mit der Kaiser Matthias die Anerkennung seines Vetters Ferdinand von Steiermark als König von Böhmen durchgesetzt hatte, ermuthigte die Krone und ihre Partei zu mehrfachen Verletzungen des rudolfinischen Majestätsbriefes und des im Anschlusse an denselben zustande gebrachten „Vergleiches“ zwischen den Ständen der beiden Bekenntnisse, welcher den Protestanten das Recht einräumte, auf den königlichen Gütern, zu denen man auch die geistlichen rechnete, Kirchen und Schulen zu erbauen. So wurde die von den Protestanten zu Braunau auf dem Gebiete des dortigen Klosters erbaute Kirche gesperrt, jene zu Klostergrab, einem dem Erzbischofe von Prag gehörigen Städtchen, nieder-

gerissen. Auch wurde der Versuch gemacht, die königlichen Städte von dem Adel zu trennen und Zwiespalt unter dem protestantischen Clerus herbeizuführen, letzteres in der Absicht, einen Theil desselben zur Wiederannahme des seit dem Jahre 1609 abgeschafften Altutraquismus zu bewegen.

Aber man hatte sich über die wahre Stimmung des Landes getäuscht. Jene Maßregeln, die man nur als die Vorboten der herannahenden allgemeinen Reaction ansah, riefen eine ungeheuere Aufregung hervor, welche, von den Häuptern der Union und von den Parteiführern in Böhmen selbst geschürt, in der Rebellion des böhmischen Adels zum Ausbruche kam. Hatte zweihundert Jahre zuvor der Prager Fenstersturz das Signal zum Ausbruche der Hussitenkriege gegeben, so war es ein Ereigniß der gleichen Art, welches gleichsam als Vorspiel das Drama des dreißigjährigen Krieges eröffnete.

Am Krankenbette des Kaisers zu Wien — denn dorthin ward nach Rudolfs Tode die Residenz zurückverlegt — hatte man sich nun zu entscheiden, ob der Aufstand im Sinne Khlesels durch Nachgiebigkeit zu beschwören oder nach der Meinung Maximilians und Ferdinands vielmehr als Handhabe zu benützen sei, um durch Anwendung von Gewalt dem Ungehorsam der Böhmen ein für allemal ein Ziel zu setzen. Durch die gewaltsame Entfernung Khlesels vom Hofe gewann die Actionspartei die Obhand, um so mehr, als mitten in dem Auflodern des Krieges Kaiser Matthias — am 20. März 1620 — aus dem Leben schied. Wie einst am Schlusse des Mittelalters, so ging auch jetzt an die steirische Linie der Besitz der sämmtlichen deutsch habsburgischen Reiche und Länder über.

Freilich konnte man für den Augenblick mehr von einem Anrechte als von einem gesicherten Besitze sprechen. Da sich der Aufstand weniger gegen den Kaiser als gegen die künftige Regierung Ferdinands mit all den Befürchtungen, die sich an die letztere knüpften, richtete, so konnte auch von einer Verständigung nicht die Rede sein. Die Aufrührer bemächtigten sich selbst der Regierungsgewalt, rüsteten ein ständisches Heer, an dessen Spitze Graf Heinrich Matthias von Thurn, einer der Urheber des Aufstandes, trat und nahmen auch einen der bedeutendsten Söldnerführer jener Zeit, den Grafen Ernst von Mannsfeld in ihren Dienst.

Schon unterhandelten die Böhmen mit dem Kurfürsten von der Pfalz wegen der Übernahme ihrer Krone, schon schlossen sich auch Mähren, Schlesien und Oberösterreich dem Aufruhr an, schon näherte sich der Graf von Thurn mit einem Heere den Mauern Wiens; auch in Inneröfterreich und in Ungarn gährte es, als die protestantischen Ständemitglieder Niederösterreichs, Paul Jakob von Starhemberg an ihrer Spitze, in der Hofburg erschienen und drohend von Ferdinand die Erfüllung ihrer Wünsche forderten. Es schien nicht anders, als solle das Haus Habsburg im Abgrunde der Revolution versinken. Umso denkwürdiger war der Augenblick, als dem Erzherzog, der sich in seiner Burg muthig weigerte, den

ungestümen Forderungen der Protestanten nachzugeben, das Trompetengeschmetter der Kürassiere vom Regimente Dampierre, das Graf Buquoy ihm zur Hilfe schickte, Rettung verkündete. Und nicht minder denkwürdig wird es bleiben, daß Ferdinand, durch den Abzug Thurns von der dringendsten Gefahr befreit, in richtiger Würdigung dessen, was auf dem Spiele stand, mitten durch Feindesland nach Frankfurt eilte und sich und seinem Hause die Kaiserkrone rettete.

Freilich war dadurch, sowie durch den Sieg, den Buquoy bei Netolic über Mannsfeld erfocht und der Thurn zum Rückzuge nach Böhmen nöthigte, nur ein Theil der Gefahren abgewendet, die Ferdinand und seinem Hause drohten. Denn in denselben Tagen, in welchen dieser zu Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt wurde, erklärten ihn die Böhmen ihres Thrones verlustig und erhoben auf denselben den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Bald darnach schlug Gabriel Bethlen, der Fürst von Siebenbürgen, los, indem er nicht nur einen großen Theil Ungarns eroberte und im Bunde mit den Böhmen unter Thurn vor Wien erschien, sondern auch die Absicht aussprach, Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain in seine Gewalt zu bringen und sich bereits jetzt von seinem protestantischen Anhange zum Fürsten von Ungarn wählen ließ. Ferdinand mußte in einem Waffenstillstande Gabriel Bethlen den größten Theil Ungarns überlassen, so daß auch diese Krone für sein Haus verloren schien.

Als Kaiser hatte Ferdinand an moralischem Ansehen sehr viel gewonnen, aber äußere Hilfsmittel — Truppen und Geld — schuf diese Würde nicht. Umso erfolgreicher erwiesen sich Ferdinands Verhandlungen mit dem Papste, mit Spanien, mit Herzog Maximilian von Baiern, als Haupt der Liga, und mit dem Kurfürsten von Sachsen. Freilich nicht ohne schwere Opfer — er mußte Maximilian das Land ob der Enns, dem Kurfürsten von Sachsen die Lausitz verpfänden — erlangte Ferdinand die Hilfe dieser Fürsten, während sein Gegner Friedrich sich von seinem eigenen Schwiegervater, König Jakob I. von England, und von der Union, die nur zum Schutze der Pfalz die Waffen führen wollte, im Stich gelassen sah. Nur die „Conföderation“ der Böhmen mit den Protestanten Österreichs und Ungarns kam zustande, und so wie infolge dessen die österreichischen Protestanten ihre Truppen zu dem böhmischen Heere stoßen ließen, so griff auch Gabriel Bethlen, jetzt zum König von Ungarn erwählt, neuerdings zu den Waffen. Aber für die Entscheidung kam dies zu spät.

Der spanische Feldherr Spinola rückte gegen die Pfalz heran, der Herzog von Baiern über Oberösterreich in Böhmen ein, während der Kurfürst von Sachsen die Unterwerfung der Lausitz und Schlesiens entgegennahm. Die Entscheidung aber fiel in Böhmen; der Sieg der Liguisten unter Tilly am weißen Berge bei Prag (8. November 1620) machte den „Winterkönig“ zu einem geächteten heimatlosen Flüchtling. Die Oberpfalz ward

von den Baiern, die Unterpfalz von den Spaniern besetzt, die Union löste sich auf und die pfälzischen Länder gingen sammt der erledigten Kurwürde als Siegespreis an Maximilian von Baiern über.

Ferdinands gutes Recht hatte gesiegt; aber wie jeder gewaltsame Wechsel im Staatsleben schwere Folgen nach sich zieht, so war es auch hier der Fall. Die traurigen Executionen auf dem Altstädterring in Prag bezeichneten das Ende der alten, den Anbruch einer neuen Zeit für Böhmen. Ein tiefer Riß ging fortan durch die Geschichte dieses Landes wie durch den Majestätsbrief Rudolfs, den Kaiser Ferdinand eigenhändig zerschnitt. Zugleich stehen wir am Abschlusse jener kirchlichen Bewegung, welche durch zwei Jahrhunderte mit vulcanischer Kraft den Boden Böhmens erschüttert hatte und nunmehr mit ihrem Symbol, dem großen Kelche an der Teinkirche, ihre letzte Hoffnung sinken sah. Denn die ständische Revolution hatte auch die kirchliche Opposition in ihre Wirbel hereingezogen, in denen nun beide untergingen. Mit dem Principe der Legitimität siegte zugleich das katholische Princip, wie sich dasselbe im Orden der Jesuiten concentrirte. Auf der innigen Durchdringung beider beruhte die nächste Zukunft nicht nur Böhmens, sondern der ganzen habsburgischen Monarchie, indem sie die Forderung willenlosen Gehorsams und unbedingter Unterordnung auch auf das Staatsleben übertrug. Diese neue absolutistische Entwicklung kündete sich zuerst in Böhmen an, wo man mit der Verfolgung der utraquistischen Geistlichkeit begann, diese sodann auch auf die lutherischen Pastoren übertrug und endlich auf die Protestanten im Lande überhaupt ausdehnte. Und so wie die Reformationscommissionen und die sie begleitenden Liechtensteinischen Dragoner jeden Widerstand in religiösen Dingen gewaltsam niederwarfen, so begegnete auch die auf dem Rechte der Eroberung fußende „erneuerte Landesordnung" von 1627, welche vor Allem das ständische Wahlrecht in seinen letzten Spuren beseitigte und die ausschließliche Geltung der katholischen Kirche proclamirte, keinem Widerspruch. Es gab keine Opposition in Böhmen mehr. Der alte Adel, soweit er der protestantischen Lehre anhing, war ausgewandert, seine Güter waren confiscirt. Durch einen Besitzwechsel, wie er nur im Gefolge großer Revolutionen einzutreten pflegt, gingen die Güter jenes früheren Adels an eingewanderte Geschlechter über, von denen man hoffte, daß sie ihr Interesse an die neue Ordnung der Dinge knüpfen würde.

Was von Böhmen gilt, das war auch in Mähren der Fall. Es trat ein, was einst Zerotin der Partei des Umsturzes warnend zugerufen hatte: „sie wollte zu viel, um Alles zu verlieren". Wie die böhmische, wurde auch die mährische Landesordnung revidirt, wie dort, so auch hier — nach dem Gutachten des Cardinals Dietrichstein — die Gegenreformation durchgeführt, namentlich gegen die Wiedertäufer, welche sich nach Ungarn wendeten, wo man die gewerbfleißigen Ankömmlinge gerne aufnahm. Selbst in Schlesien vermochte der Kurfürst von Sachsen den bei der Eroberung des Landes den Unterthanen

in Bezug auf den Glauben bewilligten „Accord“ nicht auf die Dauer durchzusetzen. Nicht minder triumphirte die Gegenreform im Lande Österreich unter der Enns. Im Lande ob der Enns fiel die letzte blutige Entscheidung des Glaubenskampfes. Es war dies der Aufstand der Bauern unter Stefan Fadinger, der sich ebenso gegen die kirchliche Bedrückung wie gegen die baierische Fremdherrschaft wendete, aber nach dem Tode des Führers der „christlich-evangelischen Armee“ rasch bewältigt wurde, worauf auch in diesem von dem Kaiser wieder eingelösten Lande die Glaubenseinheit siegte. Nur in Ungarn durfte Ferdinand nicht an dem Bestande der kirchlichen Ordnung und der politischen Verfassung rütteln angesichts der steten Gefahr, die von dem Calviner Gabriel Bethlen drohte, selbst nachdem derselbe im Nikolsburger Frieden (1622) auf die Krone verzichtet hatte. — Nicht gleich anfangs hatte man die Früchte des Sieges im vollen Umfange zu pflücken gewagt; dies war erst dann der Fall, als Ferdinands Stellung sich auch in Deutschland befestigt hatte. Die Union löste sich auf. Vergebens führte Mannsfeld den Kampf für den geächteten Pfalzgrafen Friedrich fort; vergebens griffen nacheinander der Administrator von Halberstadt, der „tolle“ Herzog Christian von Braunschweig, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, zuletzt der Dänenkönig Christian IV. für dieselbe Sache zu den Waffen. Sie alle mußten dem überlegenen Feldherrntalente des Führers der Liguisten Tilly weichen. Bis dahin hatte der Kaiser seine Kriege vorzugsweise mit den Truppen der Liga geführt; jetzt stand der Mann auf, der ihn von diesem drückenden Gefühl befreite. Dieser Mann war Wallenstein.



Medaille auf das Jahr 1620.

Albrecht von Wallenstein (Waldstein), geboren am 24. September 1583 zu Hermanitz an der Elbe, stammte von dem minderbegüterten Zweige eines alten böhmischen Adelsgeschlechtes ab. Seine Eltern waren Protestanten, er selbst aber, früh verwaist, wurde in dem Jesuitenconvict zu Olmütz für den katholischen Glauben gewonnen. Nach verschiedenen Reisen trat Wallenstein in die kaiserliche Armee ein und that sich in Feldzügen wider die Türken und Venetianer als tüchtiger Officier hervor. Er heiratete und beerbte die alte aber reiche Witwe Nikesin von Landeck. Seine zweite Ehe mit einer Gräfin Harrach brachte ihn dem Hofe näher. Bald war er auch der reichste und mächtigste Mann in Böhmen, denn er hatte durch wohlfeilen Ankauf confiscirter Rebellengüter sein Vermögen ungemein vergrößert. Der Kaiser erhob ihn zum Herzog von Friedland. Aber die ehrgeizigen Pläne Wallensteins schweiften bereits über die Grenzen Böhmens hinaus, als er dem Kaiser anbot, auf eigene Kosten eine Armee aufstellen zu wollen. Man soll ihn bei dieser Gelegenheit gefragt haben, ob er 20.000 Mann im Felde zu halten sich anheischig machen könne,

worauf er antwortete: nicht 20.000, wohl aber 50.000. Wallenstein meinte nämlich nach der Art der meisten Heerführer jener Zeit, daß sich eine Armee durch Erpressung und Beute um so leichter zu erhalten vermöge, je zahlreicher sie sei. Als Generalissimus des Kaisers mit ausgedehnten Vollmachten ausgerüstet, ließ er die Werbetrommel rühren, und in vier Wochen war das Heer beisammen, da Wallenstein nicht auf Religion und Nationalität, sondern nur auf Kriegstüchtigkeit und Beherztheit seiner Soldaten sah.

Die Erwartungen, welche sich an ihn knüpften, erfüllten sich glänzend. Wallenstein schlug bei Dessau den Grafen Mannsfeld und zwang ihn zur Flucht; vereint mit Tilly vertrieb er den Dänenkönig auf die Inseln und die Herzoge von Mecklenburg aus ihrem Lande. Ferdinand gebot plötzlich über eine Macht, wie sie selbst Karl V. in seinen glücklichsten Tagen im Reiche nicht zur Verfügung gestanden hatte. Und alsbald knüpften sich daran die weitaussehendsten Entwürfe; man dachte an einen Wiederaufbau des Kaiserthums und an eine Wiederherstellung der habsburgischen Weltherrschaft, nur mit dem Unterschiede, daß diese ihren Schwerpunkt nunmehr in der deutschen Linie gefunden haben würde. Schon führte Wallenstein den Titel eines „Generals des baltischen und oceanischen Meeres", um die stolzen maritimen Entwürfe anzudeuten, mit denen man sich damals in Wien und im kaiserlichen Feldlager trug, denen zufolge die beiden Linien des Hauses Habsburg sich die Hände reichen sollten, um das verhaßte Holland vom baltischen Meere auszuschließen. Schon verlautete, man denke Dänemark dem Friedländer, Schweden dem Grafen Schlick einzuräumen. Auch nach Italien schweifte Wallensteins Blick; auch hier bot der Streit um Mantua Gelegenheit, alte kaiserliche Rechte und Lehen einzufordern. Und so wie damals von der Kaiserkrönung Ferdinands und von der erblichen Übertragung der deutschen Krone an den Sohn des Kaisers die Rede war, so tauchte dann wieder der abenteuerliche Plan auf, die im Westen siegreich geführten Waffen nach dem Orient zu tragen, Constantinopel zu erobern und das Kaiserthum in dem umfassenden Sinne früherer Zeiten zu erneuern. Wichtiger als diese ungemessenen Entwürfe und die Hauptsache war, daß man Wallenstein Pläne auf den Umsturz der Reichsverfassung, auf die Erhöhung der Kaisermacht und die Zurückdrängung des Ständeregimentes beimaß und daß gerade jetzt, unter dem Eindrucke der kaiserlichen Kriegsmacht, die durch Werbungen sich mit jedem Tage vergrößerte, das Restitutionsedict erfloß, wonach die seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter wieder herausgegeben werden sollten. Für den Kaiser handelte es sich bei diesen Restitutionen wohl wesentlich um einen Gewinn ideeller Art, um die Sühnung eines Jahrzehnte alten Unrechts an der katholischen Kirche und um „die Rettung jener vielen hunderttausend Seelen", die in den gewonnenen Stiften dem Katholicismus zurückgegeben werden sollten, woran sich weiterhin die Hoffnung auf die gänzliche Beseitigung der religiösen Spaltung im Sinne der alten Kirche knüpfen mochte; aber indem sich damit auch der selbst von



Albrecht von Wallenstein.

Wallenstein, der sonst ein Gegner des Edictes war, gebilligte politische Plan verband, einen Theil der Stifte dem Sohne des Kaisers, Leopold Wilhelm, zuzuwenden und so die Macht- sphäre des Hauses Habsburg tief in das nördliche Deutschland vorzuschieben, ergab sich ein Punkt, an welchem sich die religiöse und die politische Opposition begegneten.

Jene concentrirte sich in den protestantischen Fürsten, welche das Restitutionsedict sowie die Restaurationspolitik des Kaisers aufs äußerste bedrohte; diese ging von Baiern aus. Hatte einst Wallenstein den Ausspruch gethan, daß er im Bunde mit Baiern Deutschland, ja ganz Europa Gesetze geben könne, so zeigte sich nun, was es bedeute, daß diese Macht die hochfliegenden Pläne des Friedländers mit einem Male durchkreuzte. Schon lange war dem Kurfürsten Maximilian gerade dieser Mann widerwärtig, in dem sich die Selbständigkeit der militärischen Reichsgewalt im Gegensatz zu deren einstiger Abhängigkeit von der Liga verkörperte. Es kam hinzu, daß der Kaiser dem Herzog von Friedland nicht nur das Fürstenthum Sagan, sondern auch als verwirktes Reichslehen das Herzogthum Mecklenburg übertrug, so daß sich die Confiscationen, wie sie in seinen Erblanden geübt worden waren, nunmehr in großartigster Weise im Reiche fortzusetzen schienen, sowie man anderseits auch der Einquartierung der friedländischen Soldateska nicht nur in Feindes-, sondern auch in Freundesland noch weitergehende Motive als den bloßen Zweck der Verpflegung unterschob und Wallenstein beschuldigte, daß er, gleichgiltig in religiösen Dingen, wie er war, nicht nur den Sturz der Protestanten, sondern auch den Untergang der Liga im Schilde führe. In dem Wunsche, Wallenstein vom Commando zu entfernen, stimmten mit Maximilian auch die Fürsten des Reiches überein. Die katholischen mißbilligten überdies die auswärtige Politik des Kaisers, die protestantischen forderten die Zurücknahme des Restitutionsedictes. Auch französische Gesandte nahmen theil „an der größten diplomatischen Schlacht des Jahrhunderts", welche auf dem Convent zu Regensburg (1630) geschlagen wurde und damit endete, daß der Kaiser, um nur die katholische Opposition zu beschwichtigen, auf deren Wünsche einging. Er gab die Pläne in Italien auf und entließ Wallenstein in dem Augenblick, als sich den Evangelischen, die bisher ein Heer ohne Führer gewesen waren, ein Feldherr ersten Ranges anbot.

Wohl hatte der Dänenkönig den Frieden zu Lübeck geschlossen; aber eben in den Tagen, da das Restitutionsedict den furchtbarsten Brand entzündete und der Kaiser in die Abdankung des Friedländers willigte, landete Gustav Adolf der Schwedenkönig auf deutschem Boden. Hatten zuvor England und Holland den Dänenkönig gegen den Kaiser ins Feld geführt, so war es jetzt Frankreich, das den Schwedenkönig durch Subsidien in den Stand setzte, den Krieg wider den Kaiser zu eröffnen.

Die Protestanten begegneten anfangs den Schweden mit Mißtrauen. Erst als, dadurch begünstigt, Tilly, nunmehr Befehlshaber der kaiserlichen und ligistischen Truppen, Magdeburg im Sturm nahm, wobei die ganze Stadt ein Raub der Flammen wurde, schlossen sich die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen an Gustav Adolf an, der hierauf Tilly vor Leipzig bei Breitenfeld entscheidend schlug (1631). In raschem Siegeslaufe drang nun der Schwedenkönig durch West- und Süddeutschland vor, erzwang den Übergang über

den Lech, bei dessen Vertheidigung Tilly die Todeswunde empfing, und zog in München ein, während die Sachsen in Böhmen eindrangen und Prag besetzten. Da es an Truppen gänzlich fehlte, standen die kaiserlichen Erbländer bis Wien dem Feinde offen, und da außerdem der Kurfürst von Baiern im Begriffe stand, unter Frankreichs Vermittelung einen Neutralitätsvertrag mit Schweden abzuschließen, der sich zuletzt allerdings an den ungemessenen Forderungen Gustav Adolfs zerschlug, so sah sich der Kaiser völlig isolirt und lediglich auf die geringen Hilfsmittel beschränkt, welche ihm die eigenen, durch einen nunmehr bereits fünfzehnjährigen Krieg tief erschöpften Lande bieten konnten.

In dieser schweren Noth fielen die Blicke abermals auf Wallenstein, der seit seiner Enthebung vom Commando in die Hauptstadt seines Herzogthums Friedland nach Gitschin sich zurückgezogen hatte, ohne doch den Gang der Weltereignisse aus dem Auge zu verlieren. Zwar hatte er die Nachricht von seiner Entlassung mit scheinbarer Ruhe aufgenommen unter Hinweis auf die Macht der Gestirne, in denen er sein Schicksal zu lesen wähnte. Aber sein Unmuth ging doch so weit, daß er sich mit dem Schwedenkönig, als dieser siegreich in Deutschland vordrang, in Verbindung setzte und über seinen eigenen Übertritt verhandeln ließ. Es war die Rede davon, ihn in diesem Falle zum Vicekönig von Böhmen zu ernennen, was man nicht so unwahrscheinlich finden wird, wenn man bedenkt, daß Wallenstein bereits systematisch darauf ausging, sein Herzogthum Friedland aus dem Verbande der böhmischen Krone loszuschälen.

Während aber dies Project sich zerschlug, war es Ferdinands einflußreichster Rathgeber, Fürst Eggenberg, welcher den Herzog zur Übernahme des Commandos und zur Neuschaffung des Heeres bewog. Die vielbesprochenen Bedingungen, unter welchen Wallenstein das zweite Generalat übernommen, sind bis heute nicht in authentischer Form bekannt geworden. Sicher ist, daß Wallenstein, der als Capo d'armada an die Spitze der kaiserlichen Truppen trat, zugleich das ausschließliche Recht der Heerführung im deutschen Reiche übernahm und daß er weder durch den Beichtvater des Kaisers noch durch Andere in seinem Dienste gehindert werden sollte.

Auch diesmal bewährte sich Wallenstein als großer Feldherr, indem er nach völliger Befreiung Böhmens vom Feinde den Schwedenkönig durch bloße Märsche zwang, Süddeutschland zu verlassen. Und wenn er auch sodann die Wahlstatt Lützen (1632) räumen mußte, so schlug er doch auch diese Schlacht unter ungünstigen Verhältnissen mit einem Aufwande von Feldherrngenie und Heldenmuth, der über jedes Lob erhaben war.

Da Gustav Adolf im Kampf den Tod gefunden hatte, so kam die Schlacht bei Lützen in ihren Folgen einem unentschiedenen Treffen gleich. Ja Gustav Adolfs Tod war einem großen Siege gleich zu achten, da mit dem König zugleich dessen stolze Entwürfe zu Grabe gingen, die, gleichviel ob sie die Trennung Deutschlands in zwei Hälften, in eine katholische

mit dem Kaiser und in eine evangelische mit dem Schwedenkönige an der Spitze oder die Aufrichtung eines skandinavischen Kaiserreiches mit Einschluß der deutschen Ostseeküste bezweckten, jedenfalls für das Reich wie für das Haus Habsburg gleich verderblich waren. Jetzt war auch der Augenblick gekommen, um jene Verhandlungen mit Sachsen wieder aufzunehmen, die Wallenstein bereits vorher begonnen hatte, die aber an dem Argwohn des Schwedenkönigs gescheitert waren; denn Wallensteins Mission war nicht allein militärischer, sondern zugleich diplomatischer Art. In der Überzeugung, daß die kaiserliche Macht für sich allein nicht allen ihren Feinden auf die Dauer gewachsen sei, suchte Wallenstein die letzteren zu trennen und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zu dem Kaiser herüberzuziehen, um den Reichsfeind, sei es mit Gewalt oder auf friedlichem Wege, zur Räumung des deutschen Bodens zu bewegen. Die Aufhebung des Restitutionsedictes und die Wiederherstellung des religiösen und politischen Zustandes im Reiche, wie derselbe im Jahre 1618 gewesen war, sollten der Preis ihres Abfalles von der Sache Schwedens sein. Und indem Wallenstein an dies allgemeine sein persönliches Interesse knüpfte, hoffte er bei Herstellung des Friedens zugleich auch die eingebüßte reichsfürstliche Stellung wieder zu erlangen und gegen Mecklenburg süddeutsche Gebiete — namentlich die Unterpfalz — einzutauschen.

Man wird von diesem Standpunkte aus auch den Feldzug des Friedländers im Jahre 1633 zu beurtheilen haben, welcher vorzüglich gegen die sächsisch schwedische Armee in Schlesien gerichtet war, um den Verhandlungen mit Sachsen durch militärische Actionen den nöthigen Nachdruck zu geben, der aber zugleich auch die Deckung Böhmens gegen einen schwedischen Einfall von Baiern her im Auge behielt. Es ist hier nicht der Platz, über Wallensteins Schuld oder Unschuld zu entscheiden. Noch sind die Acten über diese Frage nicht geschlossen. Doch haben glänzende Untersuchungen unserer Zeit manches Actenstück ans Licht gefördert, das wenigstens zu dessen theilweiser Entlastung dienen mag. Zwar steht es fest, daß Wallenstein im Jahre 1633 neuerdings — namentlich durch Bubna — ohne Vorwissen des Kaisers mit Schweden unterhandelte; aber es fällt doch ins Gewicht, daß er den ihm zugemutheten Entschluß „die böhmische Krone auf sich zu ziehen" diesmal als ein „großes Schelmenstück" bezeichnete. Auch wird man ihm den Vorwurf nicht ersparen können, daß er die Anträge Frankreichs unbeantwortet ließ und nicht vielmehr mit aller Entschiedenheit von sich wies, so wie er auch dadurch, daß er nach allen Seiten hin unterhandelte, allgemeines Mißtrauen erwecken mußte: aber von einer hochverrätherischen Verbindung mit Frankreich kann für das Jahr 1633 nach den heute dafür vorliegenden Beweisen nicht die Rede sein und nur das steht fest, daß Wallenstein den Franzosen jeden Vorwand zu einer bewaffneten Einmischung in den deutschen Krieg zu entziehen suchte und eben deßhalb den Marsch der Spanier unter Feria, ganz abgesehen

von der darin liegenden Beschränkung seiner eigenen Machtvollkommenheit, mißbilligte. Nicht minder läßt sich behaupten, daß der Herzog-Generalissimus in seinen Verhandlungen mit Sachsen-Brandenburg sich Schritt für Schritt der Zustimmung des Kaisers zu versichern suchte, wenngleich er über den Inhalt derselben nicht immer nach Wien getreulichen Bericht erstattet hat.

Aber eben hierin stieß er auf den ersten Widerstand. Mit seiner Meinung, welche die Politik von geistlichen Einflüssen loszulösen wagte, stimmte Eggenberg überein; allein sie begegnete dem Widerspruche des kaiserlichen Beichtvaters Lamormain und dem Gegensatze Spaniens. Es kam hinzu, daß die Gleichgiltigkeit Wallensteins in religiösen Dingen schon seit langer Zeit bei den religiösen Eiferern den größten Anstoß erregt hatte, daß seine Eigenmächtigkeit den zahlreichen Gegnern am Hofe reichlichen Stoff zur Anfeindung darbot. Auch der Kurfürst von Baiern gesellte zu der alten Abneigung gegen ihn bittere Klagen über einen Feldzugsplan, der sein Land geflissentlich dem Feinde preiszugeben schien. Nimmt man hinzu, daß die Wallenstein übertragene Vollmacht, welche weder mit der Souveränetät des Kaisers noch mit der Verfassung des Reiches in Einklang stand, sein Selbstbewußtsein bis zu dem verwegenen Plane steigerte, das Werk der „Generalfriedenstractation im Reiche" in dem von ihm vermeinten Sinne nöthigenfalls dem Kaiser aufzuzwingen, und daß ihm zur Ausführung dieser Drohung eine Armee zur Verfügung stand, die er in blindem Gehorsam an sich zu fesseln wußte, so wird man begreifen, daß es vor Allem eben diese unvergleichliche Stellung war, die ihn entweder noch höher hinaufführen oder in einen Abgrund stürzen mußte.



Das Horoskop Wallensteins.

Noch einmal hatte der Sieg bei Steinau bewiesen, daß des Friedländers Stern noch nicht erloschen sei. Aber hart darnach trat mit der Einnahme der Stadt Regensburg durch die Schweden ein Ereigniß ein, welches, da es den Berechnungen Wallensteins

schnurstracks zuwiderlief, das Vertrauen des Kaisers in dessen Feldherrntalent tief erschütterte. Es war das zur selben Zeit, als auch die Verhandlungen mit Sachsen sich zerschlugen. Als endlich Wallenstein dem gemessenen Befehle des Kaisers, die Schweden in Baiern anzugreifen, das Gutachten des von ihm einberufenen Kriegsrathes entgegensetzte und statt dem Kurfürsten Maximilian zu Hilfe zu eilen, seine Truppen in Böhmen in die Winterquartiere verlegte, da reifte am Wiener Hofe der lange vorbereitete Entschluß, ihn neuerdings des Commandos zu entheben.

Daß sich dieser Beschluß zu einer blutigen Katastrophe gestaltete, das wurde vor Allem durch die eigenthümliche Zusammensetzung der Armee bewirkt, welche im Wesentlichen auf einer wechselseitigen Versicherung der Ansprüche des Feldherrn und seiner Obristen beruhte. Man hoffte vielleicht, daß Wallenstein sich selbst zur Resignation entschließen werde, und hatte daher anfangs einen definitiven Beschluß noch nicht gefaßt. Als nun aber statt dessen Wallenstein die Officiere in sein Hauptquartier zu Pilsen berief und bei einem Banquette (12. Januar 1634) von denselben einen Revers unterzeichnen ließ, durch den sie sich gegen seine Zusage, bei ihnen verbleiben zu wollen, verpflichteten, ihn nicht zu verlassen, als somit Wallenstein sich des Gehorsams der Armee auch für den Fall, daß ihn der Kaiser des Generalats enthebe, zu versichern suchte und an die Stelle einer etwaigen Bitte der Officiere, den General ihnen zu lassen, die Drohung trat, an demselben festzuhalten, wenn man ihn entsetze, — da zögerte der Kaiser nicht länger, sondern unterzeichnete am 24. Januar ein Patent, welches indeß erst fast einen Monat später veröffentlicht wurde, worin Wallenstein für abgesetzt erklärt und das ganze Heer zum Gehorsam gegen den Grafen Gallas verpflichtet wurde.

Indem nun aber der Kaiser, gewiß erst nach langem, furchtbaren Seelenkampfe und in dem felsenfesten Glauben, daß er um der „heiligen Kirche" und der „Autorität des Thrones" willen nicht anders handeln könne, an die neu ernannten Heerführer den heimlichen Befehl zur Execution Wallensteins ergehen ließ, suchte er sich zugleich der Truppen zu versichern, da doch Alles davon abhing, für welche Partei sich Wallensteins Lager entscheiden werde. Die Gefahr war umso größer, da jetzt Wallenstein mit Sachsen, Schweden und Frankreich in Verbindung trat und zugleich durch den „zweiten Pilsener Schluß" die Obristen in seinem Gehorsam — diesmal freilich mit Vorbehalt der dem Kaiser schuldigen Treue — zu erhalten suchte. Als aber die Verhandlungen mit Sachsen sich verzögerten, als endlich Wallenstein erfuhr, daß der Kaiser seinerseits mit ihm gebrochen habe, daß einige Generale, darunter Gallas und Piccolomini, sich letzterem angeschlossen und den Truppen den Befehl ertheilt hätten, dem Friedländer keinen Gehorsam mehr zu leisten, da gab dieser den ursprünglichen Plan auf, seine Armee um Prag zu concentriren, und brach, um den Schweden näher zu sein, mit den wenigen ihm treu gebliebenen

Compagnien und mit dem Obersten Walther Butler, einem Iren, der sich mit einer kleinen Abtheilung von Dragonern unterwegs zu ihm gesellte, nach Eger auf. Als aber der Herzog den Obersten Butler und den Commandanten von Eger, Gordon, einen Schotten, auffordern ließ, zu schwören, daß sie von Niemandem als von ihm, nicht einmal vom Kaiser, einen Befehl annehmen würden, verschworen sich beide zu Wallensteins Ermordung. Am 25. Februar 1634 wurden Wallensteins Vertraute Illo, Terzka und Kinsky zu einem



Fürst Hans Ulrich Eggenberg.

Banquet bei Gordon geladen und daselbst von Butlers Dragonern niedergehauen. Darauf drangen die Verschworenen in das Schlafgemach des Herzogs ein. Wallenstein trat ans Fenster, um die Wache anzurufen, aber Devereux stieß ihm die Partisane in die Brust. So endete der große Feldherr, der „Schöpfer kühner Heere", der Abgott der Soldaten, ein zweiter Brennus, der sich vermaß, indem er sein Schwert in die Wagschale warf, den streitenden Theilen Frieden zu gebieten, ein Mann, in dessen räthselhafter Seele bewunderungswürdige Ziele mit finsteren Entwürfen stritten und um dessen Charakterbild noch heute „Gunst und Haß" der Parteien ringen.

Zugleich mit ihm trat noch ein anderer Mann von der Weltbühne ab. Es ist zwar nicht richtig, wenn behauptet wird, daß Eggenberg in Wallensteins Sturz verflochten worden sei. Thatsache aber ist, daß er eben damals schwer erkrankt den Hof verließ und noch in demselben Jahre starb. Und nicht minder gewiß ist, daß der Abgang dieser beiden Männer in mehr als einer Hinsicht einen Systemwechsel bedeutete. Zunächst gelangte die Kriegspartei ans Ruder, an deren Spitze der Kronprinz Ferdinand — nunmehr auch Oberfeldherr der kaiserlichen Truppen — stand. Auch der spanische Einfluß machte sich noch einmal geltend. Zugleich änderte sich die Stellung der Armee. Die Parole der Butler'schen Dragoner: „Wer ist gut kaiserlich?“ theilte wie ein schneidiges Schwert die Parteien. Indem der Kaiser die Ansprüche der Obersten aus den confiscirten Gütern Wallensteins befriedigte, knüpfte er ihre von ihm losgelöste Macht von neuem an seine Fahne. Es war im eigentlichen Sinne eine kaiserliche Armee, welche bald darnach unter der Führung des Kronprinzen den Sieg bei Nördlingen errang, und in der Theilnahme der Spanier unter dem Cardinalinfanten Ferdinand an dieser Schlacht trat das wiederhergestellte Einvernehmen der beiden habsburgischen Linien hervor.

Die Schlacht bei Nördlingen brach das Übergewicht der Schweden in Süddeutschland. Zugleich sagte sich von ihnen der Kurfürst von Sachsen los, indem er (30. Mai 1635) zu Prag mit dem Kaiser Frieden und ein Bündniß schloß. Der Prager Frieden bildet in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges insoferne einen wichtigen Wendepunkt, als derselbe nicht nur das Verhältniß des Kaisers zu Kursachsen, an welches damals die Lausitz abgetreten wurde, sondern auch durch die Aufhebung des Restitutionsedictes die kirchliche Frage in einer Weise regelte, welche dem fortgesetzten Kampfe seinen religiösen Charakter vollständig benahm. Auch traten allmälig die meisten protestantischen Fürsten dem Prager Frieden bei und ebenso löste sich die Liga, die ihren Zweck erfüllt hatte, auf. Eine der wichtigsten Früchte des Prager Friedens war es endlich, daß auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (1636) trotz dem Widerstreben des Papstes und trotz den Umtrieben Frankreichs Ferdinands gleichnamiger Sohn zum römischen Könige erwählt wurde. Es war der letzte Sonnenblick des launenhaften Glückes, dessen schroffen Wechsel Ferdinand in seinem vielgeprüften Leben so oft empfunden hatte. „Nun, o Herr, lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren“, rief der Kaiser bei dieser Freudenbotschaft aus. Bald darnach — am 15. Februar 1637 — schied Ferdinand II. aus dem Leben. Er hatte 1625 seinem Bruder Leopold Tirol, Vorarlberg und einen Theil der Vorlande überlassen müssen. Dennoch wiederholte er kurz vor seinem Tode in einem Codicill (1635) den in seinem bereits 1621 verfaßten, von dem ungarischen Primas mitunterfertigten Testamente ausgesprochenen Wunsch, es möchten alle von ihm besessenen Erbkönigreiche und Länder fürderhin eine untheilbare Erbmonarchie bilden.



König Ferdinand (III.) von Ungarn vereinigt sich am 2. September 1634 mit dem Infanten Karl Ferdinand bei Nördlingen.

Daß trotz des Prager Friedens Ferdinand II. das Ende des Krieges nicht mehr erlebte, das war die Folge davon, daß in jenen Vertrag nicht auch die calvinischen Reichsstände aufgenommen worden waren, und daß jetzt Frankreich als neuer Feind des Hauses Österreich auf den Schauplatz trat. Denn wie einst die Könige Franz I. und Heinrich IV. von Frankreich, so strebte auch der Cardinal Richelieu, Ludwigs XIII. leitender Minister, die größtmögliche Schwächung der Macht des Hauses Habsburg an. Gleichzeitig gegen beide Linien dieses Hauses eröffnete Frankreich den Krieg. Es concentrirte seinen Angriff vorzüglich auf das Elsaß, in welchem sich die Interessen Spaniens und Österreichs begegneten. Herzog Bernhard von Weimar trat in Frankreichs Dienste und machte Eroberungen im Elsaß, deren sich nach seinem Tode zugleich mit seiner Armee die Franzosen bemächtigten. Da auch die Schweden unter tüchtigen Feldherren, wie Baner und Torstenson, ihr verlorenes Übergewicht wieder herzustellen wußten, so wogte der Krieg in Deutschland noch zwölf Jahre hin und her, trotz der Friedenssehnsucht des Kaisers Ferdinand III. und trotz der Friedensbedürftigkeit seiner Länder und des deutschen Reiches. Wiederholt schien die kaiserliche Macht rettungslos verloren; denn, streiften auch einmal kaiserliche Reiter unter dem tollkühnen Johann von Werth bis nahe vor Paris, konnte auch ein andermal Gallas in Kiel sich mit einem dänischen Corps vereinen, so wendete sich doch immer wieder das launenhafte Glück und drangen die Franzosen in Baiern, die Schweden in die österreichischen Erblande — Böhmen, Mähren, Schlesien — ein. Ja, nach der vernichtenden Niederlage, welche das kaiserliche Heer bei Jankau erlitt, erschien der schwedische Befehlshaber Torstenson vor Wien (1645), während auch Georg I. Rákóczy, der Fürst von Siebenbürgen, zu den Waffen griff. Doch Österreich bestand auch diese Gefahr und es muß als ein Zeichen tiefinnerer Lebenskraft gelten, daß der junge Staat nicht Schiffbruch litt in dem Orkan des dreißigjährigen Krieges, daß er mit wenig beträchtlichem territorialen Verluste wenn nicht siegreich, so doch ungebeugt aus diesem Titanenkampfe hervorging.

Die Einnahme der Kleinseite von Prag durch die Schweden war die letzte bedeutendere Waffenthat in diesem Kriege, der also vor derselben Stadt endete, in welcher er begonnen hatte. Schon im Jahre 1640 hatten auf dem Reichstage zu Regensburg die Friedensverhandlungen begonnen; sie wurden sodann auf dem Congresse fortgeführt, der in den westfälischen Städten Münster und Osnabrück zusammentrat. Aber, da nicht auch zugleich ein Waffenstillstand geschlossen wurde, so gingen mehrere Jahre ins Land, ehe von dort der erlösende Ruf: Friede! wie eine himmlische Botschaft erscholl.

Daß übrigens der westfälische Friede mit möglichst geringen Opfern für Österreich zustande kam, war wesentlich das Verdienst des Grafen Maximilian Trauttmansdorff, der bei den Verhandlungen als Bevollmächtigter des Kaisers die hervorragendste Rolle spielte. Österreichs Gebiet ging aus dem Kriege ungeschmälert hervor; nur die Besitzungen im

Elsaß mußten an Frankreich abgetreten werden. Um so bedeutender wirkte in anderer Hinsicht der westfälische Friede auf Österreich ein. Zwar trat schon seit Ferdinands I. Tagen Österreich aus Deutschland als ein selbständiger europäischer Staat insoferne heraus,



Die Rückkehr des Friedens.

als derselbe seine politischen Impulse fortan nicht mehr blos von dorther empfing, sondern wesentlich auf der Gemeinsamkeit der Interessen deutscher, slavischer und magyarischer Stämme und vor Allem auf der Idee der gemeinsamen Dynastie beruhte. Aber schärfer tritt diese Scheidung erst seit dem westfälischen Frieden hervor. Kann auch nicht von einer staatsrechtlichen Trennung Österreichs und Deutschlands die Rede sein, so führte doch der

genannte Friede eine Scheidemauer zwischen beiden Staatswesen dadurch auf, daß er in manchen Beziehungen, namentlich in der religiösen Frage, für das deutsche Reich Bestimmungen traf, die auf Österreich keine Anwendung finden sollten. Wurde für die kirchliche Restitution in Deutschland das Normaljahr 1624 angenommen, so hatte der Kaiser erklärt, lieber Krone und Leben verlieren als für seine Lande die Religionsfreiheit und die Wiedereinsetzung der Rebellen in ihre confiscirten Güter gewähren und dadurch neue Wirren heraufbeschwören zu wollen, und wenn er zuletzt wenigstens bezüglich Schlesiens eine Ausnahme machen mußte, so suchte er doch auch hier dem westfälischen Frieden die engste Auslegung zu geben.

Dazu gesellte sich noch ein anderer Umstand. Der letzte Versuch, den das Haus Habsburg gemacht, die monarchischen Bestandtheile der Reichsverfassung zu beleben und zusammenzufassen, war gescheitert. Die Centralgewalt war gebrochen. Das Reich löste sich in selbständige Territorien auf. Überdies keimte aus den feindlichen Erinnerungen des Krieges ein wechselseitiges Mißtrauen empor, das den Kaiser und die Reichsstände einander entfremdete und nur mit der Zeit und im Augenblick der Gefahr einer besseren Erkenntniß zu weichen vermochte. Der Rückschlag auf Österreich blieb nicht aus. Wie alle Bestandtheile des deutschen Reiches ihre Verbindung mit diesem als dem gemeinsamen Ganzen gelockert hatten, so war ein Gleiches auch bei Österreich der Fall. Da der Kaiser im Reiche nur dem Namen nach herrschte, so lag fortan das Hauptgewicht seiner politischen Stellung in den eigenen Gebieten. Je höher und einflußreicher nach innen und außen seine Fürstenmacht auf Grund der letzteren sich entwickelte, desto nebensächlicher gestaltete sich der Besitz der Kaiserkrone in Beziehung auf wirkliche Machtübung. Der Schwerpunkt Österreichs wurde durch den Druck der äußeren Verhältnisse in seine eigenen Lande verlegt.

Denn daran, an der durch den Frieden geschaffenen Form der Reichsverfassung irgend etwas ändern zu wollen, konnte umso weniger gedacht werden, als dieselbe unter die Garantie der vertragschließenden Mächte Frankreich und Schweden gestellt worden war und die dauernde Ohnmacht des Reiches im Interesse der letzteren lag. Und doch bedurfte dies altersschwache, in seine Elemente zerfallende Reich mehr als je der schützenden Hand des Kaisers, da dessen frühere Machtvollkommenheit nun nicht etwa auf das zweite gemeinsame Organ — den seit 1663 perennirenden Reichstag zu Regensburg — überging, sondern sich auf die einzelnen Reichsstände vertheilte, welche wechselseitige Eifersucht von einander trennte und von denen keiner mächtig genug war, um den Eroberungsgelüsten jener auswärtigen Mächte zu begegnen. Der offensiven Politik Ludwigs XIV. von Frankreich zu begegnen, war die eine Aufgabe, welche dem Kaiser zufiel. Die zweite, ebenso schwierige Aufgabe war die Abwehr jener Gefahr, welche aus den aggressiven Tendenzen der Pforte erwuchs. Die Lösung beider Aufgaben bildet den Inhalt der Regierung Kaiser Leopolds I.

eun Jahre nach dem westfälischen Frieden (1657) schied Ferdinand III. aus dem Leben. Da sein erstgeborner Sohn Ferdinand IV., der bereits von den deutschen Fürsten zum römischen König gewählt worden war, noch vor ihm starb, so folgte ihm im Besitze der österreichischen Länder und später auch als deutscher Kaiser sein zweitgeborner Sohn Leopold I.

Leopold war anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, und auch später blieben an seinem Charakter die deutlichen Spuren der einstigen Bestimmung und der darnach geleiteten Erziehung haften. Reinheit des Lebenswandels, Gerechtigkeitsliebe, Sanftmuth und Milde, überaus große Religiosität, ein Interesse für die Wissenschaften, das nicht blos aus Prunksucht, sondern aus innerem Bedürfnisse hervorging, paarten sich mit einem Mangel an Energie und Selbständigkeit des Urtheils und einem blinden Vertrauen in die desselben oft unwürdigen Personen seiner Umgebung, die ihm ebenso verderblich werden sollten, als ihm seine Tugenden, namentlich gegenüber seinem Zeitgenossen Ludwig XIV., zur Zierde gereichten. Zu diesem bildet Leopold einen merkwürdigen Gegensatz. Er hatte nichts mit dem prunkliebenden Wesen, nichts mit der verschwenderischen Genußsucht des Franzosenkönigs gemein. Wohl machte sich im Hofleben unter dem Einflusse Spaniens bei öffentlichen Anlässen die peinlichste Etiquette geltend. Sonst aber — an gewöhnlichen Tagen war die Tracht und die Lebensweise des Kaisers ebenso schmucklos wie die kaiserliche Burg in Wien und das anstoßende „Paradiesgärtchen", welche freilich mit den Prachtbauten Ludwigs XIV. zu Paris, Versailles und Trianon und mit den großartigen Gartenanlagen der französischen Lustschlösser nicht im entferntesten verglichen werden konnten. Dafür drang aber auch in die klösterlich-stillen Räume der Hofburg nicht der Nothschrei eines bis aufs äußerste bedrückten Volkes. Die Unterthanen des Kaisers trugen, wie der Venetianer Morosini sagt, die schwere Belastung mit exemplarischer Geduld, in der Überzeugung, daß der Krieg und die Waffen immer nur das Mittel, das Ende und der Zweck des Kaisers dagegen immer der Friede sei. „Jedenfalls besaß Leopold den unerschütterlichen Gleichmuth und die zähe Beharrlichkeit, welche den österreichischen Herrschern, bei der besonderen Natur ihres Staates, schließlich mehr Erfolge einer langen Regierung gesichert haben als eine blitzende und donnernde Genialität." Gegenüber Ludwig XIV., der durch seine nimmer rastende Actionslust dem Zeitalter mit seinem Namen zugleich die bewegenden Impulse gab, verkörpert sich in Leopolds schwer zu entwaffnendem Gleichmuthe das conservative Princip. Freilich fällt dieser Vergleich mit Ludwig XIV. nicht überall zu Gunsten des Kaisers aus. Während jener durch sein thätiges Eingreifen in Alles und Jedes sich mit dem Staate wirklich identificiren zu wollen schien, folgte Leopold meist dem Rathe seiner Minister, eine Gewohnheit, die man umso mehr beklagte, als er jene an Einsicht und Kenntniß der Dinge nicht selten übertraf.

In Ludwig XIV. setzte sich die äußere Politik der früheren französischen Könige und Staatsmänner fort, insoferne dieselbe auf die Vernichtung des Hauses Habsburg und auf die Begründung des eigenen Übergewichtes in Europa gerichtet war.

Eigenthümlich aber waren die Mittel, durch welche Ludwig XIV. dies Ziel zu erreichen suchte. Vor Allem ging sein Streben dahin, die beiden Linien des Hauses Habsburg zu isoliren, um sie sodann vereinzelt um so leichter bewältigen zu können. Schon der westfälische Friede hatte die bisherige Verbindung der beiden habsburgischen Monarchien aufgelöst, da sich der Kaiser verpflichten mußte, an dem fortgesetzten Kriege zwischen Frankreich und Spanien nicht theilzunehmen. Und vermochte auch Mazarin bei der nächsten Kaiserwahl mit seiner Absicht, die auf die Verdrängung der Habsburger und auf die Erhebung wenn nicht seines eigenen Herrn, so doch eines anderen deutschen Fürstenhauses gerichtet war, nicht durchzudringen, indem vielmehr Leopold I. die Stimmen der Kurfürsten auf sich zu lenken wußte, so setzten es die französischen Intriguen doch durch, daß der neue Kaiser durch die ihm auferlegte Wahlcapitulation und durch die Gründung des Rheinbundes an jedweder Unterstützung der Spanier gehindert wurde. Der dadurch bewirkten Isolirung Spaniens ist es zuzuschreiben, daß endlich Philipp IV. sich entschloß, auf die vornehmste Bedingung einzugehen, an welche die Franzosen ihre Einwilligung zum Frieden knüpften: die Vermälung seiner ältesten Tochter mit dem König von Frankreich, der auf diese Weise das spanische Herrscherhaus dereinst friedlich beerben zu können glaubte.

Die spanische Thronfolge hatte einst König Alfons X., der Weise von Castilien, in der Art geregelt, daß die Söhne den Töchtern und diese wiederum sämmtlichen anderen männlichen Verwandten vorangehen sollten. Die spanischen Habsburger hatten an diesem Gesetze nichts geändert; zugleich aber suchten sie für den Fall des Erlöschens ihres Mannsstammes die Nachfolge der deutschen Linie ihres Hauses theils durch Wechselheiraten, theils durch jene Verzichtleistungen zu sichern, zu denen sich die an fremde Fürsten — insbesondere nach Frankreich — verheirateten Infantinnen verpflichten mußten. Auch Ludwig XIV. und dessen Gemalin Maria Theresia hatten auf die Nachfolge in Spanien verzichten müssen, während dies bei der Heirat Leopolds I. mit Philipps IV. jüngerer Tochter Margaretha Theresia nicht der Fall gewesen war. Dies hinderte Ludwig keineswegs, unter nichtigem Vorwande den Verzicht zu widerrufen und, als Philipp IV. noch in späten Jahren ein Thronerbe, Karl II., geboren wurde, schon jetzt Ansprüche auf einen Theil der spanischen Erbschaft, auf die Niederlande zu erheben, indem er sich auf ein dort geltendes Recht (Devolutionsrecht) berief, wonach den Töchtern erster Ehe ein Erbrecht vor den Söhnen zweiter Ehe zustand. Auch diesmal kam es Ludwig XIV. darauf an, die deutsche Linie des Hauses Habsburg von einer Unterstützung der spanischen Linie abzuhalten, was ihm um so leichter gelang, als die Minister des Kaisers, Auersperg und Lobkowitz, eine friedliche

Verständigung mit Frankreich wünschten. Während also ein französisches Heer in die Niederlande einbrach und hier den sogenannten ersten Raubkrieg eröffnete, schloß Ludwig mit dem Kaiser einen geheimen Theilungsvertrag über die spanische Monarchie für den Fall des Ablebens Karls II. ab und erreichte dadurch das doppelte Ziel, daß der Kaiser sein Erbrecht wenigstens indirect anerkannte und jener Triple-Allianz der Seemächte mit Schweden fernblieb, welche den französischen König im Interesse des europäischen Gleichgewichtes zwang, im Frieden zu Aachen das Eroberte bis auf einige feste Plätze herauszugeben. Was damals Ludwig XIV. gegenüber Spanien erreichte, gewährte ihm bald darnach bezüglich Lothringens und Hollands der Neutralitätsvertrag, den der Kaiser mit ihm einging. Leopold mußte ruhig zusehen, als der König mitten im Frieden Lothringen besetzte, und konnte nichts zu Gunsten der Holländer unternehmen, als Ludwig gegen diese als die Urheber jener Triple-Allianz seinen zweiten Raubkrieg eröffnete.

Das war das Ergebniß der Politik, zu welcher die sonst mit einander rivalisirenden Minister Auersperg und Lobkowitz dem Kaiser gerathen hatten. Allerdings kann wenigstens bezüglich des letzteren nicht gerade behauptet werden, daß ihn bei seinen Rathschlägen lediglich eigennützige Motive geleitet hätten. Dieser Kaunitz des XVII. Jahrhunderts, wie man ihn genannt hat, arbeitete wohl aus innerer Ueberzeugung auf ein inniges Einvernehmen Österreichs mit Frankreich hin, das er freilich vergeblich durch die Einbeziehung Spaniens zu einem Bunde der katholischen Mächte zu erweitern suchte. Aber die Gefahr, welche in dem ungehemmten Umsichgreifen Ludwigs XIV. lag, der alle übrigen Mächte sich dienstbar machte oder doch in ihren entgegengesetzten Tendenzen zu paralysiren wußte, sprang allzusehr in die Augen, als daß sich nicht auch am Wiener Hofe warnende Stimmen dagegen erhoben hätten, wie jene des Burgunders Lisola, der nicht müde wurde, in zahlreichen Denkschriften immer wieder dem Kaiser die Nachtheile vor Augen zu führen, welche in der Scheidung seiner Interessen von denen Spaniens lagen, und unaufhörlich auf die Wiedervereinigung der Politik der beiden Linien des Hauses Habsburg drang. Auch der Kaiser war im Grunde stets Spanien zugethan und nur der Türkengefahr, vor Allem aber der Friedensliebe Leopolds und seiner Abneigung gegen eine durchgreifende Änderung des bestehenden Systems wird es zuzuschreiben sein, daß sich die entscheidende Wendung der kaiserlichen Politik bis zu dem Augenblicke verzögerte, als Frankreichs Umsichgreifen bereits den Besitz der Kaiserkrone bedrohte. Aber selbst als Leopold endlich jenen Vertrag mit Holland einging, der den Markstein der kaiserlichen Politik im nächsten Decennium bilden sollte, trat er vorerst nur für die Integrität des Reiches in die Schranken, indem er mit Hilfe Brandenburgs blos die deutschen Verbündeten Frankreichs von diesem abzuziehen, mit Frankreich aber den Frieden aufrecht zu halten suchte. Es bedurfte neuer Enttäuschungen, die ihm Ludwig XIV. bereitete, um ihn aus einer Stimmung aufzurütteln, welche die

Demüthigung des Franzosenkönigs mehr der allgemeinen Entwicklung der Dinge als der eigenen Thatkraft zur überlassen geeignet war. Jetzt erst reifte in dem Kaiser die Erkenntniß, daß sein eigenes Interesse die zuverlässigste Wahrung im Kreise jener allgemeinen Interessen fände, die in einer großen Allianz der europäischen Mächte gegen das systematische Vordringen Frankreichs gipfelten. Zu Laxenburg war es, wo der Kaiser am 31. Mai 1673 in einsamer Berathung mit seinem Minister Hocher seiner Friedensliebe den Entschluß offenen Kampfes mit Frankreich abgewann. Bald darnach begab sich Leopold auf die Wallfahrt nach Mariazell. Nach der Communion nahm er ein Crucifix in die Hand und sprach: „Herr, mein Gott, dessen Bildniß ich hier in Händen halte, ich erkläre vor Dir, wie Du Herzenskundiger es weißt, daß ich mein Heer versammle nicht aus Begierde nach der Erweiterung meines Gebietes, sondern zufrieden bin mit dem, was Du mir gegeben und wofür ich Deiner gütigen Gnade dankbar bin. Ich hoffe zu Dir, daß mein gerechtes Vorhaben Dir nicht mißfalle, und bedauere, daß ich zu diesem Kriege gezwungen werde. Und darum wirst Du, mein Gott, am Tage des Gerichtes nicht von mir das Blut fordern, das in diesem Kriege vergossen wird." Man fühlt es diesen Worten an, wie schwer selbst jetzt noch der Entschluß zum Kampf Leopold gefallen war. Es war ein Sieg über sich selbst, mit welchem der Kaiser den Krieg mit Frankreich eröffnete.

Am 30. August 1673 wurden im Haag die Verträge zwischen dem Kaiser und der Republik Holland, zwischen dieser und Spanien und zwischen allen drei Mächten und dem Herzog von Lothringen unterzeichnet. Der Kölner Friedenscongreß wurde gesprengt, der Kölner Domherr Graf Wilhelm von Fürstenberg, als Hauptförderer der französischen Umtriebe im Reiche, aufgehoben und nach Österreich in sicheren Gewahrsam gebracht. Die deutschen Rheinfürsten fielen von Ludwig XIV. ab, der deutsche Reichstag erklärte an Frankreich den Krieg. Auch der Kurfürst von Brandenburg, der vor kurzem mit Ludwig — vorbehaltlich der Rechte des Reiches — Frieden geschlossen hatte, nahm an dem erneuten Kampfe wieder theil.

Auch der Sturz des Fürsten Wenzel Eusebius Lobkowitz war eine Folge des veränderten politischen Systems. Und doch schienen die folgenden Ereignisse eher für als wider ihn zu sprechen. Der Krieg mit Frankreich nahm einen unglücklichen Verlauf und zuletzt gelang es Ludwig, seine Gegner zu trennen und mit jedem derselben besonders Frieden zu schließen, so daß die Allianz gegen ihn sich löste und die Zurückbleibenden sich immer härtere Bedingungen gefallen lassen mußten. Im Frieden zu Nymwegen (1678), der diesen sogenannten zweiten Raubkrieg beendete, trat Spanien an ihn die Freigrafschaft Burgund, der Kaiser Freiburg im Breisgau ab. Lothringen wurde seinem Herzoge Karl V. unter so entehrenden Bedingungen zurückgestellt, daß derselbe es vorzog, sein Land noch länger in den Händen der Franzosen zu lassen. Der Kurfürst von Brandenburg endlich mußte im

Frieden von St. Germain en Laye (1679) den Schweden, die auf Antrieb Ludwigs XIV. in sein Land eingefallen waren, alles Eroberte wieder zurückgeben. Mit Unrecht hat man diese Ereignisse dem Kaiser zum Vorwurfe gemacht, mit Unrecht hat man namentlich den Nymwegener Frieden ihm zur Last gelegt und in dem letzteren die Rechtfertigung jener



Fürst Wenzel Lobkowitz.

Defensivallianz erblickt, welche der „große Kurfürst" mit Frankreich einging. Wie ungünstig man auch über die Politik des Wiener Hofes in den früheren Regierungsjahren Leopolds I. urtheilen mag, so wenig trifft dieser Vorwurf für jene Zeit zu, in der sich eine unendlich größere Gefahr als das Vordringen Frankreichs von Osten her über des Kaisers Erblande erhob. Denn außer Frankreich gab es noch eine zweite Macht, die es auf nichts Geringeres als auf die Vernichtung der habsburgischen Kaisermacht abgesehen hatte.

In den Beziehungen Österreichs zur Pforte hat der Friede von Zsitvatorok eine gewisse Bedeutung dadurch erlangt, daß bei dem Abschlusse desselben der Kaiser zum ersten Mal seinen Titel Dschasar erhielt und der jährliche Tribut gegen eine einmalige Zahlung für immer erlassen wurde. Und wie schon hierin ein Zeichen des zunehmenden Verfalles der Pforte lag, so hatte auch der Friede eine längere Dauer als die vorausgegangenen Verträge dieser Art. Doch lebte die Erinnerung an Suleymans glanzvolle Unternehmungen fort; als daher die Pforte unter dem Vesirate der beiden Köprili von neuem erstarkte, kehrte man noch einmal zu den stolzen Entwürfen früherer Zeit zurück, von deren Gelingen zugleich eine günstige Rückwirkung auf die innere Festigung der osmanischen Macht zu erwarten stand. Diesmal war es zunächst die siebenbürgische Bergveste, um deren Besitz der Krieg zwischen dem Kaiser und der Pforte entbrannte, da die Absicht der letzteren immer deutlicher hervortrat, jenes Land in ein unmittelbares Besitzthum des Großherrn, in ein Paschalik zu verwandeln. Zwar wurde dieses Vorhaben durch den glänzenden Sieg des kaiserlichen Feldherrn Montecuculi bei St. Gotthard an der Raab vereitelt. Aber die Pforte gab, von Frankreich aufgereizt, ihre verderblichen Pläne umso weniger auf, als sich in Ungarn selbst ein Aufstand vorbereitete, dessen Vorahnung den Abschluß des Friedens von Vasvár beschleunigt hatte.

Die Ursachen der Unzufriedenheit Ungarns waren theils religiöser, theils politischer Natur. In dem Linzer Frieden von 1645 war den Protestanten in Ungarn, wie schon im Wiener Frieden (1606) eine gesetzliche Anerkennung zutheil geworden. Doch blieben einige Punkte dieses Religionsfriedens unausgeführt, und sowie man die Schuld dessen vor Allem der Wiener Regierung beimaß, so schob man derselben auch die Absicht unter, dem Absolutismus, sowie dies seit der Schlacht am weißen Berge in den übrigen Ländern des Kaisers der Fall war, allmälig auch in Ungarn Eingang zu verschaffen. Der Umstand, daß statt der Reichstage bloße Notablenversammlungen zur Berathung über die Angelegenheiten des Landes einberufen wurden und daß zu den letzten Friedensverhandlungen mit den Türken nicht auch Ungarn beigezogen worden waren, gab zu Klagen über die Verletzung der hergebrachten Verfassung des Landes Anlaß. Alle anderen Befürchtungen aber überwog die Besorgniß für die nationale Selbständigkeit Ungarns. Mit tiefem Mißtrauen erfüllten die Ungarn die deutschen Besatzungen in den Grenzplätzen sowie die fremdländischen Truppen, die während des letzten Krieges in Ungarn lagerten, in denen sie nicht so sehr eine Schutzwache gegen die Türken als ein Werkzeug zu ihrer eigenen Knechtung erblickten. Es war eine Stimmung, in welcher die Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse zum vollen Ausdrucke gelangte und die daher zu einer entscheidenden Krise führen mußte.

Den Ausbruch dieser Krise bezeichnete die Magnatenverschwörung (1666 bis 1670), an welcher sich Peter Zrinyi, der Ban von Kroatien, dessen Schwager der Graf Franz



Kaiser Leopold I.

Christof von Frangepán, der Palatin Franz Wesselényi, der oberste Hofrichter Franz Nádasdy, Franz Rákóczy und der steirische Graf Hans Erasmus von Tattenbach theilweise aus persönlichen Motiven betheiligten. War die Opposition zugleich religiöser und politischer Art, so zeigte jetzt auch die nach Entdeckung und Bestrafung der Verschwörung beginnende Reaction dieses zwiefache Antlitz. Es hatte den Anschein, als sollte nunmehr in Ungarn die Gegenreformation ebenso gewaltsam und energisch durchgeführt werden wie in Böhmen zur Zeit Ferdinands II. Und so wie Ferdinand II. die böhmischen Stände der absoluten Gewalt der Krone unterworfen hatte, so sollten nun auch in Ungarn die autonomen Gewalten gebunden, die Macht des Adels durchbrochen und eine absolute Regierung eingeführt oder, wie man sich ausdrückte, „Ungarn auf den Fuß der übrigen Erbländer gebracht werden". Man ging von der Ansicht aus, daß sich die Ungarn als Nation empört und demzufolge alle Rechte und Freiheiten verwirkt hätten.

Es zeigte sich bald, wie sehr sich die Verhältnisse Ungarns von den Zuständen in Böhmen unterschieden. In Böhmen war die ständische Macht nach einem furchtbaren Kampfe gebrochen, ein Drittel des Volkes vertrieben, ein neuer Adel eingeführt und der Protestantismus gewaltsam ausgerottet. In Ungarn waren alle diese Kräfte lebendig. Es wurden zwar Versuche gemacht, sie zu fesseln, aber es gelang nur für kurze Zeit.

Denn schon entspann sich infolge der religiösen und politischen Reaction in Ungarn ein blutiger Parteikrieg, namentlich im östlichen Theile des Landes, der Guerillakämpfen besonders günstig ist. Aus ihren Besitzungen vertriebene Edelleute, Katholiken wie Protestanten, Männer besserer Vergangenheit wie Landstreicher und Räuber, welche man im Gegensatze zu dem kaiserlichen Fußvolke, den Labanzen, die Kurutzen nannte, sammelten sich hier zu einer neuen Schilderhebung, der bald der Großfürst von Siebenbürgen, Michael Apafy, beitrat und welcher sich endlich in dem jugendlichen Magnatensohne Emerich Tököly ein beherzter Führer darbot. Es war dies zu derselben Zeit, als in Constantinopel das Vesirat an jenen Kara Mustapha gelangte, dem die Erhebung Tökölys den willkommenen Anlaß gab, seinen eigenen Ehrgeiz und Übermuth zu befriedigen, indem er sich vermaß, zu vollbringen, was einst dem großen Suleyman nicht gelungen — die Eroberung Wiens und die Ausbreitung der osmanischen Herrschaft und des Islams über die deutschen Grenzen.

Vergebens suchte der Kaiser den herannahenden Sturm zu beschwören. Er entschloß sich, den Einheitsplänen zu entsagen und auf den Boden der alten Verfassung Ungarns zurückzukehren. Nach mehr als zehnjähriger Unterbrechung trat wieder ein Landtag in Ödenburg (1681) zusammen, auf welchem die Gubernatorswürde für immer abgeschafft, das Palatinat wieder hergestellt und für die religiöse Frage die Basis geschaffen wurde, welche der gesetzmäßigen Stellung der Protestanten in Ungarn bis zu Kaiser Josefs II.

Toleranzpatent zur Unterlage diente. Auch mit Tököly und mit der Pforte knüpfte der Kaiser Unterhandlungen an, mit jenem, um ihn zur Unterwerfung zu bewegen, mit dieser, um die Verlängerung des 1664 geschlossenen Friedens zu erlangen. Doch es war zu spät. Man erblickte in diesen Verhandlungen des Wiener Hofes nur ein Zeichen seiner Schwäche. Schon wurde Tököly von der Pforte als Fürst von Ungarn anerkannt und er selbst legte sich den Titel: „Fürst und Herr einiger Theile Ungarns" bei. Noch vor der Kriegserklärung hatte der Kampf mit den Türken bereits begonnen. Ohne daß eine große Schlacht geschlagen worden wäre, ging mehr als die Hälfte des kaiserlichen Ungarn verloren, während in Adrianopel sich das osmanische Hauptheer sammelte, welches im Frühling des Jahres 1683 nach Belgrad aufbrach, wo der Sultan seinem Großvesir die grüne Fahne des Propheten, das Zeichen der Bestallung zum obersten Feldherrn übergab.

So war denn der Krieg mit der Pforte unvermeidlich geworden; was aber die Bedrängniß des Wiener Hofes bis zur Gefahr einer Katastrophe steigerte, das war die Stellung, welche der allerchristlichste König Ludwig XIV. in würdiger Nachahmung seines Vorgängers Franz I. einnahm. Längst hatte der König von Frankreich auch die Vorgänge in Ungarn in den Kreis seiner Berechnungen gezogen. So wie er seit jeher allerorten eifrig thätig war, dem Kaiser Feindschaften zu bereiten, um dadurch dessen Aufmerksamkeit und Streitkräfte von sich selbst abzulenken, so war er auch in Ungarn unablässig bemüht, das Feuer zu schüren, das sich, wie er hoffte, zu einem Alles verheerenden Brande entzünden sollte. Sein Gesandter in Warschau vermittelte das Bündniß der ungarischen Aufständischen mit Michael Apafy. Frankreich zahlte Subsidien und unterstützte die Malcontenten von Polen aus mit Truppen, so daß Tököly mit vollem Rechte Ludwig XIV. auf seinen Münzen als „Protector Ungarns" bezeichnen konnte, wenn man darunter das Streben versteht, in diesem Königreiche stets eine Partei des Widerstandes gegen das Haus Habsburg zu erhalten. Auch den Polenkönig Johann Sobieski wußte Ludwig XIV. lange Zeit hindurch in der Tendenz seiner antihabsburgischen Politik zu erhalten. Vor Allem aber suchte er die Pforte zu einem neuen Kriege wider den Kaiser aufzustacheln. Der Türkenkrieg war, wie der kaiserliche Gesandte in Paris, Graf Mannsfeld bemerkte, das Generalfundament, auf welches der König von Frankreich den glücklichen Ausgang aller seiner Projecte baute. Nicht als ob die entgegengesetzte Idee eines Krieges mit der Pforte außer dem Gesichtskreise Ludwigs XIV. gelegen wäre. Wohl hatte er einst einen Vorschlag dieser Art, den ihm Leibniz im Namen des Kurfürsten von Mainz überbrachte, mit der spöttischen Bemerkung abgethan, daß seit Ludwig dem Heiligen die heiligen Kriege nicht mehr in Mode seien. Dennoch behielt er auch jene Eventualität im Auge, ja, er wünschte sie sogar, da sie ihm als Werkzeug seiner Pläne dienen sollte. Wenn erst der Krieg nach dem Sturze Wiens die Türken nach Deutschland führen würde, hoffte er, daß sich ihm das verlassene Reich

selbst in die Arme werfen werde. Im Bunde mit den Deutschen gedachte er alsdann die Barbaren zu vertreiben und in der Fülle des Ruhmes und der Macht als Retter der Christenheit durch Acclamation das höchste Ziel seiner Wünsche, die römische Kaiserwürde zu erlangen. Und alles dies war nicht etwa blos das Gebilde einer erhitzten Phantasie; durch sehr nüchterne Verträge strebte damals Ludwig XIV. die Vorbereitung jenes Zieles an. Zum ersten Male kündete sich der keimende Gegensatz des aufstrebenden brandenburgischen Hauses gegen die habsburgische Vorherrschaft in Deutschland in jenem erst in unseren Tagen bekannt gewordenen Vertrage des durch den letzten Friedensschluß tief verletzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit Ludwig XIV. an. Der Kurfürst versprach dem König, ihm bei der nächsten Wahl zur Erlangung der Kaiserwürde behilflich sein, jedenfalls aber der Erhebung des jungen Erzherzogs Josef, des älteren Sohnes des Kaisers, auf den deutschen Thron entgegenwirken zu wollen. Und so wie Ludwig, statt den Zeitpunkt ruhig abzuwarten, in welchem er die spanische Krone zu erben hoffen durfte, vielmehr schon jetzt einen Demant um den andern mit Gewalt aus derselben brach, so ersann er auch bezüglich Deutschlands eine Theorie, auf die gestützt er mitten im Frieden Eroberungen machen konnte. Es waren die berüchtigten Reunionen, denen zufolge er alle jene Gebiete in Anspruch nahm, welche einst zu den Ländern gehört hatten, die in den letzten Friedensschlüssen an Frankreich abgetreten worden waren.

Auf diese Weise fiel ihm die Perle des Reiches, Straßburg, in die Hände, während Ludwig zugleich durch die Wegnahme von Casale auch in Italien festen Fuß zu fassen suchte. Es gab kein europäisches Gleichgewicht mehr. Wie ein reißendes Gewässer unaufhörlich an seinen Ufern nagt, so fiel der Grenzsaum des Reiches Stück um Stück jener Theorie zum Opfer; wer mochte sagen, wann und wo sich derselben ein schützender Damm entgegensetzen werde?

Wieder, wie in den Tagen Karls V. und Ferdinands, mußte der kaiserliche Doppelaar wachsam nach Westen und Osten blicken. Es ist nicht richtig, wenn man behauptet, der Kaiser habe die Interessen des Reiches den eigenen hintangesetzt. In Wahrheit verhielt es sich vielmehr so, daß Leopold bis zum letzten Augenblick den Frieden im Osten zu erhalten suchte, um seine Kräfte für den Kampf mit dem als weit gefährlicher erachteten Feinde im Westen aufzusparen. Diesen Standpunkt des Kaisers hat am besten Graf Königsegg bezeichnet, als er in vertraulichem Gespräche mit dem brandenburgischen Gesandten die politische Lage Europas erörterte. „Im Osten," sagte er, „handelt es sich um einige Comitate in Ungarn, im Westen um die Kaiserkrone. Darum wird es Niemand dem Kaiser verargen dürfen, daß er lieber etwas im Osten preisgibt, was seine Vorfahren nicht besessen haben, als daß er nach Westen hin Alles aufs Spiel setzt. Der Kaiser ist so erregt, daß die Minister, um nicht einen Verdacht auf sich zu laden, nur mit großer Vorsicht das Wort Friede

(mit Frankreich) in den Mund nehmen. Bereits dreimal hat man von ihm die Äußerung vernommen: wenigstens wolle er mit Ehren untergehen." Es war diese Gesinnung, in welcher der Kaiser jener europäischen „Association" beitrat, welche sich auf Anregung Wilhelms von Oranien gegen die Übergriffe Ludwigs XIV. vorbereitete; Leopold ahnte



Graf Ernst Rüdiger Starhemberg.

nicht, daß das Bündniß, welches er gegen Frankreich einging, ihm zunächst gegen die Pforte zustatten kommen werde. Es lag ein Irrthum in der Meinung des Kaisers, aber zugleich auch der Beweis, daß er des Eides eingedenk blieb, den er einst am Altar zu Frankfurt dem Reiche geleistet hatte.

Zugleich jedoch war es sein Recht und seine Pflicht, für sich und seine bedrängten Unterthanen Hilfe zu verlangen, als die Hoffnung, mit den Türken friedlich abzukommen,

scheiterte, als vielmehr kein Zweifel mehr darüber walten konnte, daß der Angriffsstoß der Pforte diesmal dem Herzen seiner Länder, der Hauptstadt Wien selbst, gelten sollte. Da war es denn von geradezu entscheidender Bedeutung, daß auf dem apostolischen Stuhle ein Papst — Innocenz XI. — saß, der, sowie er einst selbst in Polen die Waffen gegen die Türken getragen, sich jetzt des welthistorischen Berufes erinnerte, in dessen Erfüllung seine Vorgänger so oft Fürsten und Völker des Abendlandes zum Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit ermahnt und vereinigt hatten. Den Mahnungen, welche infolge dessen der Papst an Ludwig XIV. richtete, gesellte sich als mächtiger Verbündeter jene Art gemeinsamen Gefühles bei, das sich trotz aller inneren und äußeren Spaltung in der gesammten Christenheit erhalten hatte, das selbst noch bei den Protestanten vorhanden war und dem sich daher auch Ludwig nicht entziehen konnte, ohne auf den Titel eines allerchristlichsten Königs zu verzichten und in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung seines eigenen Volkes zu gerathen.

Wichtiger aber noch als jene Mahnungen an Ludwig XIV. war die Einwirkung des Papstes für den Kaiser bei dem Polenkönig Johann III. Sobieski. Wohl lag es im Interesse Sobieskis und der Polen selbst, sich mit dem Kaiser gegen die Pforte zu verbinden, da sie, wie es in dem später geschlossenen Vertrage heißt, die nahe Gefahr als ihre eigene erachten mußten, sowie auch der König das Zustandekommen des Vertrages als die Grundlage der Zukunft seines Hauses ansah, da er mit Hilfe des Kaisers die Krone Polens auf seinen Sohn vererben zu können hoffte. Daß aber dieser Vertrag, der Ludwigs XIV. Pläne durchkreuzte, trotz aller Gegenbemühungen seines Gesandten in Warschau zustande kam, war das Verdienst des Papstes, in dessen Hände die Aufrechterhaltung des Tractates beschworen wurde. Auch war es den vom Papste bewilligten Subsidien zu verdanken, daß der Kaiser und der König den Verpflichtungen nachkommen konnten, die ihnen der Allianzvertrag auferlegte.

Noch hatte die Pforte dem Kaiser nicht den Krieg erklärt, noch war es nicht zweifellos, welcher christlichen Macht ihre großen Rüstungen gelten sollten. Diese Ungewißheit hatte nicht wenig zum Gelingen der Verhandlungen mit Polen beigetragen und beherrschte noch die Bestimmungen des Allianzvertrages, der sich auf beide Fälle, daß Wien oder Krakau belagert werden würde, bezog. Es war das zur Zeit, als sich bereits Kara Mustapha in das Studium jener Karte von Wien vertiefte, die ihm Tököly durch einen seiner Spione verschafft hatte.

Es folgte die Belagerung Wiens, unter dessen Mauern sich das Schicksal Österreichs, des deutschen Reiches, ja Europas entscheiden sollte. „Fiel diese Stadt, so gab es nur noch zwei Möglichkeiten für den Erdtheil, türkisch oder französisch.“ Aber Wien behauptete sich. Mit einem Heldenmuthe, der sich den größten Waffenthaten aller Zeiten würdig anreiht,



Herzog Karl V. von Lothringen.

bestand die Stadt alle die unsäglichen Leiden einer mehr als sechzigtägigen Belagerung, bis endlich die auf der Bergkette des Wienerwaldes auflodernden Lagerfeuer die Ankunft des ersehnten Entsatzheeres verkündeten, das am folgenden Tage (12. September) jene große Befreiungsschlacht schlug, welche der Welt den Niedergang des osmanischen Halbmondes verkündete. Merkwürdige Fügung, daß der Mann, der zu dieser Entscheidung vor Allem beitrug, jener Herzog von Lothringen war, dessen Haus mit dem der Habsburger

bald in eines verschmelzen sollte. Statt sein persönliches Interesse zu verfechten und das Erbe seiner Väter von dem König von Frankreich zurückzufordern, ging dieser Fürst, damals bereits des Kaisers Schwager, ganz in der Idee des Türkenkrieges auf, gleichsam als hätte er geahnt, daß er durch diese Siege und Eroberungen an der künftigen Größe seines eigenen Hauses baue.

Nicht nur das befreite Wien und dessen Umgebung, nicht nur die Erblande des Kaisers und das deutsche Reich, nein, das ganze Abendland empfand die Bedeutung dieses Sieges. Sobald die Kunde von der Niederlage der Türken vor den Mauern Wiens, von den Leiden und Drangsalen der Belagerten und der Tapferkeit des Entsatzheeres durch Flugblätter und Relationen in weitere Kreise gedrungen war, rief sie die ungetheilteste Bewunderung hervor. In Liedern und Gesängen, in Bildern und Medaillen wurde die Hingebung des Vertheidigers der Stadt Ernst Rüdigers von Starhemberg und der Befreier Wiens, des Königs Sobieski, des Prinzen Karl von Lothringen, der Kurfürsten von Sachsen und Baiern, der wackereren Truppen und der patriotischen Bürger hochgefeiert. Die ganze Christenheit triumphirte. Nur ein Mann zürnte über diesen Ausgang, Ludwig XIV. von Frankreich; ihn soll die Nachricht so erbittert haben, daß er durch drei Tage allem Verkehre sich entzog. Er ahnte wohl, was dieses Ereigniß für ihn zu bedeuten habe. „Bis dahin hatte Ludwig XIV. die erste Rolle in Europa gespielt; die größte Angelegenheit aber, die in seine Zeit traf, der sich in voller Heftigkeit erneuernde Kampf zwischen Morgenland und Abendland, wurde durch die ihm entgegengesetzten Kräfte und Allianzen entschieden; diese nahmen sich nun, im Gegensatze mit ihm, mächtig wieder auf, um ihm dereinst feindlich zu begegnen."

Für Österreich dagegen brach jetzt eine neue, glänzende Zukunft an. „Österreich über Alles, wann es nur will", der Titel jenes berühmten Buches, das unter dem frischen Eindrucke der Befreiung Wiens erschien, war zugleich die Devise dieser Zukunft. Die Schlacht vor Wien war einer der glorreichsten und folgenschwersten Siege, welche die Geschichte kennt. Sie bildet den Wendepunkt der österreichisch türkischen Verhältnisse. Die Macht der Türken eilte, seitdem sich die Wogen derselben zum zweiten Male an den Mauern Wiens gebrochen hatten, unaufhaltsamem Verfalle zu; der Rückschlag war umso verderblicher, da die Türken alle ihre Kräfte zu dem mißlungenen Unternehmen in barbarischem Übermaße aufgewendet hatten. Österreich, seit 150 Jahren in der Defensive, ging nun gegen die Osmanen zum Angriffkriege über, den eine Reihe von glänzenden Siegen, unter großen Feldherren errungen, bezeichnete. Mit dem Siege des Lothringers bei Párkány und der Einnahme von Gran endete der glorreiche Feldzug des Jahres 1683. Im folgenden Jahre trat auch Venedig der „heiligen Liga" gegen die Osmanen bei. Die Überlegenheit der christlichen Waffen war damit vollends entschieden, umsomehr, als

durch Waffenstillstand mit dem König von Frankreich, dem die Reunionen auf zwanzig Jahre belassen wurden, die bisher vom Westen her drohende Gefahr beseitigt wurde und nunmehr der alte Kurfürst von Brandenburg wieder dem Kaiser beitrat. Auch Rußland gesellte sich den Feinden der Osmanen bei. Ja, fast schien es, als bräche das Zeitalter der Kreuzzüge von neuem an. Der Gedanke des Kampfes gegen die Ungläubigen übte noch einmal seine bewältigende Macht. Ludwig XIV. konnte es nicht hindern, daß einige Prinzen von Geblüt ihren Arm der Sache des Kaisers als jener der gesammten Christenheit widmeten, und als 1686 der Herzog von Lothringen an die Belagerung von Ofen schritt, da fanden sich in seinem Lager Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier und Engländer ein, um theilzunehmen an der Erstürmung dieses Bollwerkes der türkischen Macht in Ungarn. Vergebens erklärte ein Fetwa des Mufti, daß Ofen der Schlüssel des Reiches und die Vertheidigung dieses Platzes eine Glaubenspflicht sei. Es ging verloren, bis in das südliche Ungarn drangen die siegreichen Truppen des Kaisers vor. Im Jahre 1687 machte Karl von Lothringen durch den großen Sieg bei Nagy-Harsány die Niederlage wett, die einst unfern dieser Stelle, auf den Gefilden von Mohács König Ludwig II. mit Reich und Leben gebüßt hatte. Bereits fügte sich der Fürst von Siebenbürgen in die Oberhoheit des Kaisers.



Medaille auf die „Heilige Liga“ von 1684.

Auch die Ungarn vermochten sich der Macht dieser großen Ereignisse nicht zu entziehen. Längst hatte die Amnestie, welche der Kaiser 1684 verkünden ließ, Tökölys Anhang hinweggeschwemmt; er selbst war ein heimatloser Flüchtling. Wohl trat an den Wiener Hof die Frage heran, ob der den Türken abgewonnene Boden nicht als erobertes Land zu betrachten und darnach zu behandeln sei. Doch siegte über Erwägungen dieser Art die bessere Meinung des Kaisers. Nur zwei Punkte in der Verfassung Ungarns waren es, deren Änderung Leopold forderte. Dem Gedanken eines großen einheitlichen Staatswesens, wie er in Österreich allmälig Wurzel faßte, widersprach es, daß innerhalb derselben

Staatsgrenzen der Monarch in der einen Reichshälfte Erb- und in der anderen Wahlfürst sein sollte. Auch war jene Klausel in dem Freiheitsbriefe des Königs Andreas II., welche den Ständen des Reiches bei Verletzungen der bestehenden Gesetze durch den König das Recht bewaffneten Widerstandes einräumte, mit den veränderten Verhältnissen und Anschauungen der Zeit nicht in Einklang zu bringen; ihre Fortdauer hätte jene des Bürgerkrieges sanctionirt. Anderseits war es als eine Anerkennung der Verdienste seines Hauses um das Land zu betrachten, daß der Reichstag unter dem Eindrucke des großen Sieges bei Mohács auf beide Forderungen des Kaisers einging, indem er auf das Insurrectionsrecht verzichtete und die Erbfolge des Mannesstammes des Hauses Habsburg — auch in der spanischen Linie — nach dem Rechte der Primogenitur anerkannte. Unmittelbar darnach wurde die erste Krönung eines ungarischen Erbkönigs an Erzherzog Josef vollzogen.

Der Türkenkrieg dauerte mit gleichem Glück für die kaiserlichen Waffen fort. Der Kurfürst Max Emanuel von Baiern eroberte Belgrad (1688), und während die Venetianer den Türken altclassischen Boden entrissen, drang Markgraf Ludwig von Baden tief in Serbien und Bosnien ein. Durch die christlichen Völker der Balkanhalbinsel ging eine tiefe Bewegung, als nach dem Siege des Markgrafen bei Nissa der kaiserliche General Piccolomini als bewaffneter Herold der Freiheit mitten unter den Gebirgsvölkern des inneren Balkans erschien. Die Türken baten um Frieden; in Wien erwog man, ob die Grenze an der Trajans-Pforte oder bei Constantinopel abzustecken sei. Leopold I. schien berufen zu vollbringen, was sich einst Karl V. als Kaiser zum Ziel gesetzt: die Zurückwerfung der Türken über den Hellespont nach Asien. Allein wie Karl V. auf allen seinen Wegen den König Franz I. von Frankreich als seinen Gegner gefunden, so Leopold auf den seinigen den König Ludwig XIV.

Daß sich bisher die Erfolge des Türkenkrieges für den Kaiser so glänzend entwickelten, erfüllte Ludwig XIV. mit tiefem Unmuth. Es lag in der Umgestaltung der Machtverhältnisse ein Moment der Besorgniß für ihn. Wie, wenn der Kaiser mit den Türken Frieden schloß und dann seine kriegsgeübten, sieggewohnten Scharen gegen Westen in Bewegung setzte? Ludwig beschloß, dies nicht abzuwarten, sondern er eröffnete den Krieg, wobei ihm zum Vorwande die Ansprüche dienten, die er im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, auf die durch das Erlöschen der männlichen Linie des Hauses Simmern erledigte Pfalz erhob. Mit vollem Rechte hat man dieses Unternehmen als den dritten Raubkrieg bezeichnet, denn es war ein Raubzug mit allen Greueln der Zerstörung, auf welchem die Franzosen die Rheinpfalz, diesen Garten Deutschlands, in eine Wüstenei verwandelten. Freilich hatte Ludwig seine Gegner unterschätzt. Auf die Anregung Wilhelms von Oranien schlossen der Kaiser, Holland, Brandenburg, mehrere andere Glieder des deutschen Reiches,



Markgraf Ludwig von Baden.

Spanien und Schweden, um dem Übergewichte Frankreichs zu begegnen, ein Bündniß ab. Auch war es für Ludwig XIV. ein harter Schlag, daß eben damals die Herrschaft des ihm verbündeten Hauses Stuart gestürzt ward und Wilhelm von Oranien, die Seele aller gegen ihn gerichteten Verbindungen, den englischen Thron bestieg, und nicht minder tief mochte er sich durch die römische Königswahl, welche auf Leopolds Sohn Josef fiel, getroffen fühlen, da sie seine eigenen Pläne auf den deutschen Thron vernichtete. Auch nahm der Krieg zur See für Ludwig einen höchst ungünstigen Verlauf. Aber zu Lande bewährte sich noch einmal die kriegerische Überlegenheit Frankreichs, zumal es dem König gelang, die eingeleiteten Friedensverhandlungen der Pforte mit dem Kaiser zu durchkreuzen. Dies konnte auf die Führung des Krieges nicht ohne Rückwirkung bleiben, da sich der Kaiser gezwungen sah, die Streitkräfte auf zwei Schauplätze — im Osten und im Westen — zu vertheilen. Die Eroberungen in Serbien gingen verloren, der Tod Karls von Lothringen war ein nicht minder herber Verlust. War auch mittlerweile ein neuer Türkensieger in dem Markgrafen Ludwig von Baden, dem Helden von Szlankamen (1691) herangereift, so zeigten, da dieser an den Rhein abberufen werden mußte, doch die nächsten Jahre im Osten einen bedauerlichen Rückschritt der kaiserlichen Waffen. Aber auch der Krieg gegen Frankreich nahm einen unglücklichen Verlauf. Erst als dieser zu Ende neigte, konnte der Kampf wider die Türken noch einmal mit allem Nachdruck aufgenommen werden und zugleich trat zum ersten Male an die Spitze der kaiserlichen Truppen der Mann, mit dessen Eingreifen sich hier die Sachlage wie mit einem Zauberschlage ändern sollte. Aus der demoralisirten, verwahrlosten Armee des Kaisers bildete Eugen von Savoyen ein kampffreudiges Heer, mit welchem er den wunderbaren Sieg bei Zenta (1697) erfocht, worauf er einen Streifzug nach Bosnien bis Sarajevo unternahm. Im nächsten Jahre sollte der letzte Halt der Türkenherrschaft in Ungarn, Temesvár und dessen Gebiet, an die Reihe kommen. Aber die türkenfreundlichen Westmächte England und Holland legten sich ins Mittel; sie bewirkten den Friedenscongreß zu Karlovitz, aus welchem der gleichnamige Friede 26. Jänner 1699 hervorging. Durch diesen Frieden wurden mit Ausnahme des Banates alle übrigen Besitzungen der Pforte auf dem Boden Ungarns an den Kaiser abgetreten. Während früher Neuhäusel und Gran die türkischen Grenzposten gegen die Macht des Hauses Habsburg gebildet hatten, sahen sie sich nun auf Temesvár und Belgrad zurückgewiesen. Aber auch Siebenbürgen fiel damals durch die Thronentsagung des jüngeren Apafy dem Kaiser zu.

Bei seinem Regierungsantritte beherrschte Leopold ein Gebiet, das an Umfang etwa der Hälfte der heutigen Monarchie entsprach. Wien war eine befestigte Grenzstadt und Ungarn in seinen besten Theilen ein türkisches Paschalik. Unter Leopold fiel (1665) Tirol vertragsmäßig an die Hauptlinie des habsburgischen Hauses zurück. 1675 wurden die durch den Tod des letzten Piasten erledigten schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und

Wohlau als Lehen der böhmischen Krone eingezogen, die Ansprüche aber, welche der Kurfürst von Brandenburg sowohl auf diese Gebiete als auf das 1621 eingezogene Jägerndorf erhob, durch die vorübergehende Abtretung des Schwiebuser Kreises abgefunden. Durch den letzten Friedensschluß mit Frankreich (zu Ryswyk), so ungünstig auch sonst derselbe für Kaiser und Reich war, kehrte noch einmal Freiburg in österreichischen Besitz zurück. Vor Allem aber wurde durch die Wiedereroberung Ungarns Wesen und Umfang des habsburgischen Staates im Großen und Ganzen festgestellt. „Seitdem hatte Österreich eine ganz andere Grundlage als früher. Sonst wurden alle Kriege in Ungarn von deutschen Heeren geführt, und man sagte, alle dortigen Flüsse seien mit deutschem Blute gefärbt; jetzt erschienen die Ungarn als der Kern der österreichischen Heere in den deutschen Kriegen." Nur einmal noch, im Laufe des spanischen Erbfolgekrieges, fand die französische Diplomatie bei den Mißvergnügten Beistand und Hilfe. In der Folge gründete der Kaiser seine Gewalt eben auf diejenige Provinz, die ihn bisher am meisten gefährdet hatte. Die einstige Ostmark des deutschen Reiches erweiterte sich zu einem mächtigen Ostreich und Wien, die einstige Grenzstadt, blühte, begünstigt durch die Erweiterung seines Burgfriedens, zum würdigen Mittelpunkte des jungen Staatswesens empor.

Noch während des Krieges mit der Pforte und unmittelbar darnach beschäftigte den Wiener Hof die Frage, in welcher Weise das den Türken entrissene Land in die neuen Verhältnisse des Grundbesitzes einzuordnen sei. Es wurden zu diesem Zwecke die sogenannte neoaquistische Commission und ziemlich gleichzeitig die Commission zur Einrichtung Ungarns eingesetzt. Im Zusammenhange damit wurde der Versuch gemacht, an die Stelle der bisherigen Adelsherrschaft und Anarchie eine geordnete Verwaltung im ganzen Lande einzuführen, wobei man den Anschauungen des Cardinalerzbischofs Kollonich von Kalocsa (seit 1695 Primas und Erzbischof von Gran) folgend, die möglichste Annäherung der ungarischen Verhältnisse an die erbländischen anstrebte. Zugleich verlangte die Regierung, daß die zum Schutze Ungarns nach außen und zur Aufrechthaltung der Ruhe im Innern nothwendigen Truppen vom Lande selbst erhalten werden sollten, und erließ ein Militär-Verpflegungsreglement, welches diese Verhältnisse für alle österreichischen Provinzen ordnete. Da ferner Ungarn zur Bestreitung der allgemeinen Staatslasten nur eine verschwindend kleine Summe beitrug und vom Reichstage kein Entgegenkommen zu erwarten stand, so erhob die Regierung ohne Genehmigung desselben und mit theilweiser Beseitigung der Abgabenfreiheit des Adels eine neue Steuer. Dazu gesellten sich Verordnungen kirchlicher Natur, denen zufolge die auf den Reichstagen zu Ödenburg (1681) und Preßburg (1687) den Protestanten eingeräumten Rechte nicht auch auf die neugewonnenen Gebiete ausgedehnt werden sollten. Darüber brach unter der Führung Franz Rakoczys II. ein neuer Aufstand aus, dessen Ausgang Kaiser Leopold nicht mehr erlebte.

Im Gegensatz zu Ungarn wurde die westliche Hälfte der heutigen Monarchie absolutistisch regiert. Maria Theresia bezeichnet Leopold I. als denjenigen ihrer Vorfahren, „so über seine landesfürstliche Autorität Hand hielt und solche gegen Jedermann zu manteniren gedachte". Die Macht der Stände war gebrochen. Zwar übten dieselben noch immer einen großen Einfluß auf die Vertheilung und Einhebung der Steuern und somit auf die Verwaltung der betreffenden Länder aus, aber ihre politische Bedeutung war dahin, Niemand dachte daran, sie zu neuem Leben zu erwecken oder gar, wie in früherer Zeit, einer parlamentarischen Vertretung Gesammtösterreichs zu Grunde zu legen. Im absolutistischen Staate nahmen die Stelle ständischer Parteikämpfe die oft nicht minder verderblichen Kabalen der Parteien bei Hofe ein. Doch hatte die tiefe allgemeine Erschöpfung auch die regierenden Kreise ergriffen. Wie wenig aber auch unter solchen Verhältnissen die Regierung sich zu selbstbewußtem Eingreifen eignen mochte, so übte doch ihre Form, der Absolutismus, unwillkürlich einen nivellirenden Einfluß auf die ihr untergebenen Länder aus, während sie hierdurch zugleich den Gegensatz zu den Ländern der ungarischen Krone mit ihrer althergebrachten Verfassung verschärfte und der künftigen dualistischen Ausgestaltung der Gesammtmonarchie Vorschub leistete.

Doch gab es auch jetzt einen Kreis gemeinsamer Angelegenheiten, für deren Behandlung die einst von Ferdinand I. geschaffenen Centralbehörden fortbestanden und sogar eine erhöhte Bedeutung erlangten. Nur der geheime Rath wurde wesentlich umgestaltet, da sich derselbe bei der stetig zunehmenden Zahl seiner Mitglieder zu einem berathenden Collegium nicht mehr eignete. Der Kaiser bildete aus den geheimen Räthen Commissionen oder er berief in einzelnen besonders wichtigen Fällen die vornehmsten derselben, die in der Regel auch sonstige Würden bekleideten, zu einer „geheimen Conferenz", woraus sich nach und nach eine ständige Institution, eine Art Ministerrath (seit 1709 die sogenannte „enge Conferenz") entwickelte. Doch hatte diese Einrichtung etwas Unfertiges an sich, da die Zahl der Conferenzminister keine abgeschlossene war und es noch keine nach Geschäften geschiedene Ministerien gab, wie gleichzeitig etwa am französischen Hofe. Und ebenso mangelte es jenen Commissionen an einer bestimmten Richtschnur ihrer Thätigkeit, da die Mitglieder oft wechselten und selbst mit einander nicht verkehrten, sondern ihren Einigungspunkt in dem Kaiser fanden, der seinerseits fast nie das Gutachten seiner Räthe verwarf. Ein Alles durchdringender Einfluß auch nur auf dem Gebiete der auswärtigen Politik stand nicht einmal dem Principalminister, das ist dem ersten der geheimen Räthe zu.

Zu den gemeinsamen Einrichtungen gehörte auch das Heerwesen mit seinem obersten Verwaltungsorgan, dem Hofkriegsrathe. In die Zeit Leopolds fällt der Übergang von der früheren Kriegsweise zur stehenden Armee. Schon die Armee Wallensteins ist nie wieder ganz aufgelöst worden. Die Regierung Leopolds hat diese Waffenmacht verdoppelt und

verdreifacht. Wohl wurden nach dem Kriege immer wieder einzelne Regimenter aufgelöst, aber der Stock blieb und die Regimenter, welche in jener Zeit am Rhein und in Ungarn gefochten haben, sind heute noch Glieder der österreichischen Armee. Es war eine eiserne Zeit und der Krieg selbst die Schule, in der sich Feldherrn wie Montecuculi, Karl von Lothringen, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen bildeten. „Sie stammten nicht aus österreichischem Blute, aber sie lernten die Kriegskunst auf österreichischem Boden und verwertheten ihre Kraft und Kunst in Österreich." Ihre Namen sind unvergeßlich, aber keinen hat das Volk so in sein Herz geschlossen wie den Prinzen Eugen von Savoyen, dessen Ruhm seit seinem ersten Türkensiege durch vierzig Jahre auf jedem Blatte unserer Geschichte prangt.

Eugen von Savoyen war ein Sohn des Grafen Eugen Moriz von Soissons aus der Nebenlinie des Hauses Savoyen-Carignan und der Olympia Mancini, einer Nichte des Cardinals Mazarin. Eugens Mutter hatte einst die lange Reihe jener Damen eröffnet, welche sich rühmen konnten, die Neigung Ludwigs XIV., wenn gleich nur für kurze Zeit, gewonnen zu haben. Als Olympia diese Neigung schwinden sah und wegen der Intriguen, durch die sie sich in der Gunst des Königs zu behaupten suchte, vom Hofe verwiesen ward, ertrug sie ihr Schicksal nicht mit Ruhe und Ergebung; sie suchte ihren Durst nach Rache auch ihren Kindern einzuflößen, was ihr besonders bei Eugen gelang. Als jüngster Sohn und wegen seiner schwächlichen Gestalt dem geistlichen Stande bestimmt, war Eugen vielmehr schon in frühester Jugend von unwiderstehlicher Neigung zum Waffenhandwerk erfüllt. Als daher Ludwig XIV. dem „kleinen Abbé", dessen Gesicht ihm „fatal" war, die erbetene Reitercompagnie abschlug, kehrte er seinem Vaterlande den Rücken und trat, dem Beispiele zweier älterer Brüder folgend, in die Dienste des Kaisers Leopold. In einem Reitertreffen bei Petronell fand er die erste Gelegenheit, sich die Sporen zu verdienen. Für seinen Heldenmuth in der Schlacht, durch welche das von den Türken belagerte Wien entsetzt wurde, zum Obersten eines Dragoner-Regimentes ernannt, nahm er an dem fortwogenden Türkenkriege und später an den Kämpfen gegen Frankreich mit solcher Auszeichnung theil, daß er vom Kaiser zum Feldmarschall ernannt und ihm das Commando jener Armee übertragen ward, die er zum Siege von Zenta führte. Mit Karl von Lothringen, seinem Lehrer in der Kriegskunst, bietet Eugen manche Vergleichungspunkte dar: gleich diesem in sich gekehrt und wortkarg, ging er ganz in der Erfüllung der schweren Pflichten seines Berufes auf. Auch er hielt nichts auf äußeren Schein, sein kapuzinerfarbener Überrock mit Messingknöpfen ist seit Zenta welthistorisch. Seine Feldherrnbegabung ist unbestritten, so wie er auch als Hofkriegsrathspräsident zu mannigfachen Verbesserungen im Heerwesen den Anstoß gab. Doch war er nicht minder groß als Staatsmann und Diplomat. Und zu dieser umfassenden öffentlichen Thätigkeit gesellte sich ein wirthschaftlicher Sinn, der, von



Geiz wie thörichter Verschwendung gleich weit entfernt, ihm die Mittel an die Hand gab, um, als Ersatz für das Glück eines Familienlebens, das er nie genossen, in der Förderung künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen Erholung und Trost zu finden. Seine beiden Paläste zu Wien, im Belvedere und in der Himmelpfortgasse, waren würdige Stätten für seine kostbare Kunstsammlung und seine auserlesene Bibliothek. Der bedeutendste Gelehrte jener Zeit, Leibnitz, widmete ihm eines seiner Hauptwerke, die Monadologie, und es war nicht Eugens Schuld, daß der von dem großen Philosophen gehegte Plan, in Wien eine Akademie der Wissenschaften zu errichten, nicht verwirklicht wurde. Eugen vereinigte in sich die edelsten Eigenschaften zweier Nationen, die er als „dreier Kaiser treuer Diener" seinem Adoptivvaterlande widmete und die zugleich „von einem Charakter getragen wurden, dessen Adel und fleckenlose Reinheit die höchste Bewunderung verdienen".

Eugen hatte durch den Sieg bei Zenta seinen Ruhm begründet; neue Lorbeeren pflückte er im spanischen Erbfolgekriege, welcher ausbrach, weil sowohl Ludwig XIV. als auch der Kaiser auf die durch das Erlöschen der spanischen Habsburger erledigte spanische Monarchie Anspruch erhoben.

Die Frage, wer nach dem Tode des letzten spanischen Habsburgers, des Königs Karl II., Erbe der spanischen Monarchie werden sollte, beschäftigte seit langem die Diplomaten. Da Karls ältere Schwester Maria Theresia, welche mit dem König von Frankreich Ludwig XIV. vermält war, auf die Erbfolge Verzicht geleistet hatte, so wäre Margaretha Theresia, die Gemalin Kaisers Leopold I. und jüngere Schwester Karls, Erbin gewesen, denn sie hatte bei ihrer Heirat nicht verzichtet. Sie war aber schon 1673 gestorben, nachdem sie dem Kaiser eine Tochter, Maria Antonia, geboren hatte, welche mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern vermält war. Obgleich nun Maria Antonia wie ihre Tante, die Königin von Frankreich, auf die spanische Krone verzichtet und ihr Erbrecht ihrem Vater und ihren Stiefbrüdern überwiesen hatte, erhob dennoch der Münchener Hof Ansprüche zu Gunsten ihres Sohnes, des Kurprinzen Josef Ferdinand. Auch Ludwig XIV. erklärte die Verzichtleistung seiner Gemalin für ungiltig und forderte Spanien für einen seiner Enkel, während zugleich der Kaiser seine und seines Hauses Ansprüche geltend zu machen suchte. Dagegen wollten die Seemächte England und Holland die ungetheilte spanische Monarchie weder an Frankreich noch an Österreich kommen lassen, wodurch das europäische Gleichgewicht gestört worden wäre. Sie wünschten eine Theilung der Erbschaft. Ludwig XIV. sah ein, daß er bei dem Widerstreben der Seemächte nicht leicht die ganze Erbschaft werde erreichen können. Daher ging er auf den englischen Theilungsplan ein, wonach der baierische Kurprinz Spanien, die Colonien und die Niederlande, der Dauphin die italienischen Besitzungen, Erzherzog Karl, des Kaisers zweitgeborener Sohn hingegen nur Mailand erhalten sollte. Da aber der Kurprinz bald darnach starb, wurde

der Vertrag dahin abgeändert, daß Spanien, die Colonien und die Niederlande an Karl, der Rest an den Dauphin fallen sollte.

Erzürnt über diese noch bei seinem Leben geschlossenen Theilungsverträge setzte Karl II. von Spanien den Kurprinzen testamentarisch zum alleinigen Erben ein und hatte



Prinz Eugen von Savoyen.

nach dessen Tode die gleiche Absicht bezüglich des Erzherzogs Karl, der zu diesem Behufe mit einem Heere nach Spanien kommen sollte. Da aber dies nicht sofort geschah, so brachte es die französische Partei am Madrider Hofe, der ein eingeholtes päpstliches Gutachten zu Hilfe kam, dahin, daß Karl II. Philipp von Anjou, Ludwigs XIV. jüngeren Enkel, zum alleinigen Erben der spanischen Monarchie einsetzte. Einen Monat später schloß Karl II., der letzte spanische Habsburger, für immer die Augen (1. November 1700).

Ludwig XIV. nahm das Testament für seinen Enkel an. Am 18. Februar 1701 hielt dieser im Palaste Buen-Retiro zu Madrid seinen Einzug. Weder auf der pyrenäischen Halbinsel, noch in den Nebenlanden regte sich der mindeste Widerspruch. Wie in Spanien so wurde auch in den Niederlanden, in Neapel und Sicilien König Philipp V. ohne Widerstand proclamirt.

Auch führte die Annahme des Testamentes von Seiten Ludwigs XIV. nicht sofort zum allgemeinen Kriege. Noch gingen die Ansichten der Seemächte und des Wiener Hofes auseinander. Was den Seemächten als oberstes Ziel vorschwebte, das war die Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen den beiden Hauptmächten des Continentes, Frankreich und Österreich. Die Theilungsverträge hatten den Zweck, die unmittelbare Vereinigung der gesammten spanischen Erbschaft mit einer dieser beiden Großmächte zu verhüten. Derselbe Zweck schien jetzt auf anderem Wege und in anderer Form durch das Testament Karls II. erreicht, welches zwar die gesammte spanische Erbschaft einem französischen Prinzen vermachte, aber nicht unmittelbar der französischen Krone übertrug. Daher nahm man in England und Holland die Thronbesteigung Anjous nicht ungünstig auf. Man sah über den Bruch des jüngsten Theilungsvertrages hinweg; über die Erbitterung Wilhelms III. trug vorläufig der Wunsch nach Aufrechthaltung des Friedens den Sieg davon.

Auch am Wiener Hofe waren die Ansichten über die Successionsfrage getheilt. Drei Parteien standen sich hier gegenüber, deren Bestrebungen namentlich für die Zielpunkte des nachfolgenden Krieges wichtig geworden sind. Der Umgebung des Kaisers stand theils jener Kreis von Männern, welche unter der Führung Salms sich um den hoffnungsvollen römischen König Josef scharten, theils die Partei des jüngeren Erzherzogs Karl gegenüber, deren Wortführer Graf Wratislaw war. Wenn diese Partei darauf ausging, dem Erzherzog Karl die Gesammtkrone Spaniens zu verschaffen, so lag dem josefinischen Kreise nicht so sehr die Aufrichtung des erzherzoglichen Thrones als vielmehr die Demüthigung Frankreichs im Allgemeinen am Herzen, wobei der Erfolg der Waffen darüber entscheiden mochte, wie viele und welche Stücke der spanischen Erbschaft man den Bourbons entreißen werde. Die Partei Karls faßte mehr das Interesse der Dynastie, jene des römischen Königs mehr das des Reiches ins Auge, da sie sich von einem siegreichen Kriege gegen Frankreich auch eine günstige Rückwirkung auf die deutschen Reichsangelegenheiten versprach. Beide Interessen faßte der Kaiser zusammen, indem er für seine Person an dem Anspruche auf das ganze spanische Erbe als einem, wie er meinte, ihm von Gott selbst verliehenen Rechte festhielt. Daher legte Leopold gegen das spanische Testament Verwahrung ein und sammelte ein Heer, das in das Mailändische einrücken sollte; denn da der Kaiser noch ohne mächtige Bundesgenossen dastand, so mußte er seine

Aufgabe vorerst auf die Erwerbung des Nächstliegenden beschränken, und wir werden kaum fehlgehen, wenn wir in diesem Beschlusse zugleich einen Compromiß der sich bekämpfenden Parteien des Wiener Hofes erblicken.

So war denn der erste Waffengang Eugens in Italien, der mit dem vielbewunderten Zug über die Alpen begann und durch die beiden Siege von Carpi und Chiari gekrönt wurde, bereits erfolgt, ehe noch das Bündniß des Kaisers mit den Seemächten zustande kam. Da war es Ludwig XIV. selbst, der diese dem Kaiser in die Arme trieb. Durch die Beseitigung der Klausel des Testamentes in Betreff der Trennung der beiden Kronen von Spanien und Frankreich, durch den Übermuth, mit dem er sich über den zum Schutze Hollands errichteten Barrièren-Tractat hinwegsetzte, durch die Schädigung des Handels der Seemächte, durch die wortbrüchige Anerkennung des Sohnes Jakobs II. als König von England, die er in dem Augenblicke aussprach, als König und Parlament in England gesetzlich die Thronfolge feststellten, durch alles dies hat Ludwig XIV. selbst den ersten jener Successionskriege entzündet, welche von nun an das XVIII. Jahrhundert erfüllen. Wilhelm III. erlebte noch in dem gewaltigen Umschwunge der öffentlichen Meinung Englands und in dem Abschlusse der „großen Allianz“ der Seemächte mit dem Kaiser (7. September 1701) den Sieg seiner Sache, die er sterbend seiner Nachfolgerin Anna empfahl, indem er ihr zugleich als den Vollstrecker seines Testamentes den Mann bezeichnete, der wie kein anderer eingeweiht war in die Entwürfe und Aussichten der oranischen Politik, John Churchill, Grafen, später Herzog von Marlborough. Fortan waren Marlborough, Eugen von Savoyen und Heinsius (der holländische Rathspensionär) die Seele des Krieges. Sie bildeten das Triumvirat, welches alle Elemente des Widerstandes gegen Frankreich um sich sammelte.

Schon früher hatten der Kurfürst Friedrich III. (I.) von Brandenburg und der Herzog Ernst August von Hannover ihre Hilfe zugesagt — jener im Kronvertrage (1700) gegen die Anerkennung seines preußischen Königstitels, dieser gegen die Verleihung der (neunten) Kurwürde. Zuletzt erklärte auch das deutsche Reich an Frankreich den Krieg; nur der Kurfürst von Baiern und dessen Bruder, der Kurerzbischof von Köln, schlossen sich Ludwig XIV. an. Jenen köderte Ludwig durch die Aussicht auf einen Länderzuwachs und den Königstitel. Max Emanuel selbst dachte ernstlich daran, dem Hause Habsburg die römische Kaiserkrone zu entreißen. Auch in Italien wußte Ludwig XIV. Bundesgenossen zu gewinnen. Hier standen die Herzoge von Savoyen und Mantua auf seiner Seite. Damit nahm auch der Krieg, dessen Schauplatz sich auf verschiedene Länder — Italien, Deutschland, Spanien, die Niederlande — vertheilte, einen europäischen Charakter an.

Zu dem Zustandekommen der großen Allianz hatten die Waffenerfolge Eugens in Italien nicht wenig beigetragen. Wenn trotzdem Eugen sich bald darnach in seinen

Fortschritten gehemmt sah, so war dies eine Folge der finanziellen Nothlage des Staates und der Zerfahrenheit in der obersten Heeresverwaltung, in grellem Gegensatze zu den reichen Mitteln und der Einheit im Heerwesen Frankreichs. Dazu gesellte sich der Aufstand der Ungarn unter Rakoczy, und dies in dem Augenblicke, als der Kurfürst von Baiern, dessen Land einstweilen ein französisches Heer unter Villars deckte, in Tirol einfiel, wo der Herzog von Vendôme, aus Italien kommend, sich mit ihm verbinden sollte, um sodann vereint über Kärnten und Steiermark gegen Wien vorzudringen. Doch der große Offensivstoß gegen das Herz der österreichischen Monarchie scheiterte an der Treue der Tiroler, deren Erhebung unter tapferen Führern, wie Martin Sterzinger, dem Hofer von 1703, in ihren verheerenden Wirkungen dem Einbruche elementarer Gewalten vergleichbar die scharfsinnigen Combinationen Ludwigs XIV. durchkreuzte. Der Kurfürst trat mit dem Reste seines um mehr als die Hälfte verminderten Heeres den Rückzug an und auch Vendôme kehrte von Trient nach Italien zurück, wo damals der Herzog von Savoyen von Frankreich abfiel und sich der großen Allianz anschloß.

Bisher war der Zweck der Allianz kein anderer gewesen, als dem Kaiser einen angemessenen Antheil an der spanischen Erbschaft zu erkämpfen und dadurch das Übergewicht Frankreichs zu brechen. Dies änderte sich, als sich nunmehr (1703) auch Portugal dem Bunde anschloß, zugleich aber, im Interesse der eigenen Sicherheit, seinen Beitritt an die Bedingung knüpfte, daß Erzherzog Karl auf den spanischen Gesammtthron erhoben werde. Nur ungerne ging der Kaiser auf diese Bedingung ein, da ihm eine unmittelbare Vergrößerung seiner Staaten vortheilhafter als die Begründung einer spanischen Secundogenitur erschien. Wohl gab er endlich nach; er leistete zu Gunsten seines Sohnes Karl, den er nach Spanien entließ, auf dieses Reich Verzicht, jedoch nicht ohne in einem geheimen Artikel den künftigen Anspruch auf Mailand als erledigtes Reichslehen sich gewahrt zu haben.

Mit dem Abzuge des Kurfürsten von Baiern aus Tirol war die Gefahr für die kaiserlichen Erblande noch keineswegs beseitigt. Am 1. Januar 1704 nahm Max Emanuel Passau, den Schlüssel Oberösterreichs, auf der anderen Seite bedrohten die Kurutzen Wien. Da war es Prinz Eugen, welcher Österreich aus tiefster Bedrängniß rettete. Denn vor Allem seinen Bemühungen ist es zuzuschreiben, daß die Verwaltung des Kriegsdepartements und der Finanzen den unfähigen Händen, in denen sie bisher gelegen, abgenommen und den dazu berufenen Männern anvertraut ward. Die Leitung der Hofkammer ging an jenen Grafen Gundacker Thomas Starhemberg (Stiefbruder des Vertheidigers von Wien) über, dessen Andenken mit der Gründung der Wiener Stadtbank, des ältesten Creditinstitutes in Österreich, und der Hofbancodeputation enge verbunden ist und dessen Verdienst es vor Allem war, daß das Kaiserhaus die Kosten des langandauernden Krieges um die spanische Nachfolge zu bestreiten vermochte. Das Präsidium des Hofkriegsrathes übernahm

Eugen selbst, so daß er die oberste Heeresverwaltung und Heeresleitung in seinen Händen vereinigte. In seiner neuen Stellung entfaltete Eugen eine rastlose Thätigkeit. Vermochte er auch nicht sofort allen Übelständen abzuhelfen, so machte sich doch in der Kriegführung ein frischerer Geist und ein planmäßigeres Zusammenwirken der Kräfte bemerklich. Während Eugen Wien gegen einen plötzlichen Überfall von Seite der ungarischen Malcontenten durch die Errichtung des Linienwalles schützte, war sein Hauptaugenmerk auf die Vernichtung des Kurfürsten von Baiern gerichtet, da erst, wenn dieser „stets schmerzende und lästige Dorn“ aus der Seite des Kaisers gezogen war, der Krieg gegen den Hauptfeind Frankreich mit Nachdruck und Erfolg geführt werden konnte. Eugen erreichte dies Ziel im Vereine mit Marlborough, mit dem er sich in die Lorbeern des Tages von Höchstädt (1704) theilte. Es war die erste größere Niederlage, welche seit den Anfängen Ludwigs XIV. ein französisches Heer im Felde erlitt, der erste durchschlagende Erfolg der Coalition. Während die Franzosen das rechte Rheinufer räumten, lag Kurbaiern als Siegesbeute den kaiserlichen Waffen offen. Der Kurfürst war ein heimatloser Flüchtling, der sein Land erst nach dem Friedensschlusse wieder betreten sollte.

Mit diesem Lichtblicke schloß der Lebensabend Kaiser Leopolds I. Er starb am 5. April 1705. Der Thronerbe Josef I. stand in der ersten Blüte männlicher Kraft, noch hatte er das 27. Lebensjahr nicht vollendet. Die Hoffnungen aller strebsamen Geister in Österreich ruhten auf ihm, denn schon seit einigen Jahren war die tiefe Kluft bemerkbar geworden, welche von dem hergebrachten System der väterlichen Regierung die stolzen Entwürfe und Bestrebungen des Kronprinzen schied. Dem Einflusse der Jesuiten entrückt war der Prinz, dessen anmuthige äußere Erscheinung zugleich Geist und Leben verrieth, von welterfahrenen Männern, wie dem Fürsten Salm und dem Weltpriester Rummel, erzogen worden, welche die Lernbegierde des Knaben eher dämpfen als spornen mußten. Fast ungestüm in allen Bewegungen, ein verwegener Reiter, ein feuriger Jäger, ein leidenschaftlicher Tänzer, stand er in merkwürdigem Contraste zu der feierlich gemessenen Haltung des Vaters. Früh genug regte sich in ihm das Gefühl seiner Stellung und Zukunft. Ein entschiedener Gegner der alten Räthe des Vaters, lebte er nur in Kriegsgedanken; mit unnachsichtiger Strenge gedachte er dereinst verrostete Mißbräuche abzustellen, namentlich aber zeigte er sofort die größte Entschiedenheit in der Einforderung kaiserlicher Rechte, die er in der Folge selbst dem franzosenfreundlichen Papste gegenüber nachdrücklich geltend machte. Doch bei aller aufwallenden Leidenschaftlichkeit des Temperamentes hatte sich auch Josef die angeborene Güte seines Geschlechtes bewahrt. Amore et timore war der Wahlspruch dieses Fürsten.

Freilich hat Josef I. während eines leider kurzbemessenen Lebens die Erwartungen nicht ganz erfüllt, die sich an seine Thronbesteigung knüpften. Sein lebhafter Geist blieb

nach wie vor reich an edlen Vorsätzen, aber er war in anstrengender Berufsübung nicht geschult. An zerstreuende Vergnügungen gewöhnt, ermüdete Josef nur zu leicht bei der Beschäftigung mit den verwickelten und ernsten Staatsgeschäften und überließ sie gerne seinem einstigen Erzieher Salm, der begabt, aber auch argwöhnisch, wie er war, trotz aufbrausender Hast und tastender Launenhaftigkeit wider alle Anläufe seiner Gegner sich fast bis an den Tod seines dankbaren Schülers als dessen leitender Minister behauptete.

Doch lag die Schuld, daß ein Theil der Entwürfe Josefs unvollendet blieb, nicht blos an ihm. Wohl kündete sich in der Ächtung der Kurfürsten von Baiern und Köln ein energisches Eingreifen in die Verhältnisse des deutschen Reiches an. Es bot sich die Aussicht auf die Einziehung des herrenlosen baierischen Nachbarlandes dar. Vielleicht war es auch möglich, Kurbrandenburg und Kursachsen in eine politische Bahn zu leiten, welche deren Schwerpunkt in außerdeutsche Gebiete — Preußen und Polen — verlegte, etwa so wie das Welfenhaus, das bald darnach auf den englischen Thron übersiedelte. Pläne dieser Art wurden dem Kaiser nahegelegt, aber sie waren doch zu weit aussehender Natur und der Erfolg zu unsicher, um den Wiener Hof ernstlich zu beschäftigen. Selbst von bescheideneren Versuchen, die kaiserliche Gewalt wieder zur Geltung zu bringen, mußte aus Rücksicht auf das verbündete Preußen abgesehen werden. Aber auch von Reformen im Innern Österreichs konnte in einer Zeit, wo neben dem spanischen Erbfolgekriege der ungarische Aufstand alle Kräfte des Staates absorbirte, nicht wohl die Rede sein, zumal alle Versuche einer friedlichen Beilegung der ungarischen Wirren scheiterten und die Kurutzen den Bruch dadurch besiegelten, daß sie auf dem Onoder Tage (1707) das Haus Habsburg der Krone Ungarns für verlustig erklärten.

Dagegen kam erst unter Josef I. die lebensvollste Energie in den Krieg der Verbündeten gegen Frankreich. Eugen, jeder mißtrauischen Beschränkung enthoben, eilte nach Italien, wo sein würdiger Stellvertreter Graf Guido Starhemberg den Herzog von Savoyen nicht vor dem fast gänzlichen Verluste seiner Länder zu retten vermocht hatte. Mitten durch feindliche Posten, über Flüsse und Gebirge kam Eugen zum Entsatz Turins, welches Starhembergs Nachfolger Daun heldenmüthig vertheidigte. Gleichzeitig erfocht Marlborough den glänzenden Sieg bei Ramillies. In dem „wundervollen Jahre" 1706 hielten nacheinander die Heerführer der großen Allianz ihren siegreichen Einzug in Turin, Brüssel und Madrid, und wenn auch letztere Stadt bald wieder geräumt werden mußte, so gab doch anderseits Ludwig XIV. durch den Evacuations-Tractat von Mailand (1707) Oberitalien auf. Neapel fiel wie eine reife Frucht Karl III. zu, den auch der Papst Clemens XI. anerkennen mußte. Sardinien unterwarf sich, Belgien ging in die Verwaltung der Seemächte für Karl III. über, Aufstände in Baiern wurden niedergeschlagen, das Land gleich dem eroberten Herzogthum Mantua unter die Nachbarn aufgetheilt.

Und doch gab es inmitten dieser glänzenden Erfolge einen Augenblick, welcher den Kaiser mit der äußersten Gefahr bedrohte. Gleichzeitig mit dem spanischen Erbfolgekrieg war der nordische Krieg ausgebrochen. Karl XII., der Schwedenkönig, dessen unerfahrene Jugend Dänemark, Polen und Rußland zu benützen suchten, um Schwedens Übergewicht



Kaiser Josef I.

zu brechen, das auf dem Norden Europas ebenso lastete wie das Übergewicht Frankreichs auf dem Süden des Welttheiles, hatte alle seine Gegner nacheinander zu Boden geworfen. Nachdem er zuerst Dänemark überrascht und zum Frieden von Travendal gezwungen, dann Peter den Großen bei Narwa besiegt, endlich auch den Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen aus seinem polnischen Wahlkönigreiche vertrieben und auf den Thron zu Warschau den Wojwoden von Posen Stanislaus Leszczynski erhoben hatte, stand er jetzt

auf sächsischem Boden und nahm plötzlich inmitten der europäischen Zerwürfnisse eine dominirende Stellung ein. Was die Seemächte schon längst befürchtet, was sie um jeden Preis hintanzuhalten gesucht, schien nunmehr eintreten zu sollen. Der nordische Krieg und der Krieg um die spanische Erbschaft drohten in einander zusammenzufließen. Von seinem Lager zu Altranstädt aus warf sich der Schwedenkönig zum Schiedsrichter der österreichisch-ungarischen Händel und zum Beschützer der protestantischen Sache in Schlesien auf. Es war noch ein Glück, daß sich Karl XII. den Umwerbungen Frankreichs unzugänglich zeigte, als Villars den schwachgedeckten Rhein überschreitend bis Franken schwärmte und ihn zu einem gemeinsamen Vorstoße einlud, und daß auch des Sultans Ahmed III. Indolenz allen Aufhetzungen Frankreichs und den Hilfegesuchen Rákóczys widerstand. Aber wie ein Nordlicht kam und verschwand der Schwedenkönig. Es gelang Marlborough die Differenzen zwischen diesem und dem Kaiser auszugleichen. Befriedigt durch die im Altranstädter Vertrage seinen schlesischen Glaubensgenossen gemachten Zugeständnisse tauchte Karl XII. endlich in die Wälder und Sümpfe Rußlands unter.

Auch die Sonne Ludwigs XIV. war bereits im Sinken. Sieben Kriegsjahre hatten selbst die reichen Hilfsquellen Frankreichs zuletzt erschöpft. Durch die furchtbaren Niederlagen bei Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709) wurde das Übergewicht Frankreichs ebenso gebrochen wie durch die gleichzeitige Schlacht bei Pultawa jene Schwedens. Und wie sich statt dessen im Norden und Osten Europas der neue Großstaat Rußland erhob, so bereiteten sich auch im Westen und Süden des Welttheiles neue Machtverhältnisse vor.

Da traten plötzlich zwei Ereignisse ein, welche für die Feststellung dieser Machtverhältnisse im Westen und Süden Europas entscheidend wurden: der Tod Kaiser Josefs I., der an den Blattern starb, und der Sturz Marlboroughs. Da nun die Vereinigung der spanischen Monarchie mit den österreichischen Ländern unter Karl (III. als König von Spanien, VI. als Kaiser) zu erwarten stand, neigten die Seemächte, um dies zu hindern, zu Ludwig XIV., dessen Friedensanerbietungen jetzt williger es Gehör fanden als zuvor, und schlossen mit ihm den Frieden zu Utrecht ab (1713), dem sich nach einer kurzen und fruchtlosen Fortsetzung des Krieges der Kaiser und das deutsche Reich in den Friedensschlüssen zu Rastatt und Baden (in der Schweiz) anschlossen. Die Friedensbedingungen waren: Philipp V. (Ludwigs XIV. Enkel) bleibt König von Spanien und der außerhalb Europas gelegenen spanischen Besitzungen. England behält das im Kriege eroberte Gibraltar, Österreich erhält die spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sardinien, Savoyen, als mit dem Kaiser verbündete Macht, das Königreich Sicilien.

Noch vor dem Friedensschlusse, auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders, hatte Karl Spanien verlassen, an das sich die Erinnerungen acht wechselvoller Jahre seines Lebens knüpften. Unter dem Jubel der Catalonier war einst der junge König in Barcelona

eingezogen und hatte sodann mit standhafter Ausdauer die Leiden der Belagerung dieser Stadt getheilt. Wiederholt gelang es zuerst den Portugiesen, später, nach einem glänzenden Siege bei Saragossa, dem tapferen Grafen Guido von Starhemberg (dem Neffen Rüdigers) und Karl selbst nach Madrid vorzudringen. Während aber die Aragonesen und Catalonier Karl mit Freuden als König anerkannten, war in Castilien die Stimmung gegen ihn eine feindliche und beidemale mußte die Hauptstadt Spaniens wieder verlassen werden. Dennoch riß sich Karl nur schwer von dem Lande seiner Jugend los und auch nachdem er längst auf Spanien hatte verzichten müssen, hegte er eine Vorliebe für dieses Land, die sich in der Begünstigung der Spanier, die ihr Los an das seinige geknüpft hatten und ihm nach Wien gefolgt waren, aussprach. Von fremden Räthen beeinflußt und von fremdartigen Erinnerungen durchdrungen, lebte sich Karl erst allmälig in die heimischen Verhältnisse ein. Von männlicher Schönheit und Kraft, voll Bewußtsein seiner Hoheit, zeigte er doch in vertraulichem Verkehr ein sehr gewinnendes Wesen. Seinem Vater, dessen Liebling er war, in vielen Dingen ähnlich, zeigte er dieselbe Unentschlossenheit, aber auch dieselbe Zähigkeit in dem Festhalten an seinen Plänen, denselben rechtlichen Sinn, der an dem einmal gegebenen Worte festhielt und darum das Gleiche von Anderen erwartete. Auch theilte er die Abneigung gegen den an allen anderen Höfen jener Zeit herrschenden französischen Geschmack mit Leopold I., von welchem ihn hingegen die Neigung zu heiterem Genusse unterschied, die das gesellige Leben seiner Residenz, der „Favorita", freundlicher und prunkvoller gestaltete. Seine Prachtliebe und ungewöhnliche Bildung kamen der Kunst und Wissenschaft zustatten, in denen sich der Einfluß der neuerworbenen italienischen Provinzen geltend machte.

Karl VI. konnte die Erblande beruhigt übernehmen. Denn schon vor seiner Ankunft in Österreich war endlich die Pacification Ungarns durch den Szatmárer Frieden zustande gekommen. Die meisten Kurutzen nahmen die dargebotene Amnestie an, Rákóczy ging nach Frankreich, später zu den Türken. Da waren es ein neuer Türkenkrieg und die Umtriebe des Cardinals Alberoni, welche den Aufstand nochmals zu entzünden drohten.

Um sich nämlich für die im Karlowitzer Frieden erlittenen Verluste schadlos zu halten, griff die Pforte die Republik Venedig, einen der Mitcontrahenten jenes Friedens, an. Die Parteinahme des Kaisers für die Republik verwickelte ihn selbst in den Krieg. Aber die Türken hatten sich getäuscht, wenn sie auf eine neue Erhebung der Ungarn rechneten. Rákóczys Name übte auf seine Landsleute nicht mehr den alten Zauber aus. Hingegen fand Eugen von Savoyen Gelegenheit, seine kriegerische Laufbahn auf demselben Schauplatze, auf welchem er sie ruhmvoll begonnen hatte, ruhmvoll zu beschließen. Die Schlachten bei Peterwardein und Belgrad fügten zwei neue unverwelkliche Blätter zu dem Siegeskranze des „edlen Ritters", dessen Namen fortan das schöne Volkslied von Mund zu

Munde trug. Die Frucht jener beiden Siege war der Passarowitzer Frieden, in welchem die Pforte Belgrad, den größeren Theil von Serbien und Bosnien und die „kleine Walachei“ bis zur Aluta an Österreich abtrat. Es war der glorreichste Frieden, den Österreich je mit der Pforte abgeschlossen hat. Der Kaiser hätte auf noch größeren Forderungen der Türkei gegenüber bestehen können, wäre er nicht durch den Krieg, den die Ränke des spanischen Ministers Alberoni gegen Österreich heraufbeschworen, genöthigt worden, in Italien für seine Besitzrechte einzustehen.

Zwischen Kaiser Karl VI. und König Philipp V. von Spanien war bisher kein förmlicher Friede geschlossen worden. Noch hielten beide Theile an ihren Ansprüchen fest, die auf die gesammte spanische Erbschaft gerichtet waren. Wenn Karl VI. durch die Verbindung der letzteren mit dem deutschen Reiche und seinen Erblanden sich eine Stellung zu schaffen wünschte, mit der selbst jene seines Ahnherrn Karls V. nicht zu vergleichen gewesen wäre, so waren dem Ehrgeize Alberonis Spanien und Frankreich, wo damals für Ludwig XV. der Prinz von Orleans die Regentschaft führte, nicht allzugroß, um nicht beide Kronen für seinen königlichen Herrn und dessen (zweite) Gemalin Elisabeth von Parma anzustreben. Während aber die Wünsche des Kaisers an der Abneigung der Seemächte, sie zu fördern, scheiterten, setzte Alberoni alle politischen Hebel in Bewegung, um zu dem ersehnten Ziele zu gelangen. So wie er durch eine Verschwörung am französischen Hofe den Prinz-Regenten zu stürzen suchte und gegen England den Prätendenten Jakob Stuart unterstützte, so trat er gegen Österreich mit den ungarischen Emigranten in Verbindung und stachelte er die Pforte zur Fortsetzung des Krieges auf. Vor Allem aber eröffnete er selbst den Krieg, indem ein spanisches Geschwader Sardinien besetzte, ein zweites auf Sicilien landete.

Da waren es die Seemächte, welche abermals für das europäische Gleichgewicht in die Schranken traten, indem sie mit Frankreich jenen Dreimächtebund eingingen, der sich durch den Beitritt des Kaisers zur Quadrupelallianz erweiterte. Aber erst nachdem die spanische Kriegsflotte durch die englische vernichtet worden war und nach dem Sturze Alberonis trat auch Spanien dem Vertrage von London bei (1720), in welchem Karl VI. auf Spanien, Philipp V. auf die spanischen Nebenländer in Europa verzichtete, Sicilien an den Kaiser kam, der Herzog von Savoyen dafür durch Sardinien und den Königstitel entschädigt, den Kindern der Königin Elisabeth von Spanien endlich die Anwartschaft auf Parma, Piacenza und Toscana eröffnet wurde.

Österreich hatte durch die beiden letzten Friedensschlüsse seine größte Ausdehnung erreicht. Freilich zeigte es sich, daß für ein Staatswesen territorialer Zuwachs nur dann wahrhaft ersprießlich ist, wenn sich derselbe in das Ganze organisch einfügt. Das war wohl bezüglich der Erwerbungen im Osten, nicht aber in Italien und den Niederlanden

der Fall. Die Ländergeschenke des Utrecht-Rastatter Friedens standen mit den übrigen Provinzen des Kaisers in keinem historischen Zusammenhang und waren, von dem Reichthum der Lombardie und der Niederlande abgesehen, für Österreich nur insoferne ein Gewinn, als man dieselben nicht den bourbonischen Höfen preisgeben durfte.



Kaiser Karl VI.

Neue Aufgaben traten mit den neuen Erwerbungen an Österreich heran. In Ungarn galt es vor Allem die Wunden zu heilen, die, kaum vernarbt, der letzte Türkenkrieg wieder aufgerissen hatte. Wie schon in früherer Zeit so waren auch unter Leopold I. zahlreiche Serben (Raizen) in Ungarn eingewandert, welche insbesondere in den südlichen Grenzstrichen als lebendiger Schutzwall gegen den Erbfeind des christlichen Namens angesiedelt wurden. Jetzt war es namentlich der neugewonnene Temeser Banat, welcher Ansiedler aus

Süd- und Westdeutschland — in Ungarn gemeinhin „Schwaben" genannt — in sich aufnahm, die das entvölkerte, versumpfte Land allmälig in die Kornkammer Ungarns verwandelten. Wenn sich die Regierung bei der Berufung dieser Colonisten nebenbei auch durch die Absicht, das katholische Element in Ungarn zu stärken, bestimmen ließ, so suchte sie doch zugleich in anerkennenswerther Weise die confessionellen Gegensätze, diese Quelle steter Beunruhigung des Landes, abzuschwächen. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir hierin den Einfluß Eugens von Savoyen erblicken, der angesichts der religiösen Verhetzungen in die schmerzlichen Worte ausbrach: „Es ist traurig genug, daß man durch die Unduldsamkeit in Religionssachen ganze Länder zugrunde gerichtet und ihrem natürlichen Herrn entrissen hat; soll denn Ungarn, das Kleinod der österreichischen Monarchie, etwa durch die Halsstarrigkeit unberufener Menschen dem Schicksale einer beständigen innerlichen Zerrüttung unterworfen sein?" Auch die politischen Verhältnisse Ungarns wurden nun geordnet. Die siebenbürgische Hofkanzlei stammte aus der Zeit Leopolds I. Dagegen wurde nun der Wirkungskreis der ungarischen Hofkanzlei normirt, die königlich ungarische Statthalterei ein bleibendes Institut und das Gerichtswesen mehrfach umgestaltet.

Zur Leitung der einst spanischen, jetzt dem Kaiser abgetretenen Provinzen wurden in Wien zwei Regierungsstellen eingesetzt: der spanische Rath für Italien und der Rath von Flandern. Beide Behörden waren fast nur mit Spaniern besetzt.

Es war dies ein Mißgriff, bei welchem die Dankbarkeit des Kaisers gegen jene Spanier, die um seinetwillen das Brod der Verbannung aßen, die politische Einsicht überwog. Denn diese spanische Partei am Hofe Karls VI. war es, die nicht nur darauf ausging, überall in den Provinzen, die sie regierte, im Widerspruche mit den Wünschen der Bevölkerung ihre Creaturen zu versorgen, sondern auch die auswärtige Politik Österreichs lange Zeit hindurch, und nicht immer im Interesse ihres Adoptivvaterlandes, leitete. Es war dieselbe Partei, die selbst den so wohlbegründeten Einfluß Eugens von Savoyen nicht ohne Erfolg zu untergraben suchte, und deren Position nicht so sehr durch die Aufdeckung ihrer versteckten Minengänge als vielmehr durch den Tod ihres Hauptes, des mit einer Spanierin vermälten Grafen Althan, erschüttert wurde. Jetzt erst erlangte Eugen das unbegrenzte Vertrauen Karls VI., der ihm fortan nicht ein Herr, sondern gleich Leopold und Josef Vater und Bruder war.

Die Jahre 1720 bis 1734 bezeichnen für Österreich eine Epoche äußerer und innerer Ruhe, während welcher an die Stelle religiöser und politischer Kriege der friedliche Wettstreit um die materiellen Güter des Lebens trat. Unter Karl VI. trat Österreich zum ersten Male in die Reihe der handeltreibenden Mächte ein; in seine Zeit fallen die ersten Versuche der Begründung einer von oben herab geförderten heimischen Industrie. Die Erwerbung der Niederlande und die Handelsvortheile, welche der Friede zu

Passarowitz den österreichischen Kaufleuten einräumte, gaben den ersten Impuls zu dieser Thätigkeit, die in der Eröffnung der Freihäfen von Triest und Fiume, in der Anlage von Handelsstraßen und der Förderung des Postwesens, in der Errichtung von Musterfabriken, namentlich aber in der Gründung der orientalischen Compagnie in Wien und der ost- und westindischen Compagnie zu Ostende und in den damit verbundenen Anfängen einer österreichischen Kriegs- und Handelsmarine ihren Ausdruck fand. Daß sich dabei die Regierung von den Verirrungen des herrschenden Mercantil- und Prohibitivsystems nicht zu emancipiren vermochte, kann ihr ebensowenig zum Vorwurfe gereichen als der Umstand, daß die genannten Schöpfungen keine dauernden Früchte trugen, das Verdienst Karls VI. zu schmälern vermag, zum ersten Male versucht zu haben, eine handelspolitische Organisation zuwege zu bringen, welche der der westeuropäischen Länder ähnlich war.

Aber wie vielseitig auch die Bemühungen Karls VI. und seiner Staatsmänner — namentlich des Marquis von Rialp — auf diesem Gebiete waren, so wurden sie doch zuletzt jenem Gedanken zum Opfer gebracht, der fortan alle anderen Handlungen dieses Fürsten beherrschte: dem Wunsche nach allseitiger Anerkennung der von ihm aufgestellten Thronfolgeordnung.

Nach dem Tode Josefs I. war Karl der einzige männliche Repräsentant seines Hauses. Seit 1708 mit Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel vermält, hatte Karl, als er zur Regierung Österreichs gelangte, noch keine Kinder und war nach der Rückkehr aus Spanien von seiner Gemalin getrennt, die dort bis 1713 zurückblieb. Wenn Karl VI. bei sich erwog, zu welch furchtbarem Kampfe das Erlöschen des Mannsstammes der spanischen Habsburger Veranlassung gegeben, und daß dieser Krieg zu einer Zertrümmerung der spanischen Monarchie geführt hatte, so mußte ihn wohl die Sorge beschleichen, daß die österreichischen Länder in nicht allzu ferner Zukunft ein gleiches Schicksal erfahren dürften. Denn bis dahin bildeten die österreichischen Länder ein lockeres Gefüge, welches nur das Band derselben Dynastie (Personalunion) zusammenhielt. Und selbst dieses Band drohte sich zu lösen, wenn einst der Mannsstamm des Hauses Habsburg erlosch; denn nur auf den Mannsstamm bezog sich das Erbfolgerecht des Hauses in Ungarn. Die Frage, wer dereinst die österreichische Monarchie beherrschen würde, war deßwegen für Österreich und das Ausland von hoher politischer Wichtigkeit, umso mehr, als Schwestern und Nichten des Kaisers am Leben waren und ein Familienpact von 1703 — das Leopoldinische pactum mutuae successionis — der weiblichen Descendenz Josefs I. einen Vorrang zugesichert hatte.

Nicht von Karl VI., der wohl noch auf einen eigenen männlichen Thronerben hoffte, sondern von den kroatisch-slavonischen Ständen wurde die Frage angeregt, und zwar in einer Art, welche, wie der ganze Verlauf der folgenden Verhandlungen zum Beweise dafür

dienen kann, daß die Länder selbst nichts so sehr wünschten als die Fortdauer ihrer bisherigen Verbindung unter dem Scepter der angestammten Dynastie.

Kroatien und Slavonien hatten bisher bei jeder Türkengefahr einen kräftigen Rückhalt an dem benachbarten Innerösterreich gefunden, der hinwegzufallen drohte, falls bei Karls VI. Tode der Verband der beiden Ländergruppen gelöst oder auch nur gelockert wurde. Daher wandten sich (1712) die kroatischen Regnicolaren nach Wien mit dem Anerbieten, ihrerseits die Thronfolge der weiblichen Descendenz, und zwar derjenigen Prinzessin anerkennen zu wollen, die nicht nur das Erzherzogthum Österreich, sondern auch Innerösterreich besitzen werde. Und als infolge dessen eine Conferenz ungarischer Notabeln nach Preßburg berufen wurde, konnte der Palatin dem Kaiser berichten, daß die Anerkennung der weiblichen Thronfolge auch seitens der ungarischen Stände zu gewärtigen sei, woferne die Herrschaftsansprüche der gesammten weiblichen Descendenz in einer einzigen Prinzessin derart vereinigt würden, daß dieser weibliche Thronfolger alle Erblande einschließlich Böhmen, Mähren und Schlesien einheitlich und untheilbar innehaben und beherrschen würde, und woferne zur Sicherung dieses unlösbaren Zusammenhanges alle jene Königreiche und Länder, welche nunmehr für immer mit Ungarn verknüpft werden sollten, unter sich zuvor ein Bündniß schließen und vertragsmäßig die Beiträge feststellen würden, zu denen sie sich für den Unterhalt der ungarischen Militärgarnisonen und für die Grenzvertheidigung verpflichteten. Wohl fand die Regierung Karls VI. diese Bedingungen unannehmbar, vermuthlich deßhalb, weil eine Verbrüderung der Königreiche und Länder, wie sie den ungarischen Vertrauensmännern vorschwebte, eine Steigerung der ständischen Macht zur Folge haben mußte, die mit den vorwaltenden absolutistischen Tendenzen des Wiener Hofes nicht in Einklang zu bringen war. Hierin dürfte auch der Grund zu finden sein, weßhalb sich der Kaiser entschloß, zunächst ohne Zustimmung der Stände aus eigener Machtvollkommenheit und mit Zugrundelegung der älteren Hausverträge in einer Versammlung von geheimen Räthen, Ministern und Hofwürdenträgern am 19. April 1713 eine neue Thronfolgeordnung zu verkünden, die man sammt den später erfolgten Zustimmungserklärungen der Stände als pragmatische Sanction zu bezeichnen pflegt. Zum Theil im Anschlusse, zum Theil in Abänderung der „wechselseitigen Erbfolge" von 1703 ordnete Karl IV. an, daß die von seinem Vater und seinem Bruder ererbten Königreiche und Länder — also auch die spanischen Erwerbungen — ungetheilt auf seine Nachkommen übergehen sollten, und zwar zunächst auf seine männlichen Leibeserben, und im Falle solche nicht vorhanden seien, auf seine ehelich hinterlassenen Töchter und deren Nachkommen; im Wegfall derselben auf Josefs I. Töchter und deren Descendenz und endlich, wenn sowohl die karolinische als die josefinische Linie ganz aussterben würde, auf seine Schwestern und so fort auf die übrigen Linien des Erzhauses nach der Reihe der Erstgeburt.

Diese Erklärung wurde zu Protokoll genommen und war zunächst nur ein Hausgesetz. Erst nach dem Tode des Kronprinzen Leopold (gestorben 1716), welchem dann nur noch drei Töchter, Maria Theresia (geboren 13. Mai 1717), Maria Anna und Maria Amalia folgten, empfand man die dringende Nothwendigkeit, sich mit den Ständen über die dereinstige Nachfolge zu einigen. Diese Verhandlungen begannen 1720 und fanden 1725 ihren Abschluß.

Von keiner Seite erfolgte eine Ablehnung, vielmehr gelobten fast alle Ständeversammlungen, denen die neue Erbfolgeordnung vorlag, mit Gut und Blut für deren Durchführung einstehen zu wollen. Dagegen gingen die Zustimmungserklärungen in einem anderen wichtigen Punkte auseinander. Wohl war die Regierung von ihrem früheren Standpunkte insoweit abgekommen, daß sie nunmehr selbst in der Vorlage an die Landtage die bleibende, unauflösbare Vereinigung der Königreiche und Provinzen nachdrücklich betonte und den von den Ständen unter der Enns ausgehenden Antrag einer Erbverbrüderung, wonach die einzelnen Länder nicht blos dem Kaiser, sondern auch gegenseitig das Festhalten an der eingeführten Successionsordnung geloben sollten, beifällig aufnahm. Während aber nach der Ansicht der Regierung der ganze Complex der habsburgischen Länder ein untheilbares Ganzes bilden sollte, stellte der ungarische Landtag zu Preßburg (1722) innerhalb jenes Complexes dem geschlossenen Verbande der übrigen Erblande den gleichmäßig untheilbaren der ungarischen Länder in der Art gegenüber, daß zwar der letztere, nicht aber seine Verknüpfung mit dem ersteren als unauflösbar bezeichnet wurde, vielmehr für Ungarn das Wahlrecht mit dem gänzlichen Aussterben der weiblichen Descendenz Leopolds I. wieder aufleben sollte. Immerhin aber konnte die kaiserliche Regierung einen glänzenden Erfolg verzeichnen, als der Landtag nach einer zündenden Rede des Palatinal-Protonotars Franz Sluha bei der Ständetafel durch Acclamation der weiblichen Descendenz Leopolds I. den Thron zuerkannte. Denn damit wurde der Bestand der Monarchie über das Erlöschen des Mannsstammes hinaus sichergestellt.

Karl hatte die staatsrechtliche Anerkennung der pragmatischen Sanction erreicht; fortan war all sein Bemühen darauf gerichtet, auch die völkerrechtliche Anerkennung der neuen Erbfolgeordnung zu erlangen. Die Anerkennung von Seite des deutschen Reiches erfolgte im Jahre 1731. Jene von Seiten der anderen europäischen Mächte erkaufte Karl zum Theile mit schweren Opfern und Zugeständnissen. So hob er die überseeische Handelsgesellschaft zu Ostende zu Gunsten der Seemächte (Holland und England), welche über Beeinträchtigung ihrer Handelsinteressen klagten, wieder auf, wogegen diese die pragmatische Sanction anerkannten. Die Verzichtleistung des Kurfürsten von Sachsen August III., der mit Josefs I. älterer Tochter vermählt war, erreichte er dadurch, daß er diesem nach seines Vaters Tode gegen den Candidaten Frankreichs Stanislaus Leszczynski die polnische

Wahlkrone verschaffte. Doch gerieth er hierüber in einen unglücklichen Krieg mit Frankreich, dem sich Spanien und Sardinien angeschlossen hatten. Zuletzt erkaufte er die Zustimmung dieser drei Mächte zur pragmatischen Sanction dadurch, daß er im Wiener Frieden (1738) ein Stück von Mailand an Sardinien, Neapel und Sicilien gegen Parma und Piacenza an den spanischen Infanten Don Carlos abtrat und seinen künftigen Schwiegersohn, den Herzog Franz Stefan von Lothringen, zur Abtretung seines Landes gegen Toscana an Stanislaus Leszczynski bewog, nach dessen Tode Lothringen an Frankreich fallen sollte.

Die Garantie der pragmatischen Sanction von Seiten Rußlands verwickelte Karl an seinem Lebensabend in einen unglücklichen Krieg mit den Türken. Denn er hatte, um jene zu erlangen, mit Rußland einen Vertrag geschlossen, wonach er dieser Macht Hilfe zu leisten versprach, falls sie von den Türken angegriffen werden würde. Als letzteres geschah, erklärte auch der Kaiser an die Pforte den Krieg, in der Hoffnung, durch Eroberungen in der Türkei den Verlust von Neapel und Sicilien auszugleichen. Doch entsprach der Verlauf des Krieges den gehegten Erwartungen nicht. Die Finanzen Österreichs waren durch den polnischen Thronfolgekrieg erschöpft und auf den damaligen kaiserlichen Generalen ruhte nicht der Geist des kürzlich verstorbenen Eugen von Savoyen. So kam es, daß der Kaiser im Belgrader Frieden fast Alles, was er in dem glorreichen Passarowitzer Frieden gewonnen hatte (darunter Belgrad), einbüßte.

So schwer indessen auch dem Kaiser die Opfer fallen mochten, die er der, man darf sagen, größten und dauerndsten Anordnung seines Lebens brachte, so schienen dieselben doch nicht allzu groß, wenn sich durch sie der ruhige Übergang der österreichischen Gesammtmonarchie auf seine älteste, herrliche Tochter Maria Theresia erzielen ließ. In der That glaubte der Kaiser dies Ziel erreicht zu haben, als er am 20. October 1740 in dem Lustschlosse Favorita auf der Wieden (jetzt Theresianum) als der letzte männliche Sprößling seines ahnen- und thatenreichen Hauses verschied. Denn die pragmatische Sanction war von allen großen europäischen Mächten anerkannt. Es zeigte sich freilich bald, daß der Kaiser vielleicht besser gethan haben würde, nach Eugens angeblichem Rathe ein tüchtiges Heer und einen wohlgefüllten Schatz statt jener mit so vielen Opfern erkauften Garantien seiner Tochter zu hinterlassen. Aber obgleich die Mächte sich nach Karls Tode wenig um die ihm gegebene Zusage kümmerten, läßt sich doch nicht verkennen, daß die allseitige rechtskräftige Anerkennung der pragmatischen Sanction Maria Theresia in ihrer Bedrängniß gar sehr zustatten kam. Nicht nur die Erblande hatten sich durch einen Zeitraum von zwanzig Jahren daran gewöhnt, dieses Gesetz als Grundlage ihres öffentlichen Rechtszustandes zu betrachten. Auch nach außen hin war es die erfolgte Anerkennung dieses Gesetzes, welche Maria Theresia zugleich mit der inneren Überzeugung von ihrem guten Rechte auch jene Kraft verlieh, an der zuletzt alle Angriffe ihrer Gegner scheiterten.


ie Vereinigung der Landschaften zu der Idee eines Staates kann als die große Hinterlassenschaft der habsburgischen Dynastie und das Resultat ihres fünfhundertjährigen Waltens betrachtet werden.“ Daß diese Vereinigung aufrecht bestehen blieb und auf die neue habsburgisch-lothringische Dynastie überging, ist Maria Theresias Werk.

Maria Theresia wurde am 13. Mai 1717 in Wien geboren. Sie war noch ein Kind, als Herzog Leopold von Lothringen sich für seinen älteren Sohn Clemens und nach dessen frühem Tode für den zweiten Sohn Franz Stefan um ihre Hand bewarb. Die Habsburger und Lothringer waren seit dem XVII. Jahrhundert durch Verwandtschaft und Politik enge verbunden. Leopolds Vater war der Befreier Wiens, Herzog Karl V. von Lothringen, seine Mutter eine Stiefschwester Kaiser Leopolds I. Herzog Leopold selbst hatte seine Jugend am Wiener Hofe zugebracht; erst nach dem Ryswiker Frieden war er wieder in den Besitz seines väterlichen Landes gelangt. Karl VI. nahm die Bewerbungen des Herzogs freundlich auf. Er gab zwar keine bindende Zusage, aber Franz Stefan kam nach Wien, wo der Kaiser den geweckten und schmucken jungen Herrn, den er wie ein Glied der Familie aufnahm, bald liebgewann und dieser selbst sich die Neigung der Erzherzogin Maria Theresia in hohem Grade erwarb. Aber während bereits alle Welt den Erbprinzen von Lothringen und die Erbtochter des Kaisers als ein zukünftiges Paar betrachtete, schwebte mehr als einmal drohendes Gewölk über ihrer dereinstigen Vereinigung. Die beiden Töchter des Kaisers Josef I., Maria Josefa, Kurprinzessin von Sachsen, und Maria Amalia, Kurprinzessin von Baiern, hatten, jede bei ihrer Vermählung, auf die Erbfolge in Österreich Verzicht geleistet; umso mehr wünschten sie, jede für ihren ältesten Sohn, die Hand Maria Theresias zu erlangen.

Vor Allem aber war es die Königin von Spanien, welche ihrem Sohne Don Carlos mit der Hand der österreichischen Thronerbin eine glänzende Zukunft zu schaffen wünschte und den Kaiser zu einem Vertrage bewog, worin er in die dereinstige Vermälung zweier seiner drei Töchter mit den beiden Infanten willigte, ja sogar zur Heirat seiner ältesten Tochter mit Don Carlos eine freilich nur bedingte Zustimmung gab. Zwar zerschlug sich dieser Vertrag, aber noch im Jahre 1733 tauchte unter dem Eindrucke der feindseligen Haltung Frankreichs und Spaniens und im Vorgefühle der großen Schwierigkeiten, welche die pragmatische Sanction an dem Begehren der baierischen Wittelsbacher nach der österreichischen Erbschaft finden werde, am Wiener Hofe der Plan auf, Maria Theresia als älteste Tochter und Erbin der deutsch-österreichischen, böhmischen und ungarischen Lande dem baierischen Kurprinzen, ihre Schwester, Erzherzogin Maria, dem Infanten Don Carlos anzutrauen und mit den Ländern aus der spanischen Erbschaft auszustatten. Niemand Geringerer als Eugen von Savoyen war es, der dem Kaiser zu der Verbindung

mit Baiern rieth. Aber zuletzt trug doch die Herzensneigung Maria Theresias, welche an ihrer Mutter eine mächtige Fürsprecherin fand, über alle diese Pläne den Sieg davon. Als Franz Stefan dem Kaiser das schwere Opfer brachte, gegen Toscana auf sein Stammland Lothringen zu Gunsten des Exkönigs von Polen Stanislaus Leszczynski und Frankreichs zu verzichten, da zögerte Kaiser Karl VI. nicht länger mit der Zustimmung zu dessen Vermählung mit Maria Theresia, welche am 12. Februar 1736 — noch vor jener Verzichtleistung — stattfand.

Unter den schwierigsten Verhältnissen trat nach dem Tode Karls VI. und auf Grund der pragmatischen Sanction Maria Theresia die Regierung der österreichischen Länder an. Das Reich war durch die vorausgegangenen Kriege erschöpft und die Armee in schlechtem Zustande, seitdem nicht mehr Eugen von Savoyen dieselbe leitete. Die Stimmung der Bevölkerung war gedrückt, die junge Fürstin, welche zur Herrschaft kam, bisher in die öffentlichen Geschäfte nicht eingeführt und von den meist hochbetagten Räthen ihres Vaters umgeben, denen es zwar nicht an Erfahrung, aber an Entschlossenheit und Thatkraft gebrach. Wohl mochte man sich anfangs in der Hoffnung wiegen, daß der Thronwechsel ruhig vor sich gehen werde, war ja die pragmatische Sanction von den meisten Staaten Europas anerkannt, aber nur zu bald zeigte es sich, wie wenig in Wirklichkeit diese Anerkennung bedeutete.

Der Kurfürst von Baiern Karl Albert erhob, gestützt auf das Testament Kaiser Ferdinands I., welches er mit Unrecht zu Gunsten seines Hauses deutete, Ansprüche auf Österreich. Unerwarteter noch waren die Ansprüche auf Schlesien, welche plötzlich der junge König von Preußen Friedrich II. geltend machte. Es dauerte nicht lange und auch Frankreich, Spanien und Sachsen traten den Gegnern Maria Theresias bei. Während Friedrich II., da seine Ansprüche zurückgewiesen wurden, den ersten schlesischen Krieg eröffnete und bei Mollwitz siegte, drangen französisch-baierische Truppen über Österreich nach Böhmen vor, wo Karl Albert sich huldigen ließ. Auch setzten es die Gegner Maria Theresias durch, daß nicht ihr Gemal, sondern der Kurfürst von Baiern als Karl VII. auf den deutschen Thron erhoben wurde.

So mußte die junge Fürstin einen gewaltigen Kampf um ihr Recht und um das Dasein ihres Reiches bestehen. Aber Maria Theresia, die nach dem Ausspruche ihres Sohnes Josef keinen anderen Schutz in ihrer Bedrängniß fand als die Größe ihrer Seele und die Treue ihrer Völker, hat diesen Kampf wie eine Heldin ausgekämpft.

Sie war, als sie den Thron bestieg, dreiundzwanzig Jahre alt und in den Regierungsgeschäften noch unerfahren. Aber sie wußte bald Zuneigung und Verehrung im höchsten Maße zu gewinnen. „Ihr sanftes und doch lebhaftes blaues Auge, das reiche blonde Haar, die hohe Stirne und das feingeformte Gesicht, die gesunde, kräftige, über mittelgroße,

doch anmuthige Gestalt, ihr leichter und doch würdevoller Gang bildeten einen seltenen Verein von Schönheit und Majestät. Dazu gesellten sich die wunderbare Lebhaftigkeit ihres Geistes, die scharfe Urtheilskraft, ein treues Gedächtniß, die glückliche Gabe, sei es im Privatgespräch sei es in öffentlicher Rede, ihre Gedanken sicher, leicht und über-



Palatin Johann Pálffy.

zeugend auszudrücken, ein warmer Sinn für den Ruhm ihres Hauses, für das Wohl ihrer Unterthanen, ein tief eingewurzeltes Gefühl für Recht und Gesetz, eine ihrem Innersten entstammende Frömmigkeit und ein durch nichts zu erschütterndes Vertrauen auf Gott." So schildert sie ihr begeisterter Biograph und so war sie in der That, jeder Zoll eine Königin, eine Herrscherin, die, um mit Schlegel zu reden, durch ihre Thaten das salische Gesetz, welches die Frauen vom Throne ausschließt, widerlegt hat. — „Ich bin eine arme Königin", hat Maria Theresia einst gesagt, „aber ich habe das Herz eines

Königs". Ihre Handlungsweise bewies die Wahrheit dieser Worte. In der äußersten Noth, als die Vorposten der Baiern bis St. Pölten bei Wien streiften und Friedrich, im Besitze des eroberten Schlesien, in Ungarn oder in Mähren einzufallen drohte, begab sich Maria Theresia nach Ungarn.

Es war ein großer und ewig denkwürdiger Entschluß, daß sie gerade in diesem Augenblicke mit dem hergebrachten System des Argwohns gegen die Ungarn brach und vielmehr ihr Schicksal vertrauensvoll in die Hände des heißblütigen, aber deßhalb auch edler Regungen fähigen Volkes legte. Allerdings nahmen die Verhandlungen des Preßburger Landtages, welcher der Krönung voranging, keinen glatten Verlauf, da die Königin den Forderungen der Stände den Satz gegenüber stellte, daß sie das Reich als Fideicommiß innehabe und wie sie die königliche Gewalt empfangen habe, so dieselbe ihren Nachkommen überliefern müsse. Nur der vermittelnden Thätigkeit zweier gleich einflußreichen Männer, des Palatins Pálffy und des Personals Grassalkovics, der als Präses der königlichen Tafel die Verhandlungen der Ständetafel leitete, ist es zuzuschreiben, daß die Verhandlungen zu einem beide Theile befriedigenden Resultate führten. Noch ehe dies der Fall war, fand die Krönung Maria Theresias statt (25. Juni 1741). Bekannt ist die Scene, wie Maria Theresia bald darnach die Stände auf das Preßburger Schloß beschied, wie sie in Trauergewänder gehüllt in ihrer Mitte erschien, ihnen die drohende Gefahr und ihre Pflicht vor Augen hielt und wie sodann, nachdem sie ihre von häufigen Thränen unterbrochene Rede beendigt hatte, eine tiefe Bewegung durch die Versammlung ging, und wie zuletzt bei dem zauberischen Anblicke der Königin die stolze Empfindung, daß sie gerade bei den Ungarn Zuflucht suchte, in den einmüthigen und begeisterten Zuruf: „Wir weihen unser Leben und unser Blut" ausbrach.

Wenn man bedenkt, wie ganz anders, verglichen mit den Vorgängen früherer Zeit, sich das Verhältniß der Ungarn zu ihrer Königin aussprach, so wird man auch die außerordentliche Wirkung begreifen, welche dieses Ereigniß auf die übrigen Erbländer und auf ganz Europa übte. Dort richteten sich die verzagten Gemüther zu neuer Hoffnung auf; hier bildete sich eine andere Meinung von Österreich, welches nicht, wie man erwartet hatte, gleich einem Kartenhause auf den ersten Stoß zusammenbrach, sondern mit Ehren die Feuerprobe seiner Lebenskraft bestand.

Schlesien allerdings vermochte man der kriegskundigen Hand Friedrichs II. nicht wieder zu entreißen. Vielmehr mußte nach einem neuen Siege desselben bei Časlau (oder Chotusitz) in Böhmen durch den Breslauer Frieden, dem auch Sachsen beitrat, der größte Theil Schlesiens sammt Glatz dem preußischen Könige überlassen werden. Doch hatte dieser Friedensschluß den Vortheil, daß Maria Theresia nun alle Streitkräfte gegen die Baiern und Franzosen verwenden konnte, während das mit ihr verbündete England nun eifrig

Geld und Truppen sandte. Der österreichische General Khevenhiller drang, begleitet von den Pandurenführern Menzel und Trenk, in Baiern ein, durch dessen Besitz Maria Theresia sich für den Verlust von Schlesien, der ihr sehr zu Herzen ging, schadlos zu halten dachte. In denselben Tagen, da Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde, zogen die Österreicher in seine Hauptstadt München ein. Das französische Hauptheer mußte unter großen Verlusten Prag und Böhmen räumen, worauf Maria Theresia sich in Prag krönen ließ. Die von England aufgestellte „pragmatische Armee“ siegte unter König Georg II. bei Dettingen (am Main) über eine französische Armee und auch in Italien nahm der Krieg gegen die Spanier einen für die Österreicher, welche Graf Traun befehligte, günstigen Verlauf. Schon stand Maria Theresias Schwager, der Prinz Karl von Lothringen, im Begriffe, den Rhein zu überschreiten und Frankreich anzugreifen, als Friedrich II. von Preußen neuerdings zu den Waffen griff.

Zu diesem zweiten schlesischen Kriege veranlaßte ihn die Besorgniß, daß Österreich das errungene Übergewicht wohl auch dazu benützen werde, ihm Schlesien wieder zu entreißen. Friedrich schloß mit Karl VII. einen Bund ab, dem auch Frankreich beitrat, angeblich, um Maria Theresia zur Anerkennung des Kaisers zu zwingen, in Wahrheit zur Eroberung Böhmens, in dessen Besitz er sich mit Karl VII. theilen wollte. Dagegen fand diesmal Maria Theresia Unterstützung bei den Sachsen. Karl von Lothringen mußte infolge der Schilderhebung Friedrichs den Rhein verlassen und eilte nach Böhmen, wo er sich mit einem sächsischen Armeecorps vereinigte. Friedrich, der in Böhmen eingefallen war, sah sich durch die feindliche Stimmung der Bevölkerung und durch die geschickten Manöver Trauns, der dem Prinzen von Lothringen als erfahrener Rathgeber zur Seite stand, genöthigt, unverrichteter Dinge abzuziehen.

Die Nothwendigkeit, alle verfügbaren Truppen Friedrich II. als dem gefährlichsten Gegner entgegen zu werfen, hatte die Folge, daß Karl VII. nach Abzug der Österreicher nach München zurückkehren konnte, wo er bald darnach starb. Sein Sohn Maximilian Josef, den er sterbend ermahnte, sich mit dem Hause Österreich auszusöhnen und jeden Gedanken an die Kaiserkrone aufzugeben, erhielt im Vertrage zu Füßen am Lech von Maria Theresia sein Land gegen den Verzicht auf alle Ansprüche auf Österreich zurück. Auch wurde jetzt Franz Stefan, Maria Theresias Gemal, zum Kaiser gewählt und dadurch der Plan Friedrichs II. von Preußen vereitelt, Österreich aus Deutschland hinauszudrängen und mit Baiern vereint selbst die Vormacht des Reiches zu bilden. Während aber Maria Theresia fortan dem Gedanken entsagte, sich auf Kosten Baierns für den Verlust von Schlesien zu entschädigen, legte sie umso größeren Nachdruck auf den Krieg gegen Friedrich, indem sie hoffte, ihm Schlesien wieder zu entreißen. Allein der fernere Krieg nahm bei dem überlegenen Feldherrntalente des preußischen Königs für die österreichischen und

sächsischen Waffen keinen günstigen Verlauf. Vielmehr wurden die Österreicher, als sie in Schlesien einrückten, bei Hohenfriedberg geschlagen, worauf Friedrich wieder in Böhmen einfiel und bei dem Dorfe Soor — unfern Trautenau am „Bataillenberge" — eine neue Schlacht gewann. Das sächsische Heer aber wurde von dem alten Dessauer bei Kesselsdorf geschlagen, worauf der Friede zu Dresden unter denselben Bedingungen wie jener zu Breslau zustande kam.

Dagegen dauerte der Krieg mit Frankreich und Spanien in Italien und in den Niederlanden noch drei Jahre fort. Auch hier war das Glück den Waffen Maria Theresias nicht hold. Es fiel ihr schwer dem Gedanken zu entsagen, sich, nachdem dies in Deutschland durch die Aussöhnung mit Baiern unmöglich geworden war, in Italien einen Ersatz für den Verlust Schlesiens zu holen; noch mehr Überwindung aber kostete es sie, im Frieden zu Aachen, der dem österreichischen Erbfolgekriege ein Ende machte, auf Parma, Piacenza und Guastalla zu Gunsten des Infanten Philipp zu verzichten. Dennoch war es von tiefgehender Bedeutung, daß der Krieg, der in der Absicht, Maria Theresia des größten Theiles ihrer Länder zu berauben, von weit überlegenen Gegnern unternommen worden war, wenn auch mit an sich empfindlichen, so doch verhältnißmäßig geringen Verlusten für Österreich endete.

Als Maria Theresia die Regierung der österreichischen Länder antrat, befanden sich diese noch großentheils in Zuständen, die an das Mittelalter, aus dem sie stammten, erinnerten. Maria Theresia sah die Nothwendigkeit einer Umgestaltung dieser Zustände ein; aber die schweren Kämpfe mit den auswärtigen Mächten, in die sie während der ersten Jahre ihrer Regierung gerieth, gestatteten es ihr damals nicht, ihre Aufmerksamkeit in dem wünschenswerthen Maße den inneren Verhältnissen zuzuwenden.

Unmittelbar nach dem Aachener Frieden jedoch begann Maria Theresia eine Reihe großartiger Reformen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens durchzuführen, welche Thätigkeit nach Beendigung eines dritten (des siebenjährigen) Krieges, der sie unterbrach, rüstig wieder aufgenommen wurde.

Gegenüber dem feudal-patriarchalischen Absolutismus der jüngstvergangenen Zeit bezeichnet die Regierung Maria Theresias den Übergang zur absolutistisch bureaukratischen Monarchie, die unter ihrem Sohne Josef zu vollem Durchbruche gelangt. Immer mehr tritt auch in Österreich im Gegensatze zu dem Kriegs- und Rechtsstaat des Mittelalters der moderne Staat mit der Fülle seiner positiven Zwecke hervor. Diesen alle anderen Erscheinungen des öffentlichen, ja selbst des Privatlebens zu unterwerfen und dienstbar zu machen und zugleich die Mittel zur Lösung der bis ins Unendliche sich erweiternden Aufgaben des Staates herbeizuschaffen und ausfindig zu machen, das bildet fortan den Gegenstand aller Bestrebungen der Regierungsgewalt, darin spricht sich die immer mehr um sich greifende



Kaiser Franz I. Stefan (von Lothringen).

Omnipotenz des Staates aus. Dieser nivellirenden Gewalt fallen allmälig die meisten jener Privilegien zum Opfer, welche die Stände des Staates von einander unterscheiden, und sowie die absolute Gewalt die Schranken durchbricht, welche das Lehenssystem zu Gunsten des Adels zwischen dem Staate und den untersten Schichten des Volkes aufgeführt

hatte, und bis zu den Quellen vordringt, in denen das öffentliche Leben entspringt und sich immer wieder verjüngt, so drängen zugleich auch die neuen Ansprüche des Staates zu einer Auseinandersetzung auf dem Gebiete der Kirche, die sich der Stellung eines Staates im Staate allmälig begibt.

Maria Theresias Regierung hat keineswegs die letzten Consequenzen dieser neuen politischen Theorie gezogen: dazu war sie in ihrem Innersten jeder doctrinären Anschauungsweise allzu fremd und abgeneigt. Auch hatte sie eine allzu große Achtung vor dem Bestehenden und keine Neigung zu gewaltsamen Änderungen, wenn sie sich auch nicht der Nothwendigkeit, Manches umzugestalten und zu bessern, verschloß. Aber es ist doch ihr unsterbliches Verdienst, daß am Schlusse ihrer vierzigjährigen Regierung der Staat, welcher bei ihrer Thronbesteigung auseinanderzufallen drohte, in allen seinen Theilen festgegliedert und geeinigt dastand. Sie war „die erste Habsburgerin, welche das Reich über die Provinzen, den Staat über die Stände, das Ganze über die Theile setzte".

Bis auf Maria Theresia und noch unter ihr war die oberste Leitung des Staates der geheimen Conferenz anvertraut, deren Mitglieder in allen wichtigen Dingen von dem Monarchen zu Rathe gezogen wurden. Die Armeeverwaltung ging noch immer vom Hofkriegsrathe aus. Die Finanzgeschäfte besorgte noch immer als oberste Behörde die Hofkammer. Dies waren damals die drei einzigen Centralstellen und selbst von diesen galt die Hofkammer eigentlich nur für die westliche Hälfte der Monarchie, während Ungarn seine althergebrachte Verfassung besaß. Maria Theresia ließ die letztere unangetastet und auch die Verwaltung Mailands und der Niederlande blieb eine völlig getrennte. Aber wenigstens aus jenen Provinzen, deren Einrichtungen und Culturzustände schon bisher nicht zu verschieden waren, aus den deutschen Erblanden und den Ländern der böhmischen Krone wollte die Kaiserin einen einheitlichen, nach gleichen Grundsätzen verwalteten Ländercomplex schaffen. Zugleich ging ihr Streben mit Erfolg dahin, auf Kosten der Stände, die bis dahin in den einzelnen Provinzen fast die ganze Verwaltung in Händen hatten, der Regierung einen größeren Wirkungskreis zu verschaffen und die bis dahin lose zusammenhängenden Theile zu einem festen Ganzen zu verknüpfen. Auch sollte die Verwaltung einfacher gestaltet und sollten einzelne Zweige des öffentlichen Dienstes schärfer von einander abgesondert und an eigene Behörden übertragen werden.

Um die Rivalität zwischen der österreichischen und der böhmischen Hofkanzlei und die von beiden der Hofkammer bereiteten Schwierigkeiten zu beseitigen, hob Maria Theresia 1749 die beiden genannten Hofstellen ganz auf und verschmolz die Verwaltung der böhmischen Länder mit jener der deutsch-österreichischen. An die Stelle der beiden Hofkanzleien trat das Directorium in publicis et cameralibus, welchem auch die Finanzverwaltung, soweit sie sich auf jene beiden Ländergruppen bezog, zugewiesen wurde. Dagegen wurde das



Kaiserin Maria Theresia.

Justizwesen, soweit es früher zu dem Geschäftskreis der Hofkanzleien gehört hatte, davon getrennt und dafür eine eigene oberste Justizbehörde errichtet. Entsprechend dieser Umgestaltung der obersten schritt man auch zur Reform der untergeordneten Behörden. Den ständischen Ausschüssen in den einzelnen Provinzen wurde die Verwaltung, soweit sie dieselbe noch in Händen hatten, allmälig abgenommen und zur Besorgung derselben in

jedem Kronlande für die politischen Geschäfte und die Finanzverwaltung eine eigene landesfürstliche Behörde, Repräsentation, später Gubernium genannt, errichtet, das Gerichtswesen eigenen Justizstellen zugewiesen. Den Unterbau der neuen politischen Organisation bildeten die Kreisämter, deren Aufgabe es war, in ihren Bezirken die genaue Ausführung der landesfürstlichen Gesetze zu bewirken und zu überwachen, und die sich durch den Schutz, welchen sie den Unterthanen gegen ihre Grundherren angedeihen ließen, sowie durch die nahe Berührung, in die sie mit allen Erscheinungen des Volkslebens traten, äußerst segensreich erwiesen. Dagegen wurde die Gerichtsbarkeit erster Instanz noch nicht an den Staat gezogen; es blieben die Patrimonialgerichte, wenn auch mit verminderten Befugnissen fortbestehen. Nur die vielen herrschaftlichen und magistratischen Kriminalgerichte, für deren entsprechende Besetzung es an Kräften fehlte, wurden nach und nach eingezogen und auch sonst die Axt an die autonome Communalverfassung gelegt. Um in die Verwaltung noch größere Einheit zu bringen und auch zwischen den verschiedenen Centralbehörden eine gewisse Gleichmäßigkeit der leitenden Grundsätze herzustellen, wurde 1760 der Staatsrath geschaffen, der dann mit mehrfachen Modificationen und Unterbrechungen über ein Jahrhundert bestanden hat. Derselbe trat zum Theile an die Stelle der Conferenz, die ihre frühere Bedeutung allmälig verlor. Die meisten Reformen der nächstfolgenden Zeit stellten sich als das Ergebniß der in seinem Schoße gepflogenen Berathungen dar. Als eine Folge der ersten Berathungen dieser Art ist die abermalige Reform der politischen Verwaltung zu betrachten. Da sich in der bisherigen Organisation manche Mißstände herausgestellt hatten, wurde die Finanzverwaltung wieder vollständig von der politischen Administration getrennt, diese dem Directorium, das nunmehr den Namen „vereinigte österreichische und böhmische Hofkanzlei" führte, belassen, jene neuerdings der Hofkammer zugewiesen. Zugleich wurde für das Staatscassen- und Staatsschuldwesen die deutsch-erbländische Bank- und Creditdeputation, für das Staatsrechnungswesen die Hofrechenkammer errichtet. In entsprechender Weise wurde dann auch die Verwaltung der einzelnen Provinzen umgestaltet.

Auch auf dem Gebiete des Steuerwesens ist die Regierung Maria Theresias epochemachend. Hatte bis dahin die Ergänzung, Ausrüstung und Verpflegung der Truppen in den Händen der Stände gelegen, was, da man in jedem Falle um Geld und Truppen feilschen mußte, die Aufbringung einer größeren Streitmacht sehr erschwerte, so bewog Maria Theresia die Stände, zunächst auf zehn Jahre eine bedeutendere Geldsumme als bisher zu bewilligen, wogegen die Naturalleistungen von der Regierung übernommen wurden. Um ferner die Grundsteuer gleichmäßig zu vertheilen, wurde der theresianische Kataster angelegt, der von 1748 bis 1819 mit geringer Unterbrechung im Gebrauche blieb. Die Steuerfreiheit des herrschaftlichen Grundbesitzes wurde aufgehoben, der Besitz von Herren- und Bauerngut, von denen jenes damals noch geringer besteuert war als dieses,

genau abgegrenzt. Die sogenannte Urbarialreform und das Robotpatent (1775) regelten das Verhältniß der — hier und da noch leibeigenen — Bauern zu ihren Grundherren in der Absicht, das Los der ländlichen Bevölkerung menschenwürdiger zu gestalten und sie für den Staat leistungsfähiger zu machen.

Da die neuen Steuern eine gewichtige Mehrbelastung der Länder zur Folge hatten, war Maria Theresia zugleich eifrig darauf bedacht, ihren Unterthanen neue Quellen des Wohlstandes zu erschließen. Eine Belebung des Handels und des Gewerbefleißes schien umso dringender geboten, als mit dem Verluste der blühendsten Provinz des Reiches, Schlesien, die Gefahr verbunden war, in mercantiler Hinsicht von dem Auslande, namentlich von Preußen abhängig zu werden. Daher rief Maria Theresia 1746 eine neue Centralbehörde in Handelssachen, das „Universal-Commerzdirectorium" ins Leben, an dessen Spitze der Präsident der Hofkammer Graf Rudolf von Chotek trat und das 1762 in einen „Hofkommerzienrath" umgewandelt wurde. Mit dem böhmisch-mährischen Zolltarife von 1753 wurde zugleich bereits der Weg des Prohibitivsystems betreten.

Bisher hatten in den verschiedenen Provinzen sehr verschiedene Gesetze gegolten. Maria Theresia hingegen ordnete die Abfassung neuer Gesetzbücher an, welche allgemein gelten sollten und die auch das harte Strafrecht der früheren Zeit bereits vielfach milderten. Das Verbrechen der Zauberei, Hexerei und Wahrsagerei wurde aufgehoben, die Tortur abgeschafft.

Es läßt sich nicht leugnen, daß einige dieser neuen Einrichtungen preußischen Mustern nachgebildet worden sind. Maria Theresia war eben trotz ihrer tief eingewurzelten Abneigung gegen den Preußenkönig unbefangen genug, um sich die von ihm getroffenen Einrichtungen anzueignen, sobald sie dieselben für zweckmäßig hielt. Aber indem die österreichische Regierung Preußen nachahmte, copirte sie es nicht. Was man von dort entlehnte, wurde in durchaus freier Aneignung den besonderen Verhältnissen der österreichischen Länder angepaßt und hat sodann seinerseits auch anderen Staaten zum Vorbild gedient.

Das gesteigerte Staatsbewußtsein mußte vor Allem auf die Umgestaltung des Verhältnisses der weltlichen Macht zur Kirche Einfluß nehmen. Maria Theresia sympathisirte zwar gerade in diesem Punkte mit dem Geiste und dem Zwecke der neuen Richtung nicht. Allein zwei Saiten hatte die letztere anzuschlagen, welche bei Maria Theresia williges Gehör fanden — den Grundsatz der Hoheit der Staatsgewalt und die Parole des Fortschrittes. Daher erging eine Reihe von Verordnungen, durch welche die exempte Stellung des Clerus ganz oder theilweise aufgehoben, seine Steuerfreiheit beseitigt, die Competenz der geistlichen Gerichtsbarkeit beschränkt, die Administration des Kirchenvermögens überwacht wurde.



Die durchgreifendsten Änderungen erfolgten in den späteren Regierungsjahren Maria Theresias nicht so sehr aus ihrer eigenen Initiative als vielmehr unter dem vorwärtsdrängenden Einflusse ihres Sohnes. Hierher gehörten: die Einführung des Placetum regium, nach welchem päpstliche Bullen ohne landesfürstliche Bewilligung nicht mehr publicirt und befolgt werden durften, die Beschränkung des Verkehrs der Geistlichkeit mit Rom und der Testirfähigkeit derselben u. s. w.

Selbst in die Institutionen, Gebräuche und Lehren der Kirche griff der Staat ein, indem er Alles bis zum Katechismus herab nach seinen Anschauungen und Bedürfnissen regelte. Aber alle diese kirchlichen Maßregeln wurden an Bedeutung von der Aufhebung des Jesuitenordens übertroffen, an den sich der Conservativismus mit seinen letzten Kräften heftete, um dem Andringen der neuen Zeit Einhalt oder doch Stillstand zu gebieten, und um dessen Beseitigung sich die ganze geistige Opposition des Jahrhunderts concentrirte. Der Anstoß zur Aufhebung des Ordens ging zwar nicht von Österreich aus, obgleich es auch hier den Vätern der Gesellschaft nicht an zahlreichen und mächtigen Gegnern fehlte. Der entscheidende Angriff, welcher die Bulle: Dominus ac redemptor (1773) zur Folge hatte, ging vielmehr von den bourbonischen Höfen aus, während sich Maria Theresia und ihr Sohn in dieser Angelegenheit völlig neutral verhielten und einfach der Entscheidung des Papstes fügten. Gleichwohl hatte auch für Österreich dieses Ereigniß eine ganz ungewöhnliche Bedeutung, welche sich insbesondere auf dem Gebiete der Schule äußerte.

Wie das geistige Leben überhaupt, so stellte der Staat auch den Unterricht, der bis dahin sowohl in den höheren als auch in den niederen Schulen fast ausschließlich der Kirche überlassen war, unter seine Aufsicht. Ausdrücklich wurde das Schulwesen in einer kaiserlichen Resolution (vom 28. September 1770) als ein „Politicum" erklärt. Die Universitäten wurden gleich anfangs dem bisher maßgebenden Einflusse der Jesuiten entzogen und mit Lockerung ihres corporativen Gefüges in Staatsanstalten umgewandelt. An den Gymnasien gewannen immer mehr die Piaristen mit ihrem den Anforderungen der Zeit entsprechenden Lehrplane den Jesuiten und deren veralteter Unterrichtsmethode den Vorsprung ab. An die Stelle des von Ferdinand I. zur Überwachung der Universität eingesetzten Superintendenten wurden Facultätsdirectoren ernannt, neben welchen die Decane nur noch ein Scheinleben fristeten. Vor Allem aber war die österreichische Volksschule Maria Theresias Schöpfung, für welche namentlich die Aufhebung des Jesuitenordens entscheidend wurde, da dessen Vermögen eingezogen und in einen Studienfond umgewandelt ward. Wie bereits zuvor für den höheren Unterricht, so war jetzt auch für die niederen Schulen die Studienhofcommission als Controlbehörde thätig. Zur Ausbildung des jungen Adels für den Staatsdienst gründete die Kaiserin die theresianische Ritterakademie in Wien, für die Heranbildung von Diplomaten die orientalische Akademie.

Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß die Kaiserin sich bei allen diesen Einrichtungen weniger durch den Werth der Wissenschaften an sich als durch den damit verbundenen Nutzen für das praktische Leben bestimmen ließ. Während hauptsächlich aus dieser Stimmung das Scheitern des wiederholt aufgetauchten Projectes einer Akademie der Wissenschaften zu erklären ist, richtete Maria Theresia ihr Hauptaugenmerk auf das Gedeihen der juristischen und der medicinischen Studien, in der Absicht, dem Staate



Freiherr Gerhard van Swieten.

tüchtige Beamte und Ärzte heranzubilden. Auch wird man kaum in Abrede stellen können, daß die Wissenschaft aus der beengenden Vormundschaft der Kirche in eine kaum minder drückende Bevormundung durch den Staat gerieth, der dem Professor das Vorlesebuch wie eine Art Amtsinstruction übergab und die bisher von den Jesuiten geübte Censur einer politischen Behörde, der Büchercensur-Hofcommission, anvertraute. Aber es wäre ungerecht, wollte man nicht auch umgekehrt die wohlthätigen Anregungen anerkennen, welche aus der Berührung mit dem praktischen Leben die Wissenschaft empfing, wie denn gerade die juristische Facultät in Wien der Centralpunkt wurde, von dem aus die Theorien der Schule

befruchtend in das Leben überströmten, und wenn sich auch auf allen anderen geistigen Gebieten ein mächtiger Aufschwung offenbarte, so hat denselben die Kaiserin wenigstens mittelbar dadurch angeregt, daß der Glanz ihrer Regierung die Unterthanen mit jenem erhöhten Selbstgefühl erfüllte, das dem wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffen die begeisternden Impulse gab.

Mehr als alles Andere aber beschäftigte Maria Theresia, namentlich in den Friedensjahren nach 1748, die Sorge für die Vermehrung der Kriegsmacht. Denn während der beiden schlesischen Kriege waren die österreichischen Truppen in allen Schlachten an Bewaffnung, Übung und Führung denen des preußischen Königs nachgestanden. Maria Theresia sah sich wie auf allen anderen Gebieten auch auf diesem in ihren Bemühungen von tüchtigen Fachmännern unterstützt. Folgte sie in der Umgestaltung der inneren Verwaltung vorzüglich dem Rathe von Männern wie des Grafen Haugwitz, eines Schlesiers, in der des höheren Unterrichtes den Vorschlägen ihres Leibarztes, des Niederländers van Swieten, sowie in jener der niederen Schulen jenen des Abtes Felbiger, des Urhebers der „saganischen Methode", so führten im Kriegswesen erprobte Generale die Reformen durch. So gründete Graf Lacy das Pioniercorps und der Fürst Wenzel Liechtenstein machte die österreichische Artillerie zur besten der Welt. Vor Allem aber war Graf Daun in dieser Richtung thätig. Das sogenannte Daun'sche Reglement mit seinem Ziele, Gehorsam, Ordnung und Sittlichkeit zum Gemeinsinn des Heeres zu erheben, macht Epoche in der Geschichte der österreichischen Armee. Zu diesem Zwecke wurden auch die Militärakademie in Wiener-Neustadt und die Ingenieurakademie auf der Laimgrube errichtet. Maria Theresia selbst war bei den Truppen sehr beliebt. Denn sie zeichnete das Militär in jeder Weise aus, besuchte selbst die Lager und hielt Revuen ab. Auch in der Militärgrenze wurden wichtige Reformen eingeführt. „Durch diese Bemühungen", schreibt Friedrich der Große, ihr Gegner, „erreichte das Kriegswesen in diesem Lande eine Vollkommenheit, wie noch nie unter Kaisern des Hauses Österreich und eine Frau führte Entwürfe aus, die eines Mannes würdig wären." Und sein Gesandter in Wien, Baron Fürst, bemerkt: „Welcher andere Souverän würde binnen sieben Friedensjahren vermocht haben, die Dinge auf den Fuß herzustellen, wo wir sie gegenwärtig sehen. Bis in die spätesten Zeiten wird man anerkennen, daß Maria Theresia eine der größten Fürstinnen der Welt war. Das Haus Österreich hat ihres Gleichen nicht gehabt."

Eigenthümliche und zum Theile noch unaufgehellte Wandlungen hatten die einzelnen Behörden durchgemacht; erst die theresianische Epoche läßt sie in bestimmteren Umrissen erscheinen und deutet zugleich die weitere Entwickelung derselben an. Dies ist insbesondere auch bezüglich der auswärtigen Angelegenheiten der Fall. Noch zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts (1702) erscheinen als unter besonderen Chefs stehende Behörden nebeneinander

die niederösterreichische, die innerösterreichische und die oberösterreichische geheime Hofkanzlei. Aber schon 1721 steht als gemeinsamer Chef an der Spitze der drei erwähnten Kanzleien und überdies an jener der österreichischen Staatskanzlei der oberste Hofkanzler Graf Philipp Ludwig Sinzendorf, der officielle Leiter der auswärtigen Politik. Später



Staatssecretär Johann Christof von Bartenstein.

werden jene drei Länderkanzleien in eine österreichische Hofkanzlei verschmolzen, während davon getrennt die geheime Hof- und Staatskanzlei als das Organ der äußeren Staatspolitik erscheint. Hof- und Staatskanzler war unter Maria Theresia zuerst Ulfeldt, dem sodann Kaunitz in dieser Würde folgte.

Indeß wurde die äußere Politik des Staates weit weniger durch ihre officiellen Leiter Sinzendorf und Ulfeldt als vielmehr durch den eingewanderten Convertiten Bartenstein, Sohn eines Straßburger Professors, bestimmt, der trotz seiner untergeordneten

Stellung als Protokollführer der geheimen Conferenz durch Geschäftskenntniß und Eifer das volle Vertrauen Karls VI. und später auch Maria Theresias erwarb, so daß diese in späteren Jahren über ihn die merkwürdigen Worte niederschrieb: „muß Ihme die Justiz leisten, daß Ihme allein schuldig die Erhaltung dieser Monarchie; ohne Seiner wäre Alles zu Grund gegangen".

Dieser überwiegende Einfluß Bartensteins war freilich nur unter einem Manne von der geringen geistigen Bedeutung Ulfeldts möglich. Trotz aller Dankbarkeit, die sie für ihn empfand, sah sich Maria Theresia doch genöthigt, Bartenstein von seiner Stelle in der Hof- und Staatskanzlei zu entheben, als sie Kaunitz zu Ulfeldts Nachfolger ernannte.

Graf, später Fürst Wenzel Anton Kaunitz (geboren 1711 zu Wien) stammte aus einem alten mährischen Adelsgeschlechte, dessen Stammschloß zwei Meilen von Brünn lag. Anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, trat er später in den Staatsdienst, in welchem er durch Geist und Fleiß bald die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich lenkte. Er war von schlanker, edler Gestalt, lebhaften blauen Augen und einnehmenden Gesichtszügen, welche Verstand und Scharfsinn andeuteten. Er besaß tiefe Menschenkenntniß, große Gewandtheit in den Geschäften, sicheres Urtheil, eiserne Ausdauer in der Erstrebung seiner Ziele. Er imponirte durch sein kaltes, ruhiges Benehmen und durch seine geistige Überlegenheit; dabei konnte er aber so offen und liebenswürdig sein, daß Andere leicht veranlaßt wurden, sich ihm zu offenbaren, während er seine Gedanken und Absichten Niemandem mittheilte. Fast unbeschränkt gebot Kaunitz in der Zeit von der Übernahme des Staatskanzleramtes (1753) bis zum Tode des Kaisers Franz I. (1765) in dem Hause auf dem Ballplatze, so daß ihn Friedrich II. für diese Zeit nicht unpassend als „Vicevezier" bezeichnete. Schon die Form der Behandlung der Geschäfte wurde durch seinen Eintritt eine andere. Aus den Depeschen der Hof- und Staatskanzlei schwand der raisonnirende, doctrinäre Ton, durch welchen Bartenstein so häufig Anstoß erregt hatte; die Ansichten der Regierung wurden mit einem seltenen Geiste der Mäßigung entwickelt. Ergingen früher fast ausnahmslos die Rescripte im Namen des Monarchen an die Gesandten, so wurden jetzt die Weisungen an sie vom Minister erlassen, der neben den von der Kaiserin unterfertigten officiellen auch geheime, von ihm allein unterzeichnete Instructionen ergehen ließ.

Den Aachener Frieden hatte Kaunitz als Bevollmächtigter Österreichs abgeschlossen. Bei dieser Gelegenheit lernte er die Selbstsucht der Seemächte kennen, welche während des Krieges immer nur auf ihr eigenes Interesse bedacht gewesen waren und auch jetzt der Kaiserin die härtesten Opfer zumutheten. Als daher Maria Theresia kurz nach dem Friedensschlusse von ihren Ministern ein Gutachten darüber verlangte, welches politische System nunmehr zu ergreifen sei, da war es Kaunitz, der im Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern der Conferenz, die von der Voraussetzung der ferneren Allianz mit den



Fürst Wenzel Anton Kaunitz.

Seemächten ausgingen, seiner Gebieterin vielmehr ein Bündniß mit Frankreich empfahl, um mit dessen Hilfe Schlesien wieder zu gewinnen. Wohl drang er damals mit dieser Ansicht nicht durch, doch ging er als Botschafter nach Paris, um die Beziehungen zwischen beiden Höfen freundlicher zu gestalten. Freilich kehrte er zunächst unverrichteter Dinge nach Wien zurück, um als Hof- und Staatskanzler die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Doch hielt er an seinem ursprünglichen Plane fest und wußte jetzt

auch die Kaiserin für denselben zu gewinnen. Zugleich gelang es seinem Nachfolger auf dem Pariser Gesandtschaftsposten, dem Grafen Georg von Starhemberg, die bei Ludwig XV. einflußreiche Marquise von Pompadour für sich zu gewinnen und durch diese den König zu dem Abschlusse der zwei Verträge von Versailles zu bewegen, infolge deren Frankreich der Kaiserin mit Truppen und Geld zur Wiedergewinnung von Schlesien behilflich zu sein versprach. Schon früher hatte Österreich mit Rußland sich verbündet. Auch Schweden und Sachsen wurden für den Plan einer vollständigen Zertrümmerung Preußens gewonnen, während England sich mit Friedrich II. von Preußen verband. So war eine gänzliche Umgestaltung der europäischen Politik erfolgt, die den Ausbruch des dritten schlesischen oder des sogenannten siebenjährigen Krieges herbeiführte.

Maria Theresia, diesmal von zahlreichen Verbündeten umgeben, blickte mit stolzer Zuversicht in die Zukunft. Aber der Krieg nahm wider Erwarten einen überaus wechselvollen Verlauf. Statt den Angriff seiner Gegner abzuwarten, fiel Friedrich in Sachsen ein, besetzte Dresden und rückte sodann in Böhmen ein, wo er den wackeren Grafen Browne, welcher der bei Pirna eingeschlossenen sächsischen Armee Hilfe bringen wollte, bei Lobositz besiegte (1756). Nun mußten die Sachsen sich ergeben, deren Land die ganze Schwere der feindlichen Besitznahme zu fühlen bekam.

Im folgenden Jahre (1757) drang Friedrich abermals in Böhmen ein. Aber dem durch den Tod Schwerins theuer erkauften Siege bei Prag folgte die Schlacht bei Kolin, die erste Niederlage Friedrichs, ein Ereigniß, welches die Kaiserin in einem Dankschreiben an den Sieger Daun als „den Geburtstag der Monarchie“ bezeichnete und durch die Gründung des Maria Theresien-Ordens feierte. Und während nun Friedrich die Belagerung Prags aufheben und Böhmen räumen mußte, drangen die Österreicher in Schlesien ein, wo sie Schweidnitz und Breslau eroberten. Schon zog auch ein russisches Heer zur Unterstützung Österreichs heran und eine französische Armee vereinigte sich mit den Reichstruppen, während Hadik den „Husarenritt“ nach Berlin unternahm und das hannover'sche Hilfscorps Friedrichs nach einem Gefechte gegen die Franzosen bei Hastenbeck die schimpfliche Capitulation von Kloster Seeven einging. Mit Mühe stellte Friedrich durch die Schlacht bei Roßbach an der Saale, in welcher er die Franzosen unter Soubise und die Reichsarmee in die Flucht schlug, und durch den Sieg bei Leuthen unfern Breslau das Gleichgewicht der Waffen wieder her. Auch kam es Friedrich zustatten, daß die Russen, statt ihren Sieg bei Groß-Jägerndorf über ein preußisches Heer auszunützen, den Rückzug antraten, wahrscheinlich auf Anordnung des Großkanzlers Bestuschew, welcher für den Fall, daß die damals schwer erkrankte russische Kaiserin Elisabeth stürbe, Truppen in der Nähe von St. Petersburg bedurfte, um der Großfürstin Katharina mit Übergehung ihres Gemals Peter die Thronfolge zuzuwenden.

Allein Elisabeth genas wieder und befahl von neuem den Vormarsch der Russen an, die indeß, als sie verheerend ins Brandenburgische eindrangen, bei Zorndorf von Friedrich geschlagen wurden.

Allein von da an traf den Preußenkönig Schlag auf Schlag. Schon zuvor hatte Daun den König, der nach der Schlacht bei Leuthen in Mähren eingefallen war, aus diesem



Graf Leopold Daun.

Lande hinausgedrängt. Sodann wurde der König, als er seinem von den Österreichern bedrängten Bruder Heinrich nach Sachsen zu Hilfe eilte, von Daun bei Hochkirch, unfern Bautzen, überfallen und geschlagen (1758). Im nächsten Jahre (1759) erlitt Friedrich gegen die unter Soltikow und Laudon vereinigten Russen und Österreicher die schwere Niederlage bei Kunersdorf (östlich von Frankfurt an der Oder). Nun stand der Weg nach Berlin den Siegern offen, wenn die Verbündeten nicht Uneinigkeit um diesen Erfolg gebracht

hätte. Dagegen mußte Dresden capituliren, und als Friedrich zur Rettung Sachsens den General Fink entsendete, wurde dieser bei Maxen mit seinem ganzen Corps (12.000 Mann) von Daun gefangen genommen.

Im folgenden Jahre (1760) bereitete Laudon dem preußischen General Fouqué bei Landshut das gleiche Schicksal. Bald darauf erschienen die Österreicher unter Lacy, die Russen unter Totleben zum zweiten Male vorübergehend in Berlin. Zwar siegte Friedrich über Laudon bei Liegnitz und zu Ende des Jahres errang sein General Ziethen zu Torgau einen Sieg über Daun, infolge dessen die Preußen wieder in Sachsen die Winterquartiere beziehen konnten; aber vierzehntausend Mann bedurften keine Herberge mehr, denn Dauns Lager war ihre Grabstätte geworden.

So nahm der Krieg für Friedrich einen immer ungünstigeren Verlauf. Wohl glänzte der König in diesem Kriege als einer der größten Feldherrn aller Zeiten. Aber die Niederlagen und Verluste, die theils er selbst, theils seine Generale erlitten hatten, wurden durch die Siege, die er selbst errang, sowie durch jene, welche der Prinz Ferdinand von Braunschweig an der Spitze der deutschen Verbündeten Friedrichs über die Franzosen bei Crefeld und Minden erfocht, nicht ausgeglichen. Es schien unzweifelhaft, daß Friedrich, der nur mehr durch harte Aushebungen und schwere Kriegssteuern Truppen und Geld aufzubringen im Stande war, im ungleichen Kampfe gegen drei verbündete Großmächte werde erliegen müssen, und dies vollends, als bald nach der Thronbesteigung Georgs III. von England zugleich mit dem Austritte des Ministeriums Pitt die englischen Subsidien aufhörten.

Da rettete Friedrich der Tod der Czarin Elisabeth, seiner erbittertsten Feindin (1762), indem deren Nachfolger Peter III., seit jeher ein Bewunderer Friedrichs, mit diesem Frieden schloß. Katharina II., Peters Gemalin, welche diesen nach fünf Monaten vom Throne stieß, hielt den Frieden aufrecht, wenn sie auch nichts von einer Verbindung mit Preußen, wie sie Peter eingeleitet hatte, wissen wollte und daher die Russen vom Felde abberief. Allein vor dem Abzuge half der russische Befehlshaber, den Befehl seiner Monarchin noch drei Tage ignorirend, Friedrich die Schlacht bei Burkersdorf (1762) gegen Daun gewinnen, worauf Schweidnitz, welches Laudon 1761 erstürmt hatte, von den Preußen zurückerobert wurde. Mit Rußland trat auch Schweden vom Kriege zurück, dem endlich bei der Erschöpfung aller Mächte, die an ihm theilgenommen hatten, der Frieden zu Hubertsburg in Sachsen ein Ende machte. Der Besitzstand vor dem Kriege wurde wieder hergestellt.

Der österreichische Erbfolgekrieg hatte die Existenz Österreichs, der siebenjährige Krieg jene Preußens in Frage gestellt, aus den Friedensschlüssen gingen beide Staaten mit unverminderter Kraft hervor. Damit kehrte man aber nicht etwa einfach auf den früheren Zustand zurück. Vielmehr trat eine Verschiebung der continentalen Macht

verhältnisse ein, welche auch auf Österreich Einfluß übte und die volle Aufmerksamkeit seiner großen Herrscherin in Anspruch nahm. Zwar wurde Maria Theresia durch die letzten Verträge von der Rivalität Frankreichs befreit, das, in seinem Innern auf das tiefste erschöpft und aufgewühlt, unaufhaltsam dem Ruin seiner alten, unhaltbar gewordenen Zustände entgegentrieb. Hingegen traten jetzt zwei hochstrebende Staaten als neue Glieder in den Areopag der europäischen Großmächte ein: Preußen mit seinen Ansprüchen, welche zunächst auf der Persönlichkeit eines genialen Königs beruhten, in denen aber, wenn man sie für immer festhalten wollte, der Antrieb zu erweitertem Einfluß und zu territorialer Vergrößerung lag, und Rußland, das durch seine Parteistellung im letzten Kriege den Ausschlag gegeben hatte und nun durch längere Zeit, unter der Leitung einer bedeutenden Fürstin, maßgebend in alle Verhältnisse eingriff.

Von dem mächtigen Aufschwunge der beiden Nachbarstaaten wurde Österreich auf das tiefste berührt. Schon nahte der Augenblick, in welchem Preußen als zweitgrößte Macht Deutschlands seinen mit Österreich rivalisirenden Einfluß im Reiche geltend zu machen begann, während die Zerbster Fürstentochter auf dem Czarenthron die Politik Peter des Großen wieder aufnahm und die orientalischen Zukunftspläne Österreichs zu durchkreuzen drohte.

Den neuen Machtverhältnissen mußte das zwischen Rußland, Österreich und Preußen gelegene Polen zum Opfer fallen. Das Land, dessen Parteien sich an das Ausland wendeten, dessen Könige durch Truppen und Geld fremder Staaten eingesetzt und auf dem Throne erhalten wurden, war thatsächlich längst nicht mehr frei. Mit ihrer föderativen Verfassung war diese Adelsrepublik ein Anachronismus, der sich inmitten der benachbarten Monarchien nicht länger mehr behaupten konnte.

Nach dem Tode Augusts III., Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, bewirkte die russische Kaiserin Katharina, in Verbindung mit Friedrich II. von Preußen, daß der ihr ergebene Graf Stanislaus Poniatowski zum König von Polen gewählt wurde und die Glaubensgenossen beider Monarchen, die Dissidenten — Protestanten und nicht-unirte Griechen — gleiche Rechte mit den Katholiken erhielten. Gegen diese Bewilligung bildete sich zu Bar in Podolien eine Adelsverbindung (Conföderation), welche jedoch von einem russischen Heere zerstreut und auf türkisches Gebiet verfolgt wurde, weßhalb die Pforte an Rußland den Krieg erklärte.

Der zunehmende Einfluß Rußlands in Polen und sein Kriegsglück gegen die Pforte erregten die Eifersucht der Nachbarmächte Österreich und Preußen. Daher ließ Österreich die einst von Ungarn an Polen verpfändeten dreizehn Zipser Städte und die Salzwerke von Wieliczka und Bochnia besetzen und Preußen, unter dem Vorwande eines Grenzcordons gegen die Pest, Truppen in Polen einrücken.

Unter diesen Verhältnissen tauchte das schon in früherer Zeit öfters ventilirte Project einer Theilung Polens wieder auf. Rußland und Preußen nahmen die Besetzung der Zipser Städte zum Vorwande, um sich über eine Theilung zu einigen, wonach Rußland sich für die Zurückgabe der eroberten türkischen Länder an Polen schadlos halten und auch Österreich und Preußen sich auf Kosten Polens in der Art vergrößern sollten, daß das bisherige Machtverhältniß der drei Staaten unverändert bleibe. So kam es zur ersten Theilung Polens (1772), in welcher Rußland den östlichen Theil von Lithauen, Österreich das rechte Ufer der oberen Weichsel unter dem Namen der Königreiche Galizien (Halicz) und Lodomerien (Wladimir), Preußen das einst an Polen abgetretene Westpreußen (außer Danzig und Thorn), Ermeland und den Netzedistrict erhielt. Im Zusammenhange mit der erfolgten Theilung, zur Herstellung einer directen Verbindung zwischen den neuerworbenen Gebieten und Siebenbürgen wurden die kaiserlichen Adler auch in der Bukowina ausgesteckt, zu deren Abtretung an Österreich Thugut als gewandter Unterhändler die Pforte zu bewegen wußte (1775).

Maria Theresia hatte diesen Ausgang nicht gewünscht. Wohl fehlte es Österreich nicht an einem Schein von Recht auf die erworbenen polnischen Gebiete, die einst der Krone des heiligen Stefan angehörten und auf die man wirklich das Rückkehrsrecht (jus postliminii) geltend machte. Aber Maria Theresia hatte von diesen Ansprüchen eine geringe Meinung, und so wie sie selbst den Thron ihrem guten Rechte verdankte, so sträubte sie sich gegen eine Politik, welche nicht das Recht, sondern den augenblicklichen Vortheil als Abzeichen auf ihrem Banner trug. „Ich für meinen Theil", sagte sie zu dem englischen Gesandten, „wünsche kein Dorf zu behalten, das mir nicht zukommt. Kein Theilungsplan, wie vortheilhaft er auch sein möge, wird mich auch nur einen Augenblick in Versuchung führen; ich werde vielmehr alle Entwürfe solcher Art mit Verachtung verwerfen."

Allein die Ereignisse zeigten sich mächtiger als die Vorsätze der Kaiserin. Immer lauter klangen die Sirenenstimmen, welche auch Österreich einluden, sich an einer territorialen Abrundung auf Kosten Polens zu betheiligen, immer größer wurde die Gefahr, daß es im Falle der Ablehnung zu einem Kriege mit den beiden anderen Theilungsmächten kommen werde. Maria Theresia gab nach; in jener tiefen Friedenssehnsucht, die sie in den späteren Jahren ihres einst nur zu bewegten Lebens hegte, willigte sie in den Vertrag, den sie gleichwohl noch späterhin als ihrer besseren Überzeugung abgenöthigt bezeichnete.

Sowie sich in dieser Angelegenheit bereits der entscheidende Einfluß des Sohnes und Mitregenten Maria Theresias, Kaiser Josefs II. geltend machte, so war dies und zwar in noch weit höherem Maße bezüglich der bald darnach auftauchenden baierischen Erbfolgefrage der Fall. Aber zugleich trat auch in dieser Frage die Meinungsverschiedenheit Maria Theresias und ihres Sohnes deutlich hervor. Um nämlich den Verlust Schlesiens auf



Maria Theresia als Witwe.

Kosten Baierns auszugleichen, wußte Josef II. bei dem Erlöschen der kurbaierischen Linie der Wittelsbacher deren Erben, den kinderlosen Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, zur Abtretung Niederbaierns, der Oberpfalz u. s. f. zu bestimmen, ja er hoffte selbst durch einen neuen Vertrag ganz Baiern durch einen Tausch gegen die Niederlande oder gegen Vorderösterreich mit Luxemburg und Limburg zu gewinnen. Auch diesmal zog man alte Ansprüche hervor, welche aber Maria Theresia mit Recht als wenig begründet ansah. Nicht als hätte sie die Vortheile einer Erwerbung verkannt, nach der sie einst selbst getrachtet hatte und welche Österreich neuerdings zur gebietenden Macht in Süddeutschland zu erheben geeignet schien, allein sie wollte ihren Ländern den Frieden erhalten, während sie nur zu deutlich voraussah, daß das Project die Eifersucht und den Widerstand der anderen Mächte, namentlich Preußens, wachrufen und zum Kriege führen werde. Sie hatte sich nicht getäuscht. Denn fest entschlossen, keine Vermehrung der österreichischen Macht in Deutschland zu dulden, außer wenn sich auch für ihn ein Landerwerb ergab, bewog Friedrich der Große den künftigen Erben Baierns, den Herzog Karl von Zweibrücken, Einspruch gegen jene Abtretung zu erheben, und beantwortete den Einmarsch der österreichischen Truppen in Baiern nach langwierigen fruchtlosen Verhandlungen mit einem Einfalle in Böhmen. Aber es war ein Krieg ohne Schlachten (der „Kartoffelkrieg“ oder „Zwetschkenrummel“, von Laudon „guerre de chien“ genannt). Maria Theresia sandte, ohne Vorwissen ihres Sohnes, Thugut insgeheim mit Friedensvorschlägen in das preußische Hauptquartier, die zwar zunächst scheiterten, aber, so sehr auch Josef grollen mochte, da von Frankreich keine Hilfe zu erwarten stand, Rußland hingegen sogar Miene machte sich mit Friedrich zu verbinden, wieder aufgenommen wurden und unter Vermittlung der beiden genannten Mächte zum Frieden von Teschen führten, durch welchen gegen Verzicht auf die anderweitigen Ansprüche das Innviertel an Österreich abgetreten wurde. Mit unendlicher Freude begrüßte Maria Theresia die Wiederkehr des Friedens, den sie wie einen freundlichen Trost in der Vorahnung ihres nahen Hintrittes empfand.



Medaille auf den Frieden von Teschen.

Mit hoher Genugthuung durfte Maria Theresia zurückblicken auf eine vierzigjährige Regierungszeit, mit deren Glanz keine andere Epoche unseres Staates zu vergleichen ist. Als sie den Thron bestieg, hielt man sie für eine schwache junge Frau — wie ganz anders hatte sie sich bewährt. Wie nur irgend ein Mann ergriff sie das Steuer des Staates und führte dasselbe mit Kraft und Gewandtheit. Sie war unermüdlich thätig; sie arbeitete selbst mit ihren Ministern, selbständig faßte sie ihre Beschlüsse. Kammerfrauen lasen ihr die

Eingaben und Berichte vor, auf die sie eigenhändig in einigen Kernworten den Bescheid niederschrieb. Wie sie selbst wiederholt äußerte, bat sie Gott um nichts mehr als um die Fähigkeit, in der Beurtheilung der Staatsgeschäfte stets das Richtige zu treffen. Fremde Gesandte staunten über die Schärfe, Klarheit und Bestimmtheit ihrer Antworten. Mit Bewunderung für ihre sittliche Größe sowie für ihre hohe politische Begabung erfüllt uns die „Instruction", die sie „aus mütterlicher Wohlmeinung zu besonderem Nutzen ihrer Posterität" niederschrieb.*

Autograph Maria Theresias.

Im engeren Kreise der Ihrigen die zärtlichste Mutter, betrachtete sie zugleich die Völker, über welche sie gebot, als eine große, ihrer Liebe und Sorgfalt anvertraute Familie. Selbst das Muster einer deutschen Hausfrau, hielt sie auch auf strenge Sitte bei Hofe und in anderen Kreisen. Ihrem Gatten Franz Stefan, dessen anspruchloses, heiteres Wesen die strenge Etiquette des Hofes zum ersten Male durchbrach, war sie in leidenschaftlicher Liebe zugethan. Sie gebar ihm eine Reihe hoffnungsvoller Kinder. Von den Söhnen war der älteste Josef, welcher noch bei des Vaters Leben zum Nachfolger desselben in der deutschen Kaiserwürde erwählt

* Obenstehendes Autograph ist einem jener Zettel entnommen, welche Maria Theresia in dem Gebetbuche, das die Erzherzogin Maria Christine von ihr erbte, aufzubewahren pflegte. Der Zettel, eine Stundeneintheilung, lautet wie folgt: „Die ordinaire tägl halbe 6 uhr aufstehen, ankleyden, mess hören, geistliche lesung 2 stund bis halbe 8 uhr. Von halbe 8 uhr mit denen cabinetssecretairs expedien bis 9 uhr; von 9 bis 12 uhr ministre audienzen. 12 uhr kinder, frauen, andere sehen, 1 uhr taffel, bis 3 uhr unterhaltung oder ruhen. 3 uhr lesung; todtenofficium. 4 uhr bis 6 uhr expedien, schreiben oder audienzen, 6 uhr rosenkranz, von da bis 9 uhr schreiben, conversien, spaziren, stille amusante lesung, sontag audienz 8 bis 10 uhr abends."

wurde. Der jüngere Sohn Leopold wurde Großherzog von Toscana, welches Land der habsburgischen Secundogenitur zugewiesen ward. Ferdinand, der viertgeborene, erwarb durch seine Heirat mit der Erbtochter des Hauses Este das Herzogthum Modena. Von den Töchtern wurde Caroline Königin von Neapel, Maria Antoinette Königin von Frankreich. Glücklicher als diese beiden war ihre Schwester Maria Christine, bekannt durch das herrliche Grabmal in der Augustinerkirche zu Wien, welches ihr der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, ihr Gemal, durch Canova errichten ließ. 1765 fand zu Innsbruck die Vermälung des Erzherzogs Leopold mit einer spanischen Infantin statt. Während der damit verbundenen Festlichkeiten ereilte den Kaiser der Tod. Eben aus der Oper zurückgekehrt starb er, vom Schlage getroffen, in den Armen seines Sohnes Josef. Maria Theresia war untröstlich; sie legte die Trauerkleider nicht wieder ab.

Maria Theresia überlebte ihren Gemal noch fünfzehn Jahre. In der letzten Zeit fühlte sie sich vielfach vereinsamt. Von ihren Kindern waren mehrere in der Fremde, von den Männern, die sie einst mit Rath und That unterstützt hatten, rief der Tod einen nach dem anderen ab. Mit Schmerz nahm sie wahr, wie oft ihre Ansichten und jene ihres Sohnes — namentlich in religiösen Dingen — auseinandergingen. Wohl hatte sie die Genugthuung, manch edles Saatkorn, das sie einst ausgestreut, noch reifen zu sehen, allein sie fühlte doch, wie die Welt ringsum allmälig eine andere wurde. Früher heiter und gesellig, zog sie sich jetzt gänzlich von Vergnügungen zurück; stundenlang verweilte sie im Oratorium des Stefansdomes oder in der Kapuzinergruft am Sarge ihres Gemals im Gebete. Zunehmende Beleibtheit erschwerte ihr die Bewegung im Freien. Von den Blattern, die sie 1767 befallen hatten, abgesehen, war Maria Theresia selten krank gewesen; aber darüber konnte sich Niemand täuschen, daß sie weit über ihre Jahre gealtert war. Am 15. October 1780 machte sie ihr Testament, aber erst am 20. November nahm die Erkrankung, die sie bald darnach befallen hatte, eine ernstere Gestalt an. Am 25. empfing sie das Altarsacrament, am 28. nahm sie ergreifenden Abschied von ihren Kindern, am 29. November war sie eine Leiche.

Auf die Nachricht von ihrem Tode schrieb Friedrich II. von Preußen: „Der Tod der Kaiserin hat mich geschmerzt; sie hat ihrem Thron und ihrem Geschlecht Ehre gemacht; ich habe sie bekriegt, bin aber nie ihr Feind gewesen.“ Klopstock aber, der große deutsche Dichter des „Messias“, besang ihren Tod mit den Worten: „Schlaf' sanft, Du größte Deines Stammes, weil Du die menschlichste warst! Die warest Du und das gräbt die ernste Geschichte, die Todtenrichterin, in ihren Felsen. Dein Sohn mag forschen, strebend, ringend, dürstend, weinend vor Ehrbegier, ob er Dich erreichen könne? Friedrich mag sein graues Haupt hinsenken in die Zukunft: ob von ihm Erreichung melden werde die Felseninschrift der Todtenrichterin?“

Niemand aber empfand tiefer die Größe dieses Verlustes als Josef II., den der Tod seiner Mutter zur Alleinherrschaft in Österreich berief.

Bereits lange zuvor hatte der Thronfolger Maria Theresias die Augen der Welt auf sich gelenkt. Schon seine, besonders von den Wienern, mit Jubel begrüßte Geburt war ja ein Ereigniß von der größten Bedeutung gewesen; denn erst durch sie wurde die Zukunft des habsburgisch-lothringischen Hauses in Österreich sichergestellt.

Seine Kindheit fiel in eine stürmische Zeit, Erziehung und Unterricht lagen nicht in den ersprießlichsten Händen. Bei aller Sorgfalt war Maria Theresia in der Wahl der Männer nicht glücklich, deren Leitung sie den Prinzen übergab. Die militärische Strenge, mit der man den frühzeitig hervortretenden Starrsinn des Knaben zu brechen suchte, hatte nicht den gehofften Erfolg: statt Liebe und Zutrauen in dem eigensinnigen, aber auch gutherzigen Prinzen zu wecken, rief der Versuch, ihm fremde und noch dazu beschränkte Meinungen aufzudrängen, nur den Widerwillen und Widerspruch eines überlegenen Geistes hervor. Im Lehrplan legte der alte Bartenstein, den die Kaiserin dabei zu Rathe zog, auf die Geschichte mit Recht ein großes Gewicht; aber die breitspurigen Werke, die er für den Geschichtsunterricht Josefs verfaßte, waren nicht geeignet, den lebhaften und unsteten Jüngling zu fesseln. Wohl werden als Lehrer in der Jurisprudenz Männer wie Martini und Riegger genannt, die ihn zuerst einführten in das Naturrecht und in die anderen Doctrinen der Zeit, aber die eigentliche Schule, aus der der spätere Kaiser Josef hervorging, war vielmehr die Anregung, welche er im Contacte mit dem öffentlichen Leben empfing.

Seit 1759 wurde er mit dem elementaren Verwaltungswesen bekannt gemacht, seit 1761 auch den Sitzungen des Staatsrathes beigezogen, aus dessen Schoße die wichtigsten Reformen hervorgingen und wo Josef mit den Staatsmännern der Kaiserin in vielfache Berührung kam. Wie er selbst sagt, hatte er anfangs weder Fleiß noch Ehrgeiz, um sich lebhaft an den Berathungen zu betheiligen. Allein allmälig kam das Bewußtsein seines künftigen Berufes immer mächtiger über ihn und er war nun eifrig bemüht, durch Selbststudium die Lücken seiner Jugendbildung zu ergänzen. Die philosophische und die politische Literatur jener Zeit übte auf ihn einen um so höheren Reiz, je größer die Rückwirkung war, welche die Wissenschaft auf das öffentliche Leben zu äußern begann. Auch an Mustern konnte es Josef II. zu einer Zeit nicht fehlen, in der das platonische Ideal, daß die Philosophen Könige oder die Könige Philosophen sein sollten, in mehr als einem Staate sich zu verwirklichen schien. Vor Allem aber waren es doch wohl das leuchtende Vorbild der eigenen Mutter und das herausfordernde Beispiel Friedrichs II. von Preußen, an denen sein Ehrgeiz zu dem Entschlusse entflammte, fortan nur dem Staate zu leben, ihm alle seine Kräfte zu weihen.

Ein Aufsatz aus dieser Zeit, „Träumereien“ (Rêveries) betitelt, ist bereits ganz von jenem einseitigen Idealismus erfüllt, welcher Josef bei den lautersten Absichten dereinst so verhängnißvoll werden sollte. Die Denkschrift stellt zwei Erfordernisse als unerläßlich hin: die unbeschränkte Gewalt der Regierung, Alles für das Wohl des Staates thun zu können, und die Herbeischaffung der dazu erforderlichen Mittel, die Josef zunächst in der Vernichtung der bevorzugten Stellung des Adels und in der ausgiebigen Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld erblickt. Die Staatsgewalt — verlangt er — solle mit den Ländern übereinkommen, daß sie ohne deren Mitwirkung oder Zuziehung zum Wohle derselben alles Das thun könne, was sie für nothwendig ansehe; die günstigen Wirkungen würden nicht ausbleiben. „Gott behüte mich“, sagt er wörtlich, „geschworene Eide brechen zu wollen; aber ich glaube, man muß sich bemühen, die einzelnen Länder zu bekehren und ihnen begreiflich zu machen, wie nützlich ihnen jene Art von Despotismus sein würde, die ich vorschlage.“

Es dauerte noch geraume Zeit, bis der junge Fürst in die Lage kam, die Ideen, die sein Inneres in so heftige Gährung versetzten, auf die ihn umgebende Außenwelt zu übertragen. Im Jahre 1764 zum römischen König gewählt, folgte er zwar ein Jahr später seinem Vater als deutscher Kaiser und als Mitregent in Österreich. Aber weder in dieser noch in jener Stellung bot sich Josefs stürmischem Schaffensdrange ein genügender Spielraum dar: als Kaiser nicht, da zu einer durchgreifenden Reform des Reiches, wie sie ihm vorschwebte, die Zeit vorüber war, aber auch nicht als Mitregent, da ihm, sowie früher ihrem Gatten, Maria Theresia nur einen beschränkten Wirkungskreis zuwies. Sie überließ ihrem Sohne blos die Einrichtung des Hofstaates und die Leitung des Militärs und der Finanzen; sonst hatte Josef nur eine berathende Stimme, welche sich um so seltener geltend zu machen vermochte, je häufiger dieselbe gerade in den wichtigsten Dingen von dem Urtheile der Mutter abwich.

„Das muntere Dreinschneiden“, das Josef als Regierungsmaxime empfahl, war ebensowenig nach dem Sinne der Kaiserin, die sich vielmehr von der ausreifenden Macht der Zeit und des gemäßigten Fortschrittes Alles versprach, als jene „Koketterie des Geistes“, die sie an ihrem Sohne tadelte, und als die aufgeklärte und aufklärerische Richtung, die ihren mit den Jahren immer strenger, ja starrer werdenden religiösen Grundsätzen widersprach. Namentlich in confessionellen Fragen kam es zu mancherlei Differenzen zwischen Mutter und Sohn, die auf diesen so verstimmend wirkten, daß er wiederholt und dringend bat, seiner Stelle als Mitregent enthoben zu werden. Zwar wurde der häusliche Krieg, wenn man ihn so nennen darf, durch wechselseitige zärtliche Liebe immer wieder beigelegt, aber die Gegensätze bestanden fort und wirkten nicht selten störend ein auf den stetigen Gang der inneren sowie der auswärtigen Politik.

Ganz bedeutungslos ist aber die Mitregentschaft Josefs II. keineswegs geblieben. Wenigstens auf den ihm übertragenen Gebieten entfaltete Josef eine rastlose Thätigkeit. Nicht nur in mannigfachen Einschränkungen des Hofhaltes, sondern noch mehr in wichtigen Maßregeln auf dem Gebiete des Kriegswesens und der Finanzen kündigte sich der Einfluß des Mitregenten an. Dem trostlosen Zustande der Finanzen — eine Folge des siebenjährigen Krieges — gegenüber faßte Josef den hochherzigen Entschluß, das große Privatvermögen, das er von seinem Vater geerbt, dem Staate zur Reducirung der öffentlichen Schuld zu überlassen. Unterstützt von seinem Lehrmeister und Liebling, dem Feldmarschall Lacy, schritt Josef an eine Armeereorganisation, deren Vorzug darin bestand, daß sie zugleich ansehnliche Ersparungen und bessere Bewaffnung und Bekleidung der Truppen erzielte. Aber auch in manchen anderen Fragen der inneren und äußeren Politik war es doch wieder gerade Josefs gewichtige Stimme, welche den Ausschlag gab, so daß die Jahre seiner Mitregentschaft als die Übergangsperiode von dem theresianischen System zum Josefinismus zu bezeichnen sind. Es war dies umsomehr der Fall, als sich der angesehenste Rathgeber der Krone, Fürst Kaunitz, nicht selten auf die Seite des jungen Kaisers schlug.



Feldmarschall Graf Moriz von Lacy.

Zwar hatte es anfangs den Anschein, als ob auch Josef und der Staatskanzler nicht zu einander passen würden. Jedenfalls darf man das merkwürdige Entlassungsgesuch des letzteren (1766) wohl eher mit den durch Josefs Eintritt in die Geschäfte veränderten Verhältnissen als mit dem conventionellen Vorwande erschütterter Gesundheit in Verbindung bringen. Aber so wie es häufig geschieht, daß zwei sehr verschieden angelegte Menschen sich dauernd zu verständigen vermögen, sobald nur ihre Eigenschaften sich ergänzen und das Zugeständniß wechselseitigen Gewährens auf dem Bewußtsein geistiger Ebenbürtigkeit

beruht, so war auch das Verhältniß Josefs zu Kaunitz in der Folge auf ähnlichen Grundlagen aufgebaut.

Es war für Josef verhängnißvoll, daß ihm der Segen häuslichen Glückes nicht beschieden war. Seine erste heißgeliebte Gemalin Isabella von Parma entriß ihm ein frühzeitiger Tod. Sie hinterließ nur eine Tochter, welche als Kind von neun Jahren starb. Josefs zweite Gemalin war die Prinzessin Josefa von Baiern. War in der früheren Ehe Josefs Liebe nicht in gleicher Weise erwiedert worden, so fand jetzt in erhöhtem Maße das Umgekehrte statt. Die nur aus politischen Gründen geschlossene Ehe blieb kalt und kinderlos. Seit 1767 zum zweiten Male Witwer, blieb Josef weiterhin unvermält.

In die Zeit der Mitregentschaft fallen die vielen Reisen, welche Josef theils im Inlande theils in das Ausland unternahm, um sich über die Bedürfnisse seiner Länder zu unterrichten und um sich auf seinen künftigen Herrscherberuf vorzubereiten. So finden wir ihn bald in den Alpenländern oder in Böhmen, bald in Ungarn und Siebenbürgen, bald in dem neuerworbenen Galizien. Zweimal traf er mit seinem verhaßten, aber auch bewunderten Gegner Friedrich dem Großen zusammen: 1769 zu Neiße in Schlesien, 1770 zu Neustadt in Mähren. Im Jahre 1769 kam er nach Italien, wo er unter andern in Rom das Conclave besuchte, aus welchem Ganganelli als Papst Clemens XIV. hervorging. 1777 reiste er nach Frankreich an den Hof seiner Schwester, um dies Land, den Herd der damaligen geistigen Bewegung, persönlich kennen zu lernen. Er besuchte in Paris die Werkstätten der Kunst und Industrie, die Humanitätsanstalten und die öffentlichen Gerichtsverhandlungen, lernte die dortigen berühmten Staatsmänner und Schriftsteller kennen und kehrte mit dem Entschlusse heim, die im Umgange mit diesen Männern gewonnenen Ideen dereinst in seinen Ländern durchzuführen. Aber er sah auch mit prophetischem Blicke die kommenden Geschicke Frankreichs voraus. „So kann es auf die Länge nicht mehr weitergehen“, warnte er, „und die Revolution wird grausam sein, wenn Ihr derselben nicht vorbaut.“

Jeder Ostentation feind, reiste er stets in jener prunklosen Weise, die ihm Gelegenheit gab, Alles mit eigenen Augen zu sehen, und die ihm manchen ergötzlichen Auftritt in eigenen und fremden Landen schaffte. Bald wurde der Graf von Falkenstein — das Incognito, unter welchem Josef zu reisen pflegte — ein Gegenstand der Sage, die ihren Liebling mit tausend anmuthigen Zügen ausgestattet hat.

So wie auf Reisen, so waren auch daheim Haushalt und Tagesordnung gleich einfach. Ein schöner Mann, über mittelgroß, mit offenem Gesichte, einer gewölbten Stirne und Augen, deren Farbe als „Kaiseraugenblau“ in die Mode kam, das gepuderte Haar an den Schläfen in Wickeln aufgerollt und rückwärts zu einem Haarbeutel geknüpft, trug er zu Hause die Uniform seines Regimentes und auf Reisen bürgerliche Kleidung. Er war



jeder Etiquette, jedem Ceremoniell auf das tiefste abgeneigt. Er kannte keine Zerstreuung, außer daß er abends kleine Hausconcerte veranstaltete, bei denen er Violoncello oder Viola spielte. „Seine Toilette", schreibt einer seiner Reisebegleiter (1769), „ist die eines Soldaten, seine Garderobe die eines Unterlieutenants, seine Erholung Arbeit, sein Leben beständige Bewegung."

Mit der größten Spannung wurde der Regierungsantritt Josefs II. begrüßt. Friedrich der Große sagte: „Die Kaiserin ist todt; eine neue Ordnung der Dinge beginnt." Und das war wirklich der Fall. Mit strenger Consequenz ging Josef daran, die Doctrinen der Zeit auf die Länder zu übertragen, zu deren Alleinherrscher ihn der Tod seiner Mutter gemacht. Durch die Anwendung jener Doctrinen sollten die Länder zu einem Ganzen verschmolzen werden und sich als solches fühlen lernen. Aus ihrem Zusammenwirken sollte der Gesammtstaat Österreich hervorgehen.

Im Grunde war dies auch Maria Theresias Absicht gewesen. Auch sie wollte ein großes, starkes und mächtiges Österreich. Aber an zwei Punkten gingen die Wege Josefs und seiner Mutter auseinander. Mit echt weiblichem Tacte, langsam und allmälig hatte Maria Theresia das große Ziel der staatlichen Einheit zu erreichen gesucht, und sie erreichte viel, weil sie das Neue mit behutsamer Schonung dem Überlieferten einzufügen verstand. Josef hingegen, als hätte er geahnt, daß ihm, da er erst im vierzigsten Lebensjahre zur Regierung kam, nur eine kurze Spanne Zeit zur Durchführung seiner Neugestaltung des Staates gegönnt sei, nahm die Reformen mit einer Hast in Angriff, die alles Bestehende in Frage stellte und eine unbeschreibliche Gährung in allen seinen Landen hervorrief. Dazu gesellte sich noch ein zweites Moment. Maria Theresia hatte dadurch, daß sie die ungarische Verfassung im Ganzen unverändert fortbestehen ließ und nur die westliche Reichshälfte zu einem einheitlichen Ganzen verschmolz, die später immer deutlicher hervortretende dualistische Staatsform begründet, während man Josef mit Recht von jeher als den Verkünder des österreichischen Einheitsstaates betrachtet hat, in dem eine Verfassung, eine Nationalität, eine Gesetzgebung herrschen, die Einwohner gleichberechtigt sein und durch Bildung, Blüte der Industrie und des Handels zu Wohlstand gelangen sollten.

Josef war Centralist. Auch Maria Theresia hatte centralisirt; aber sie hatte wenigstens die Hauptformen der Verfassung nicht angetastet, so sehr sie auch im Einzelnen die Rechte der Stände einzuengen bedacht war. Im josefinischen Einheitsstaate dagegen gab es für die besonderen Rechte und Freiheiten der einzelnen Länder keinen Raum. Daher unterblieben nicht nur die Erbhuldigungen der österreichischen Lande, sondern auch die Krönungen in Ungarn und Böhmen. Die Stefanskrone wurde (1785) nach Wien in die Schatzkammer gebracht, wie dies früher mit der böhmischen Krone und dem österreichischen Herzogshute geschehen war. Alle ständischen Versammlungen, mit Ausnahme der zur Steuervertheilung

einberufenen Landtage wurden verboten, die ständischen Ausschüsse aufgehoben und deren Geschäfte der Landesregierung, allerdings unter Beiziehung von ständischen Abgeordneten, übertragen. Die alten Communalverwaltungen wurden beseitigt, die Rechtspflege gelehrten Richtern, die Verwaltung von der Regierung bestellten und von den Gemeinden bezahlten Magistraten anvertraut. Zur Durchführung der landesfürstlichen Verordnungen wurde das Beamtenheer ansehnlich vermehrt und das bureaukratische System zu großer äußerer Vollkommenheit ausgebildet.

Aber auch für Ungarn sollten dieselben Gesetze, dieselbe Verwaltung und dieselben Steuern wie in den anderen österreichischen Provinzen maßgebend sein. Der ungarische Landtag wurde nicht mehr berufen, die Congregationen der Gespanschaften, an die sich die Regierung um Geld und Truppen wenden mußte, wurden nahezu auf das Niveau der erbländischen Landtage herabgedrückt. Der Sitz der ungarischen Statthalterei ward von Preßburg nach der Mitte des Landes verlegt und die deutsche Sprache statt der bis dahin üblichen lateinischen als Amts- und Gesetzessprache erklärt.

Freilich darf man anderseits den Centralismus Josefs nicht ganz mit dem Begriffe identificiren, den man später so oft mit diesem Schlagworte verband. Was Josef anstrebte, war vor Allem, daß die Staatsgeschäfte gleichmäßig und einheitlich geleitet werden sollten. Bei der Durchführung aber räumte er den Chefs der Länderstellen ein nicht geringes Maß von Selbständigkeit ein, da detaillirte Vorschriften nicht nach seinem Geschmacke waren. In jener Denkschrift von 1761 finden wir eine Provinzialisirung des Heerwesens in der Art geplant, daß jede Provinz ihre Truppen selbst rekrutiren und erhalten sollte. Und während er einerseits zur Beschleunigung des Geschäftsganges überall die deutsche als Amtssprache einführte, warnte er anderseits aufs dringendste vor Überschwemmung Galiziens mit deutschen Beamten und zeigte sich sogar geneigt, die Richter aus dem heimischen Adel zu nehmen.

Auch hat Josef die dualistische Staatsform nicht völlig beseitigt. Wie ehedem steht auch unter ihm der böhmisch-österreichischen die ungarische Hofkanzlei gegenüber, mit der er die siebenbürgische vereinigte. Es ist ein Irrthum, wenn man behauptet, Josef habe Ungarn lediglich durch deutsche Beamte regiert; die vornehmsten Ämter bekleideten Mitglieder der eingeborenen Aristokratie. Es gelang ihm nicht einmal die Zollgrenze zwischen Österreich und Ungarn aufzuheben und einen völlig freien Verkehr zwischen beiden Reichshälften herzustellen.

Josef gehört zu jenen Persönlichkeiten, deren ganzes Wesen eine Idee beherrscht. Diese Idee war für ihn der Staat. So wie Josef sich selbst als „Verwalter" des Staates und als dessen ersten Diener bezeichnet, so heischte er, der eigentliche Gründer des österreichischen Beamtenstaates, auch von jedem anderen Staatsdiener die gleiche Hingebung

an das Ganze, und so wie er von seinen Unterthanen unbedingten staatlichen Gehorsam verlangte, so forderte er von den Beamten das Hineinleben in die von ihm vorgezeichnete Idee des Staates und prägte in dem sogenannten „Hirtenbriefe" von 1783 auch den Länderchefs ein, daß die Liebe des Allgemeinen Alles beleben müsse.

Durch das Streben nach Centralisation der Geschäfte ließ sich Josef verleiten, die von seiner Mutter durchgeführte Scheidung der Finanzverwaltung von der politischen Administration wieder zu beseitigen; ja er hätte auch die Justiz damit verbunden, wenn nicht doch die vom Staatsrathe dagegen vorgebrachten Gründe ihn davon abgebracht hätten. Auf dem Gebiete der Rechtspflege war Josefs vorwaltender Gesichtspunkt: die Gleichheit Aller vor dem Rechte. Kaum dürfte es je einen Herrscher gegeben haben, der den Grundsatz: Reichsrecht bricht Landrecht, so nachdrücklich geltend zu machen suchte.

Aber Josef verstand jene Gleichheit nicht nur im Sinne der gleichmäßigen und unbedingten Giltigkeit der Gesetze für alle Provinzen, sondern auch für alle Stände des Reiches. Österreich verdankte ihm eine Reihe legislatorischer Arbeiten: das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, dessen erster, das Personenrecht behandelnde Theil 1786 erschien, während der zweite und dritte, das Sachen- und die gemeinsamen Bestimmungen des Personen- und Sachenrechtes enthaltende Theil wohl vollendet, aber von Leopold II. nicht sanctionirt worden ist, das Strafgesetzbuch von 1787 und die allgemeine Gerichtsordnung von 1788. Durch das bürgerliche Gesetzbuch, als dessen Vorläufer das Eherecht von 1783 und die Erbfolgeordnung von 1786 zu betrachten sind, wurden manche Principien der Persönlichkeit zur Geltung gebracht, welche selbst in Frankreich erst später, im Beginne der französischen Revolution, in dem Elaborate über die allgemeinen Menschenrechte zu legislatorischer Formulirung gelangt sind. Durch das josefinische Strafgesetzbuch weht im Gegensatze zu den vielfach noch harten Bestimmungen der Theresiana ein durchaus humaner Geist, der nicht so sehr in der unter dem Einflusse der Theorien Beccarias erfolgten Beschränkung der Todesstrafe auf einige wenige Fälle, sondern mehr noch in der milderen Anschauung über den Begriff des Verbrechens im Allgemeinen und im Besonderen sich ausspricht. Freilich hatte die Abschreckungstheorie, der Josefs Kriminalistik huldigte, auch manche Härten zur Folge, die theils in der Verschärfung der Ehren- und Kerkerstrafen (Gassenkehren und Schiffziehen, Anschmieden der Verbrecher), theils in deren gleichmäßigen Verhängung über alle Verbrecher ohne Unterschied lag, die zwar dem obersten Principe dieser Strafgesetzgebung entsprach, aber durch die auf die Spitze getriebene Anwendung desselben zuweilen Recht in Unrecht verwandelte.

Die volkswirthschaftlichen Ansichten Josefs hängen mit seinen politischen Grundsätzen enge zusammen. Vielfach erinnern sie an Sonnenfels, für den bereits Maria Theresia den Lehrstuhl der Finanz- und Polizeiwissenschaften an der Universität Wien errichtet hatte.

So neigte Josef zu dessen Ansichten über die Ersprießlichkeit der Volksvermehrung für den Volkswohlstand hin; namentlich stehen das josefinische Ehepatent und die Begünstigung der Einwanderung zur Hebung der Industrie und der Bodencolonisation unter dem Einflusse dieser Theorie, die sich auch um der Rekrutirungszwecke willen des kaiserlichen Beifalls erfreuen mußte. Bezüglich des Handels und der Gewerbe stand Josef noch auf dem Boden des alten mercantilistischen Prohibitivsystems, in der Landwirthschaft war er Physiokrat. Der kaiserliche Ackersmann, der, um den Ackerbau zu ehren, zu Slawikowitz in Mähren einst selbst den Pflug geführt, schloß sich der von Quesnay begründeten, zu seiner Zeit besonders von Turgot vertretenen Lehre an, daß Grund und Boden als die eigentliche Quelle des Nationalreichthums zu betrachten seien. Da aber die Productionskraft nicht in dem geschlossenen Gütercomplexe, sondern, wie auch Sonnenfels lehrte, in der Kleinwirthschaft lag, so galt es vor Allem, den Stand der Bauern zu heben. Daher sprengte Josef die Fesseln der Leibeigenschaft, indem er sie da, wo sie noch bestand, nämlich in Böhmen, Mähren, Krain, Galizien, Ungarn und Vorderösterreich, aufhob (1. November 1781) und an ihre Stelle eine durch das Unterthanenpatent und das Strafpatent gemäßigte Unterthänigkeit der Hintersassen mit dem Rechte der Freizügigkeit und mit Beschränkung des Strafrechtes der Grundherren setzte. Zugleich wurde den Bauern das Recht eingeräumt, gegen ein angemessenes Entgelt, jedoch ohne Aufhebung ihrer sonstigen bisherigen Leistungen an die Herrschaft, wahres Eigenthum an Grund und Boden zu erwerben, die Parcellirung allzu großer Bauerngüter begünstigt, anderseits aber durch das Erbfolgepatent der allzu großen Zersplitterung derselben entgegengewirkt.

Vor Allem aber strebte Josef die Aufhebung der Unterschiede an, welche noch Maria Theresias Regierung zwischen dem Herrschafts- (Dominical-) und dem Rusticalbesitze hatte bestehen lassen. Der Grundsteuerregulirung Josefs zufolge sollte fortan Grund und Boden ohne Unterschied des Standes des Eigenthümers gleichmäßig und nur nach dem durch den Kataster zu bestimmenden Umfang und Ertrag besteuert und fortan nur dreißig Percent — und zwar mit Einschluß der landesfürstlichen Steuer — von dem Grundertrage des Bauern erhoben werden.

Die Grundsteuerregulirung Kaiser Josefs wurde nach dessen Tode wieder aufgehoben; auch konnte er mit seinem Robot-Abolitionspatente nicht durchdringen. Dennoch gebührt Josef, nach dem Ausspruche eines geistvollen Nationalökonomen der Gegenwart, der Ruhm, „das große Princip der allgemeinen und gleichen Besteuerung zuerst unter allen Regierungen Deutschlands und vor der französischen Revolution ausgesprochen zu haben, klarer, als dies je in Frankreich oder Deutschland in einem Gesetze geschehen ist". Auch wurde mit der Durchführung jener Steuerreform zugleich der hochwichtige Zweck einer allgemeinen Klarstellung und Sicherung des unbeweglichen Besitzes durch die Anlegung

der josefinischen Grund- und Lagerbücher erreicht, welche die Reform, der sie ihren Ursprung verdankten, überdauerten und eine feste Grundlage für die Rechtszustände in Österreich geworden sind. Was aber jene Agrarreformen betrifft, welche als Erbschaft Josefs übergingen auf die nächstfolgende Zeit, so blieben die Früchte und der Segen derselben nicht aus. Wo die Erbpacht eingeführt wurde, stiegen wie mit einem Zauberschlage neue Häuser und Dörfer empor.

Am tiefsten mußten Josefs Reformen das Verhältniß des Staates zur Kirche berühren. Zwar hatte sich dieses Verhältniß schon unter Maria Theresia zu Gunsten des Staates verschoben; eifersüchtig hatte die ergebene Tochter der Kirche über die Rechte des Staates gewacht. Aber im Grunde hatte es sich zunächst doch nur sozusagen um eine Regulirung



Relief vom Zauner'schen Kaiser Josef-Denkmal in Wien: der Kaiser als Förderer des Ackerbaues.

der beiderseitigen Gebiete gehandelt, wobei der Staat seine Grenzpfähle möglichst weit in den kirchlichen Machtbereich vorschob, um alte, längstvergessene Rechte zu revindiciren. Weit umfassender war die Idee, welche der Kirchenpolitik Josefs zu Grunde lag. Hatte früher die Kirche, wie alle anderen Lebensformen, so auch den Staat mit ihrem Geiste zu durchdringen und zu erfüllen gesucht, so ging jetzt umgekehrt der Staat darauf aus, wie alles Andere, so auch die Kirche seinen Zwecken dienstbar zu machen. Der allmächtigen Kirche der früheren Zeit trat infolge einer natürlichen Reaction der allmächtige Staat gegenüber. Wir begegnen zwar dieser Erscheinung auch in den übrigen katholischen Staaten jener Zeit, so namentlich in Deutschland, wo jene Richtung in dem Febronianismus und in dem Nuntiaturenstreite zu scharfem Ausdrucke gelangte. Nirgends aber zeigte die Emancipation des Staates von der kirchlichen Gewalt ein so eigenthümliches Gepräge als in den Staaten Josefs, weßhalb man die ganze Richtung als die josefinische zu bezeichnen pflegt.

Wie bei allen anderen Reformen ließ sich Josef auch bei seinen kirchlichen Maßregeln theils von politischen theils von volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten leiten. Die stramme Übung des staatlichen Oberaufsichtsrechtes über alle Religionsangelegenheiten ging Hand in Hand mit Anordnungen zur Beschränkung des geistlichen Grundbesitzes. In erster Hinsicht gelangte erst jetzt das Placetum regium zu voller Wirksamkeit. Hatten bisher die Bischöfe bei ihrem Amtsantritte ausschließlich dem Papste einen Eid geleistet, so verpflichtete sie Josef, fortan vor ihrer Consecration dem Monarchen den Eid der Treue und des Gehorsams gegen die Gesetze des Landes abzulegen. Schuldeten bisher die geistlichen Orden in Österreich ihren auswärts wohnenden Oberen Gehorsam, so hob Josef den unmittelbaren Verband derselben mit ihren in Rom residirenden Generalen auf und stellte die Klöster unter bischöfliche und landesfürstliche Aufsicht. Alle Exemptionen von der bischöflichen Jurisdiction hörten auf; die ganze geistliche Autorität wurde in die Hände der Bischöfe gelegt.

Mit den volkswirthschaftlichen Grundsätzen Josefs hing es zusammen, daß den Bischöfen die Gewalt eingeräumt ward, bei gewissen Verwandtschaftsgraden die Dispens zur Ehebewilligung zu ertheilen, um so die Summen, die man dafür sonst nach Rom schicken mußte, im Lande zu erhalten. Volkswirthschaftliche Beweggründe waren es auch, die Josef veranlaßten, die Zahl der vielen Klöster um ein Drittel zu vermindern, indem er alle jene aufhob, welche blos ein beschauliches Leben führten, und nur jene fortbestehen ließ, welche sich durch Unterricht der Jugend, Krankenpflege und dergleichen dem Staate nützlich machten. Aus dem Erlöse der eingezogenen Klostergüter gründete Josef den Religionsfond, der zur Errichtung von Schulen und Armenanstalten, namentlich aber von neuen Pfarreien verwendet werden sollte. Denn um die Regelung der Seelsorge hat sich Josef unvergängliche Verdienste erworben. Mit Hilfe des Religionsfondes war es ferner dem Kaiser möglich, neue Bisthümer zu errichten und entsprechend zu dotiren. Die bereits vorhandenen Bisthümer wurden zweckmäßig arrondirt; jene Districte, die noch unter fremden Bisthümern standen, wurden von diesen abgetrennt und den anstoßenden österreichischen Diöcesen zugewiesen. Um endlich die Geistlichen nach seinem Sinne nicht nur zu guten Seelenhirten, sondern auch zu guten Staatsbürgern zu erziehen, stellte Josef die Heranbildung derselben, die bisher in den Händen der Bischöfe gelegen hatte, unter die Aufsicht des Staates. Den Clerikern wurde der Besuch des collegium germanicum in Rom untersagt. Die geistlichen Privat-Erziehungsanstalten an den Bischofssitzen und in den Klöstern wurden für aufgehoben erklärt und statt dessen in den einzelnen Landeshauptstädten von staatswegen geleitete sogenannte Generalseminare errichtet und in ihnen der seit 1776 für die theologische Facultät in Wien geltende Lehrplan Rautenstrauchs, des Abtes von Braunau, mit einigen Modificationen eingeführt. Vorzüglich aus volkswirthschaftlichen Gründen nahm, wie bereits oben erwähnt, Josef auch die Ehegesetzgebung für sich ausschließlich in Anspruch,

und zwar durch jenes Ehepatent, welches die Ehe selbst als einen bürgerlichen Vertrag erklärte, daher auch die aus diesem Vertrage resultirenden Streitigkeiten vor die weltlichen Gerichte verwies und zur Erleichterung der Eheschließung die Ehehindernisse im Gegensatze zu dem kanonischen Rechte auf eine geringere Anzahl von Fällen beschränkte. Für die Bewältigung der durch die Reformen Josefs sich ins Unendliche mehrenden geistlichen Agenden des Staates wurden die geistliche Hofcommission und bei jeder Landesregierung eine besondere geistliche Commission eingesetzt.

Josef hielt an seinen kirchlichen Reformen unerschütterlich fest; selbst durch die Reise, welche Papst Pius VI. nach Wien unternahm, ließ er sich nicht auf andere Wege leiten. Dagegen hatte der Gegenbesuch Josefs in Rom allerdings zur Folge, daß der Kaiser von dem Gedanken eines gewaltsamen Bruches, zu welchem der Streit über die Besetzung der lombardischen Bisthümer zu führen drohte, zurückkam, und daß von dieser Zeit an die kirchliche Reform zu einem gewissen Stillstande gelangte, wie sich denn auch Josef gegen die Bildung einer Nationalkirche, welche die Emser Punctationen der deutschen Erzbischöfe ihm nahe legten, ablehnend verhielt.

So wie Josef das Verhältniß seines Staates zur katholischen Kirche auf eine völlig neue Grundlage stellte, so nahm er für sich auch das Recht in Anspruch, das Verhältniß der anderen Confessionen im Interesse des Staates zu regeln. Herangewachsen in den Anschauungen einer früheren Zeit und in hohem Grade kirchlich gesinnt, hatte Maria Theresia gegen Andersgläubige dieselbe Strenge wie ihre Vorfahren geübt. Wiederholt wurden protestantische Familien genöthigt, die Heimat zu verlassen und in die Fremde — nach Ungarn oder Siebenbürgen — zu ziehen. In den verschiedenen Provinzen wachten eigene Religionscommissionen über die Reinheit des Glaubens. Auch den Juden war Maria Theresia in hohem Grade abgeneigt. Erst seit 1774 wurden unter dem Einflusse Josefs die gewaltsamen „Abstiftungen" der Protestanten eingestellt. Aber im Allgemeinen, so lange die Mutter lebte, vermochte Josef mit seinen auf eine Duldung der Akatholiken gerichteten Ideen nicht durchzudringen. Erst nach ihrem Tode schritt Josef an das längst vorbereitete Werk. Er hob die Religionscommissionen auf und erließ das Toleranzpatent (1781), das den Anhängern der Augsburger und Helvetischen Confession und den nichtunirten Griechen das „Privatexercitium", das heißt die — jedoch nicht öffentliche — Übung des Gottesdienstes, die Erbauung von eigenen Bethäusern — doch ohne Thürme, Glocken und freien Eingang von der Gasse — zugestand und sie in bürgerlicher Hinsicht den Katholiken gleichstellte. Im Zusammenhange damit wurde (1784) das Consistorium Augsburgischer Confession, welches sich seit dem westfälischen Frieden in Teschen befand, mit erweitertem Wirkungskreise nach Wien verlegt und hier auch ein Consistorium der Helvetischen Confession als kirchliche Oberbehörde, doch gleich jener unter staatlicher Aufsicht ins Leben

gerufen. Das Toleranzpatent galt für sämmtliche Länder mit Ausnahme Ungarns, für das entsprechend der anderartigen Stellung der dortigen Protestanten ein besonderes Patent erfloß.

Auch das harte Los der Juden hat der menschenfreundliche Kaiser mehrfach erleichtert, so wie er später den Mennoniten und Herrnhutern, um das neuerworbene Galizien zu cultiviren, erlaubte, sich daselbst niederzulassen. Dagegen trat er mit großer Strenge der Bildung neuer Secten, wie der sogenannten böhmischen Deisten, entgegen.

Es wäre daher durchaus falsch, wollte man die erwähnten kirchlichen Reformen so wie seine Bestrebungen, kirchliche Mißbräuche abzustellen, aus Irreligiosität oder Indifferentismus ableiten, wie häufig dies auch geschehen sein mag. Josef war kein Freigeist wie Friedrich II.; ihn haben die großen philosophischen Fragen der Zeit weniger nach ihrer metaphysischen Seite als vielmehr in ihren Consequenzen für das staatliche Leben beschäftigt. Josef hielt, wie seine Mutter, an der katholischen als an der „dominanten" Religion fest, und es war ihm gewiß Ernst, wenn er gelegentlich äußerte, er würde Alles, was er besitze, darum geben, wenn sämmtliche Protestanten seiner Staaten zum Katholicismus übertreten würden. Auch hätte ja in der That die Einheit des Glaubens am besten zu seinem Streben nach Einheit der staatlichen Lebensformen gepaßt. Da dies nun aber einmal nicht zu erreichen war, so ergab sich von selbst der Schluß, daß die Religion, wenigstens im bürgerlichen Leben, keinen Unterschied machen dürfe. Dazu gesellten sich die volkswirthschaftlichen und politischen Interessen, welche das von seinen Vorfahren völlig abweichende Verhalten Josefs gegenüber den Protestanten bestimmten. Josef wünschte vor Allem aus den Protestanten, welche in einer damals noch nicht vergessenen Zeit die Seele jeder Opposition im Staate gewesen waren, gute und zufriedene Unterthanen zu machen; er hoffte zugleich fremde Protestanten ins Land zu ziehen, die durch ihren Fleiß dem Landbau und der Industrie sich nützlich erweisen sollten.

Waren es aber auch vor Allem Erwägungen dieser Art, welche Josef als Richtschnur für sein Verhalten gegen die Protestanten dienten, so wirkte er doch auch in diesem Falle im Dienste jener humanen Richtung der Zeit, der er sich rückhaltlos anschloß. Wohl zeigte sich Josef manchmal auch hart, aber diese Härte floß nicht aus seinem Herzen, das ja so warm für das Wohl der Mitmenschen schlug. Seine Härte war eine Folge jenes Fanatismus, von dem er, nach seinen eigenen Worten, für das Wohl des Staates erfüllt war; sie war eine Folge jener Philanthropie, welche die Menschen selbst gegen ihren Willen zu beglücken wünscht. Von dieser Idee der Humanität zeigte sich Josef stets erfüllt, sie ist es, die sein ganzes Wesen und Wirken verklärt und erklärt. Schöpfungen der edelsten Art, wie das Taubstummeninstitut und das allgemeine Krankenhaus in Wien, Armen- und Waisenhäuser, Versatzämter und dergleichen geben von diesem menschenfreundlichen Sinne

des Kaisers noch heute Zeugniß. Und wenn man die Einführung der Conduitelisten für die Beamten als eine Einrichtung, die den Kaiser der Denunciation zugänglich machte, mit Recht getadelt hat, so sollte man anderseits doch nicht übersehen, daß er es war, der zuerst nicht nur wohlverdienten Kriegern Invalidenbezüge, sondern auch emeritirten Staatsdienern Pensionen und im Falle ihres Ablebens ihren hinterbliebenen Angehörigen Versorgungsbeiträge sicherte.

Wie in allen anderen Dingen wurde Josef auch bei den Anordnungen, die er auf dem Gebiete des Unterrichtswesens traf, in erster Linie durch die Rücksicht auf das Bedürfniß des Staates geleitet. Darum wendete er seine fürsorgliche Pflege vor Allem solchen Erscheinungen zu, von denen er sich einen unmittelbaren, greifbaren Nutzen für das Gedeihen des Staates versprach. Gleich seiner Mutter förderte er daher namentlich das Volksschulwesen, indem er den Schulzwang verschärfte, das Schulgeld einführte und den Unterricht unter die Aufsicht weltlicher Inspectoren stellte, während er in der Meinung, daß höhere Bildung nur die Sache der Vermöglicheren und auserlesener Talente sein solle, die Zahl der Universitäten auf drei — Wien, Prag und die neuerrichtete zu Lemberg — beschränkte und die nur Kindern der privilegirten Stände zugänglichen Specialanstalten, wie die theresianische Ritterakademie, aufhob.



Medaille zur Erinnerung an das Toleranzpatent.

Wie er selbst nach langer Zeit wieder der erste Fürst seines Hauses war, der geläufig deutsch sprach und schrieb, so legte er auch auf die Erlernung der deutschen als der Amts- und Armeesprache in den höheren und niederen Schulen das größte Gewicht. Insbesondere wurde die deutsche als Unterrichtssprache für die meisten Universitätsfächer eingeführt.

Die Universitäten betrachtete Josef als reine Staatsanstalten, wie er denn zur Errichtung der Lemberger Universität die Zustimmung des Papstes nicht einholte, ein Fall, der bis dahin in einem katholischen Staate nicht vorgekommen war, und den Immaculateneid sowie die selbständige Jurisdiction der Universitäten abschaffte. Der Zweck des Universitätsstudiums sollte die „Nationalerziehung" sein, worunter man die Heranbildung brauchbarer und mit vaterländischer Gesinnung erfüllter Beamten verstand. Eben darum wandte der Kaiser seine Aufmerksamkeit besonders dem medicinischen Studium zu. Er gründete zur Heranbildung tüchtiger Militärärzte die nach ihm „das Josefinum" genannte medicinisch-chirurgische Militärakademie in Wien, für die er durch Vermittelung seines Bruders Wachspräparate aus Florenz kommen ließ, und förderte sowohl dadurch als auch durch die Errichtung eines botanischen Gartens und eines anatomischen Theaters und durch die

Herstellung der Kliniken in Verbindung mit dem allgemeinen Krankenhause die schon von seiner Mutter vorbereitete Blüte der medicinischen Facultät.

Indem aber so das „Brodstudium“ zur Hauptsache wurde, übersah man freilich nur allzusehr, daß der menschliche Geist noch einer anderen als jener irdischen Nahrung bedarf und daß sich sein Trieb nach freier Entfaltung wider die Aufzwängung eines einseitigen, blos auf das Praktische gerichteten Bildungsinhaltes selbst dann sträubt, wenn derselbe, wie es hier wirklich der Fall war, den herrschenden Grundsätzen der Zeit entspricht.

Mit Recht ist man der ebenso falschen als vielverbreiteten Ansicht entgegengetreten, als habe eine chinesische Mauer das geistige Leben in Österreich das ganze XVIII. Jahrhundert hindurch von dem übrigen Europa getrennt. Vielmehr fanden, seitdem die Censur den Jesuiten abgenommen worden war, die Erzeugnisse fremdländischer, namentlich der deutschen und der französischen Literatur meist ungehindert in Österreich Eingang und hier einen empfänglichen Boden. Gellert und Klopstock, Lessing und Wieland waren auch bei uns schon damals gefeierte Namen und die Trattner'schen Nachdrucke deutscher Dichterwerke wurden mit Heißhunger verschlungen. Es entstanden Vereine und Zeitschriften, welche sich die Reinigung der deutschen Sprache und die Belebung der Wissenschaft und Kunst zur Aufgabe stellten. Aus derselben Gesellschaft Jesu, die sich bisher als Widersacherin der deutschen Sprache erwiesen hatte, gingen die ersten österreichischen Dichter hervor und anderseits fand selbst der Freimaurerorden mit seinen philanthropischen und deïstischen Grundsätzen in Österreich Eingang.

Nach alledem sollte man meinen, daß der Kaiser, als er daran ging, sein Volk wie von dem Gewissenszwange, so auch von den Fesseln, in denen noch das geistige Leben lag, durch die Beschränkung der Censur und Freigebung des Buchhandels zu befreien, dafür einen wohl vorbereiteten Boden vorgefunden habe. Das war aber doch nur zum Theil der Fall. Der Kaiser hatte gehofft, durch die Freigebung der Presse dem wissenschaftlichen Leben einen Sporn zu geben und in den Schriftstellern eine Schar geistiger Mitarbeiter an dem großen Werke der Aufklärung zu finden. Aber es zeigte sich bald, daß die neuen Anschauungen, denen Josef zum Siege verhelfen wollte, doch nur bei den höheren Ständen vorzüglich infolge ihrer meist französischen Bildung bereitwillige Aufnahme fanden, während die große Masse des Volkes, das Jahrhunderte lang mundtodt gewesen war, weder die geistige Reife noch das entsprechende Verständniß für die großen Fragen der Zeit besaß.

Die große Menge nahm die köstliche Gabe des Kaisers mit der Naivetät des Kindes hin, das mit dem ihm geschenkten Spielzeug nichts Rechtes anzufangen weiß, und die nächste Folge des Censurgesetzes war nur das Auftauchen zahlloser Brochuren von unglaublicher Flachheit, die Alles, selbst das Heiligste hinab zerrten in den Schlamm, aus dem sie selbst gleich giftigen Pilzen emporschossen. Auch leistete anderseits die neue Handhabung



Kaiser Josef II.

der Censur nur der von Josef überhaupt geforderten und geförderten literarischen Richtung Vorschub, als deren Chorage vielfach Sonnenfels zu betrachten ist und deren poetischer Ausdruck Blumauers Äneis war, während die Erörterung politischer Fragen doch auch jetzt noch manchen Beschränkungen unterlag. Bei alledem ist Kaiser Josef, der selbst die nicht seltenen Angriffe der Tagesliteratur auf seine eigene Person mit stoischem Gleichmuthe ertrug, der Schöpfer der öffentlichen Meinung in unseren Landen, der edle Ritter, der das Dornröschen Österreich zum ersten Male aus langjährigem Geistesschlummer weckte.

Und bei aller praktischen Nüchternheit, die sonst den Kaiser charakterisirt, war es doch wieder er, der das Theater an der Burg zum Hof- und Nationaltheater erhob, und nicht minder verdankte ihm manche Anregung die Kunst, welche er selbst in Mußestunden übte und die damals gerade in Österreich Haydn und Mozart zu unsterblichem Glanze erhob.

So wie Josef Österreich nach innen zu einigen und zu kräftigen suchte, so war er zugleich darauf bedacht, dasselbe nach außen hin als ein fest abgegrenztes Ganze hinzustellen. Nicht so unwahrscheinlich ist es daher, wenn von der Absicht Josefs berichtet wird, alle seine Staaten zu einem administrativen Ganzen, genannt Monarchie, zusammenzufassen und den Titel eines erblichen Kaisers von Österreich anzunehmen. Auch die Idee der Einverleibung Toscanas steht damit in Zusammenhang. Gerade die zunehmende Auflockerung der Bande, welche Österreich und das deutsche Reich miteinander verknüpften, konnte Josef zu derartigen Entwürfen bestimmen.

Zwar hatte auch im deutschen Reiche der Regierungsantritt Josefs große Erwartungen angeregt. Mit warmer Theilnahme wurde, wie Goethe als Augenzeuge schildert, der schöne Jüngling bei seiner Krönung als römischer König begrüßt. Klopstock widmete ihm die Hermannsschlacht und Herder forderte ihn, „das Oberhaupt von neunundneunzig Fürsten" auf, dem Volke zu geben, wonach es dürste, ein deutsches Vaterland mit einem Gesetze, einer Sprache und redlicher Religion, auf daß er vollende, was Friedrich gesehen, aber nicht befördert habe. Und wirklich machte Josef den Versuch, wenigstens die höchsten Organe der Reichsverwaltung aus ihrer Starrheit aufzurütteln. Aber nur zu bald kehrte er ermattet vor den aufgethürmten Actenbergen des Kammergerichtes und des Reichshofrathes um. Die Hauptsache aber war, daß der Zusammenhalt des Reiches durch die Feindschaft Friedrichs II. gegen Österreich und durch die neue Stellung, welche er Preußen gegeben hatte, zerfallen und nicht vorauszusehen war, wie die föderativen Einrichtungen des Reiches sich weiterhin von innen heraus entwickeln würden.

Namentlich durch den Verlust Schlesiens hatte Österreich an Macht und Einfluß in Europa wie im Reiche ebensoviel eingebüßt, als Preußen durch die Erwerbung dieses Landes an Ansehen und Bedeutung gewonnen. Diesen Verlust in irgend einer Weise — sei

es im Osten oder im Westen — auszugleichen, Preußen zu isoliren und dessen Einfluß einzudämmen, das bildet den Angelpunkt der äußeren Politik Josefs II. Schon Maria Theresia hatte es versucht, die Stellung ihres Hauses im Reiche wieder zu befestigen. Sie griff zur Politik ihres Ahnherrn Ferdinands II. zurück, indem sie die geistlichen Stifte nach und nach an ihr Haus zu bringen suchte. Schon war ihr dies in Köln und Münster gelungen, wo ihr Sohn Maximilian, der künftige Hoch- und Deutschmeister, zum Coadjutor gewählt ward, während dieser selbst mit vieler Aussicht über die Nachfolge in Hildesheim unterhandelte und auch von den jüngeren Söhnen des Großherzogs von Toscana behauptet wurde, sie seien dereinst für deutsche Bischofstühle bestimmt. Außerdem nahm aber Josef II. nach dem Tode seiner Mutter das Project eines Austausches von Belgien gegen Baiern wieder auf, bei welcher Gelegenheit er auch Salzburg und Berchtesgaden zu erwerben hoffte. Eine derartige wohlarrondirte Macht, welche Österreich von neuem das Übergewicht in Deutschland gesichert haben würde, durfte indeß der Kaiser nur dann zu erlangen hoffen, wenn es ihm gelang, sich gegen den zu gewärtigenden Widerstand Preußens der Unterstützung der beiden Mächte zu versichern, an deren Abneigung das baierische Project kürzlich noch gescheitert war.

Je zweifelhafter sich nun aber die Tragfähigkeit der österreichisch-französischen Allianz im Laufe der Zeit erwiesen hatte, desto mehr strebte Josef eine Allianz mit Rußland an. Diese war um so dringender geboten, als sie das einzige Mittel schien, um die Verbindung Preußens mit Rußland, der sich Österreich nicht gewachsen fühlte, zu lockern. Das vertraute Einverständniß mit Rußland wurde noch bei Lebzeiten Maria Theresias (Juni 1780) durch die Zusammenkunft Josefs mit Katharina zu Mohilew angebahnt. Fortgesetzte Verhandlungen führten zu einem Vertrage zwischen Katharina und Josef, der, um über die Schwierigkeit, daß die russische Kaiserin Gleichstellung mit dem deutschen Kaiser verlangte, hinweg zu kommen, in Briefform gekleidet wurde und den Knoten für die Geschicke des nächsten Jahrzehnts geschürzt hat. Der geheim gehaltene Vertrag versprach wechselseitigen Beistand und nach dem Grundsatze der Reciprocität gleichmäßige Entschädigung, falls es über die Erfüllung der früheren Friedensschlüsse zu einem Kriege mit der Pforte kommen sollte oder falls während eines solchen Krieges die eine oder die andere Macht durch einen Dritten angegriffen werden würde.

Ein prüfender Blick auf den Inhalt dieses Vertrages lehrt freilich, daß derselbe weit weniger den Absichten Josefs als denen Katharinens entsprach. Gegen die bestimmte Zusage, der Kaiserin im Falle eines Krieges mit der Pforte Beistand zu leisten, tauschte der Kaiser die jedenfalls unsichere Hoffnung auf russische Förderung seiner eigenen Bestrebungen ein. Diese waren zunächst auf Deutschland gerichtet; ein Krieg mit der Pforte lag im Augenblick mehr in Katharinens als in Josefs Interesse und Absicht. Wohl hegte auch Josef orientalische

Pläne; doch diese sollten erst in späterer Zukunft zur Reife gedeihen, während Katharina schon jetzt darauf ausging, die Früchte des Vertrages zu ernten.

Katharina nahm den Ausbruch von Unruhen in der Krim zum Anlaß, um für den Fall, daß es zum Kriege mit der Pforte und zur Zertrümmerung dieser Macht kommen würde, die Errichtung von zwei Reichen in Vorschlag zu bringen: eines griechischen Kaiserthums in Constantinopel für ihren Enkel Constantin und eines dacischen Reiches, das ebenfalls unter einem griechisch-gläubigen Fürsten Moldau, Walachei und Bessarabien umfassen sollte. Josef ging scheinbar auf das Project ein, indem er als Compensation außer Chocim die kleine Walachei, Belgrad, Orsova und Widdin sowie das venetianische Küstengebiet verlangte, wogegen Venedig auf Morea und im Archipel entschädigt werden sollte. Aber daneben gab er doch auch den Bedenken Ausdruck, die sich gegen ein so weit aussehendes Unternehmen erhoben, und sprach den Wunsch nach dessen Vertagung aus, und als nun Katharina auf eigene Faust zugriff und sich der Halbinsel Krim bemächtigte, benützte dies Josef, um als Gegendienst für die Bereitwilligkeit, mit der er die Forderungen der Kaiserin bei der Pforte unterstützte, Rußlands Beistand für sein baierisches Tauschproject in Ansprnch zu nehmen.

Der Zustimmung Frankreichs und Rußlands, wie er meinte, gewiß, schien Josef das vorgesteckte Ziel um so eher erreichen zu sollen, als der Kurfürst Karl Theodor, der sich als Fremder in Baiern nicht heimisch fühlte, nicht abgeneigt war, sich dieses Landes durch einen vortheilhaften Tausch zu entledigen. Da war es zunächst der Kaiser selbst, der die Angelegenheit dadurch verwickelte, daß er in dem Augenblicke, in welchem er über die Abtretung der Niederlande verhandelte, durch die Aufhebung der Barrière und durch den Versuch gewaltsamer Sprengung der Scheldesperre, die allerdings bisher den Lebensnerv des belgischen Handels unterbunden hatte, einen Streit mit Holland entzündete, der zu offenem Kriege zu führen drohte. Zwar nahm Josef die angebotene Vermittlung Frankreichs in diesem Streite an und benützte den Zwischenfall, um die Pacification mit Holland, welche Frankreich wünschte, zum Preise der Unterstützung desselben bei dem baierisch-belgischen Tauschgeschäfte zu machen. Aber bald erhob sich gegen die Pläne Josefs ein Widerstand, der zugleich den Keim der späteren Spaltung Deutschlands in zwei feindliche Lager enthielt.

Friedrich II. von Preußen, der sich in seinen alten Tagen durch die Politik Josefs II. allseitig überflügelt sah und die Wiederherstellung der ihm feindlichen Allianz besorgte, die einst den Ausbruch des siebenjährigen Krieges herbeigeführt hatte, schloß zunächst mit Hannover und Sachsen Vereinbarungen ab, die sich dann durch die „Accession" der meisten kleineren geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands zu jenem sogenannten Fürstenbunde (1785) erweiterten, der den Kaiser zum Aufgeben des Tauschplanes und im Frieden mit Holland zum Verzicht auf seine Forderungen zwang.

Mon cher Prince comme
Militaire je plains la perte
d'un grand homme et qui fera
Epoque a jamais dans l'art
de la guerre, comme citoyen
je regrette qu'elle est arrivé
cette mort 30 années trop tard
l'année 756 elle aurait ete
autrement avantageuse qu'en
786. je n'ai pas la moindre
esperance de son successeur
et tant que Hertzberg sera
l'âme de tout il faudra s'attendre
encore a pire au reste pour
le moment comme vous dite tres
bien il faut le voire venir et
agir alors en consequence adieu
mon cher prince croyés a ma
sincere amitié et parfaite estime
Joseph

Facsimile einer Handschrift Kaiser Josefs II.*

Wohl ging der Fürstenbund mit Friedrich II. zu Grabe und dessen Tod regte in dem Kaiser sogar den Gedanken einer dauernden Aussöhnung mit Preußen an, zumal sich Rußlands Eifer für das baierische Tauschgeschäft als sehr gering erwiesen hatte. In einer

* Diese Worte schrieb Kaiser Josef II. auf einen „du jardin à Mariahilff, le 21. août 1786" datierten Brief, in welchem ihm Fürst Kaunitz den Tod Friedrichs des Großen angezeigt hatte (k. k. geheimes Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien); dieselben lauten in deutscher Übersetzung: „Mein lieber Fürst! Als Militär beweine ich den Verlust eines großen Mannes, der immerdar Epoche in der Kriegskunst machen wird, als Bürger aber bedaure ich, daß sein Tod um 30 Jahre zu spät eingetreten ist. Im Jahre 1756 würde er vortheilhafter gewesen sein als 1786. Ich hege nicht die geringste Hoffnung auf seinen Nachfolger, und solange Hertzberg die Seele von Allem sein wird, muß man sich auf noch Schlimmeres gefaßt machen. Übrigens muß man, wie Sie ganz richtig bemerken, ihn an sich herantreten lassen und darnach handeln. Adieu, mein lieber Fürst. Seien sie überzeugt von meiner aufrichtigen Freundschaft und vollkommenen Achtung". Josef.

Denkschrift an Kaunitz (1786) faßte Josef seine Ansichten hierüber zusammen. „Wenn“, sagte er, „Österreich und Preußen sich aufrichtig mit einander verbinden und im Einverständniß mit einander handeln, haben sie nichts weiter zu fürchten weder von einer einzelnen Macht noch von einer Verbindung mehrerer; sie werden die Schiedsrichter sein nicht allein in Deutschland, sondern in Europa. Alle Mächte werden sie suchen, sie werden keine andere Macht zu suchen brauchen. Der allgemeine Friede wird nur von ihnen abhängen. Es kann keine Allianz geben, die eine solidere Grundlage und einfachere Bedingungen hätte als diese.“ Aber das Project einer Verständigung mit Preußen war nur eine Seifenblase, die vor den Bedenken, welche Kaunitz erhob, sofort zerplatzte. Die alten Gegensätze bestanden unausgeglichen fort. So wie Preußen sich auch fernerhin in seinem Antagonismus gegen den österreichischen Einfluß im Reiche gefiel, wie sich dies namentlich bei der Wahl Dalbergs zum Coadjutor in Mainz und Worms zeigte, so galt für Josef auch in der Folge das Bündniß mit Rußland als ein politisches Axiom, wobei sich allerdings die Frage erhob, ob es im Interesse Österreichs liege, den Absichten Rußlands gegen die Türkei Einhalt zu thun oder ihnen Vorschub zu leisten.

Josef wünschte auch jetzt die Aufrechthaltung des Friedens. Er hätte sich nicht gegen eine mäßige Erweiterung Rußlands auf Kosten der Pforte gesträubt, woferne sich dabei auch ein entsprechender Gewinn für Österreich ergab; aber die Russen zu Herren und Meistern der Türken werden zu lassen, lag nicht in seiner Absicht. Als er daher aus Anlaß der neuen Verwicklungen zwischen der Pforte und Rußland, wenn auch innerlich widerstrebend, der Einladung Katharinas Folge gab und mit ihr zu Cherson zusammentraf, suchte er seinen Einfluß zu Gunsten des Friedens geltend zu machen. Aber es zeigte sich bald, daß dies nicht mehr in dem Belieben Josefs und seiner Bundesgenossin lag. Die Pforte erklärte an Rußland den Krieg, und zwar in dem Augenblick, als auch über den westlichen Horizont ein schweres Gewitter gegen den Kaiser heraufzog. Eben in Cherson empfing Josef die Nachricht von den Unruhen, die in Belgien ausgebrochen waren.

Die Reformen Josefs waren von so durchgreifender und umwälzender Art, sie hatten so viele persönliche Vortheile, so viele verkommene alte Rechte angetastet, daß sich nothwendig der Widerspruch der dadurch Betroffenen erheben mußte. Die Zahl der Gegner des Kaisers mehrte sich mit jedem Schritte, den er in seinen Reformen weiter that, so zwar, daß zuletzt, obgleich jede einzelne Neuerung in diesem oder jenem Kreise Beifall fand und die Vergötterung des Monarchen hervorrief, doch beinahe das ganze Reich zur Klage und zum Widerstande sich vereinigte.

Nirgends aber war dies so sehr der Fall als in jenen Ländern, die sich seit jeher einer weitgehenden Autonomie erfreuten, in deren Besitze sie die Reformen des Kaisers ernstlich bedrohten. Namentlich in Ungarn, wo der ganze Verfassungsapparat noch aufrecht-

stand, mußten die Ideen des Kaisers Josef von Staat und Souveränetät in principiellen Conflict mit den Ansprüchen des gesammten Adels gerathen, der an seinen alten Vorrechten, namentlich der Steuerfreiheit festhielt. Hatte schon die Unterlassung der Krönung, die Beseitigung des Landtages und die Einführung der deutschen Sprache in Amt und Gericht den übelsten Eindruck auf ein Volk gemacht, das an der Stefanskrone mit schwärmerischer Verehrung hing und in dem sich das Gefühl der Nationalität auf das lebendigste regte, so war dies in noch weit höherem Grade der Fall, als Josef eine Volkszählung (Conscription) und Häusernumerirung anordnete, die man nur als die Vorläuferin einer bevorstehenden allgemeinen Rekrutirung ansah, als er ferner bei dem großen Widerstande, auf den seine Maßregeln in den Comitaten stießen, die Comitatsverfassung aufhob, die Comitatsversammlungen untersagte, das Land in zehn Districte theilte und endlich mit Aufhebung der bisherigen Steuerfreiheit des Adels sein neues Steuersystem auch in Ungarn durchzuführen suchte. Eine tiefe Gährung durchdrang das ganze Land, und während der Adel, trotz des Verbotes, in stürmischen Versammlungen Klagen und Gegenvorstellungen erhob, brach in Siebenbürgen ein furchtbarer Aufstand der walachischen Bauern unter Horja gegen die adeligen Grundherren aus, der zwar gewaltsam unterdrückt wurde, dessen Schuld man aber doch den Urbarialreformen des bauernfreundlichen Kaisers beimaß. Noch ernster gestalteten sich die Dinge in Belgien. Richtete sich in Ungarn der Widerstand gegen die politischen Ideen des Kaisers, so waren es in Belgien zuvörderst die religiösen Reformen, an denen sich der Widerstand des Volkes entzündete, und ging in Ungarn die Bewegung von dem hohen und niederen Adel aus, so war es in Belgien vor Allem der dritte Stand, der sich zur Vertheidigung der magna charta des Landes — der sogenannten joyeuse entrée — erhob. Die Klösteraufhebung und die Errichtung des Generalseminars in Löwen, sowie der Versuch, die ganze Civilverwaltung und Rechtspflege umzugestalten, gaben zur Unzufriedenheit, zu Unruhen und endlich zu einem Aufruhr Anlaß, der, durch die niedere Geistlichkeit geschürt, von den Nachbarmächten (Preußen und Holland) begünstigt, von den Advocaten van der Noot und Vonck geleitet, von van der Mersch militärisch organisirt, immer größere Dimensionen annahm und, von Josef vergeblich mit Waffengewalt bekämpft, den gänzlichen Abfall der Niederlande herbeiführte.

Es war unter diesen Umständen geradezu verhängnißvoll, daß Josef an dem Kriege zwischen der Pforte und Rußland nicht blos, dem Bündnisse von 1781 gemäß, mit einem Hilfscorps theilnahm, sondern es vorzog, Österreich als selbständige Macht auftreten zu lassen und seinerseits den Türken den Krieg zu erklären. Josef selbst begab sich auf den Kriegsschauplatz in das südliche Ungarn, wo er voll Muth und Entschlossenheit alle Beschwerden des Kampfes theilte. Aber der von Lacy geleitete erste Feldzug (1788) mißlang. Wohl besetzte am linken Flügel Prinz Josias von Coburg nach der Einnahme

von Choczim einen Theil der Donaufürstenthümer und am rechten Flügel drang Vukassovich bis Cettinje vor. Dagegen wurde die Hauptarmee auf einem weitläufigen Cordon verzettelt; statt an die gewünschte Belagerung von Belgrad schreiten zu können, sah sich der Kaiser durch die entgegengesetzte Meinung des Kriegsrathes auf die Vertheidigung der Grenze beschränkt. Und nicht einmal diese wurde behauptet; ungestraft fielen die Türken in das Banat ein. Körperlich gebrochen und auf das tiefste verstimmt, verließ endlich Josef den Kriegsschauplatz, doch nicht eher, als bis die Türken den Rückzug bewerkstelligt hatten und bis die Lagerseuche, die unter den Truppen herrschte, auch ihn befiel. Josef wünschte unter diesen Umständen die Wiederherstellung des Friedens, aber Kaunitz drängte zur Fortsetzung des Krieges und zur Erneuerung des Bündnisses mit Rußland, welches in der That 1789 auf weitere acht Jahre erstreckt ward.

An dem zweiten Feldzuge (1789) nahm Josef nicht mehr persönlich theil. Der unausgesetzten aufreibenden Thätigkeit eines rastlosen Geistes war endlich der an sich nicht allzu kräftige Körper erlegen. Im April stellte sich ein Bluthusten ein. Zwar erholte sich Josef so weit, daß er das Zimmer wieder verlassen und im Mai nach seinem geliebten Laxenburg übersiedeln konnte, wo er, unter den prächtigen Kastanienbäumen sitzend, die balsamischen Sommerlüfte in seine wunde Brust einsog. Im Herbste kehrte er in die Hofburg in Wien zurück, die er lebend nicht mehr verlassen sollte. Trotz zunehmender Krankheit verfolgte er noch von seinem Schmerzenslager aus mit steter Aufmerksamkeit den Gang der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze, wo damals Coburg, mit Suwarow vereint, den glänzenden Sieg bei Fokschani am Rimnik erfocht, während den Befehl über die Hauptarmee des Kaisers der alte Laudon übernahm. Die Einnahme Belgrads durch diesen war der letzte Lichtstrahl, der Josefs sturmbewegten Lebensabend erhellte.

Sonst aber schien sich Alles gegen den unglücklichen Kaiser verschworen zu haben. Der König von Schweden griff die Russen an. Gegen Josef und die Czarin bildete sich eine Allianz Preußens mit den Seemächten zu dem Zwecke, die voraussichtlichen Eroberungen der kriegführenden Mächte zu verhindern. Selbst mit den Polen setzte sich Friedrich Wilhelms II. Minister Hertzberg in Verbindung, indem er in der sogenannten Patriotenpartei die Hoffnung auf die Wiedergewinnung Galiziens weckte. „Und in dieser Lage“, schrieb damals Kaunitz an Mercy, „haben wir auf der einen Seite einen Alliirten (Rußland), der schon jetzt in einen doppelten Krieg (mit der Türkei und Schweden) verwickelt ist; auf der anderen Seite haben wir einen Alliirten, bei dem es so weit gekommen ist, daß dessen Ministerium nicht einmal mehr wagen darf, vor der Nationalversammlung den Namen unserer Allianz laut auszusprechen.“ Denn schon erhob im Westen Europas die französische Revolution gewaltig und drohend ihr Haupt; schon trieb der Sturm die ersten Keime ihrer Ideen in das benachbarte Belgien hinüber.

Vor Allem war es aber der alte Gegensatz zwischen Österreich und Preußen, an dem Josefs orientalische Politik scheiterte, und zugleich machte sich die widrige Einwirkung dieser Macht auch in Ungarn und Belgien fühlbar. Der Aufstand in Belgien dauerte fort, und wie Belgien so drohte auch Ungarn abzufallen. Als der Kaiser, um neue Leistungen



Freiherr Ernst Gideon von Laudon.

und Aushebungen zu erlangen, die Congregationen der Gespanschaften, die er aufgehoben hatte, nun (1789) doch wieder einberief, erklärten sich diese für incompetent. Immer lauter wurde der Ruf nach Wiederherstellung der verletzten Verfassung, nach Einberufung des Landtages. Schon forderte man, da kein Palatin vorhanden war, den obersten Hofrichter auf, einen Reichstag zu berufen ohne Mitwirkung und ohne Vorwissen des Kaisers. Aber auch in Galizien, in Böhmen, in Tirol, ja selbst in Österreich herrschte Unzufriedenheit.

In diesem kritischen Augenblicke lenkte der Kaiser ein; er entschloß sich zu einem Wechsel seiner inneren und äußeren Politik. Am 20. und 25. November 1789 widerrief Josef alle Ordonnanzen, die er für Belgien erlassen hatte, versprach die „joyeuse entrée" wieder in Kraft zu setzen und gewährte eine allgemeine Amnestie. Doch war es zu spät. Die Zugeständnisse wurden nur als Zeichen der Furcht und Schwäche der Regierung gedeutet. Die Seemächte und Preußen übernahmen die Garantie der ständischen Verfassung. Die Deputirten der Provinzen traten in Brüssel zusammen und constituirten sich als „die vereinigten belgischen Staaten". Der souveräne Congreß übernahm die Regierung des Landes.

Um die Unruhen in Ungarn zu dämpfen, widerrief Josef am 30. Januar 1790 die meisten der in den letzten zehn Jahren erlassenen Verordnungen und erkannte die Verwaltungsformen, wie er sie bei seinem Regierungsantritte vorgefunden, als zu Recht bestehend an. Er bewilligte die Wiederherstellung der Obergespane und der alten Behörden. Er versprach die Krone herauszugeben. Nur die kirchlichen Einrichtungen und die neugeordneten Verhältnisse der Unterthanen zu den Grundherrschaften hielt er aufrecht. „Ich wünsche von Herzen", lauteten die Schlußworte der berühmten kaiserlichen Entschließung, „daß Ungarn an Glückseligkeit und guter Ordnung so viel gewinne, als ich durch meine Verordnungen in allen Gegenständen selbem verschaffen wollte."

Zu den Sorgen um die inneren Verhältnisse gesellten sich die düsteren Ausblicke auf den äußeren Bestand des Reiches. Friede um jeden Preis — war der Auftrag, den Josef seinem Staatskanzler ertheilte. Er wollte alle Eroberungen im Südosten herausgeben, um dann seine Waffen gegen jenes Preußen zu richten, das alle seine Entwürfe durchkreuzt hatte, das mit allen seinen Gegnern in Verbindung stand.

Doch die Sanduhr seines Lebens war bereits abgelaufen. Josef hatte stets auf einsamer Höhe dagestanden, nur von wenigen Männern umgeben, wie etwa Lacy, der sein Vertrauen in besonderem Maße genoß, oder Cabinetssecretär Anton, der die Correspondenz besorgte. Sein Bruder Leopold und seine Schwestern, mit denen er eifrig correspondirte, lebten in der Fremde und theilten seine Anschauungen nicht. Selbst Kaunitz hielt sich von ihm ferne, da er seit Jahren die Berührung mit Kranken scheute. Nur sein Neffe Franz weilte in seiner Nähe; er hatte ihn aus Florenz nach Wien berufen, um selbst seine Erziehung zu überwachen. Sonst waren es in den letzten Jahren vornehmlich fünf edle Damen, die Fürstinnen Clary, Kinsky, Leopoldine und Eleonore Liechtenstein und die Gräfin Kaunitz, in deren anregender Gesellschaft er Erholung von den Staatsgeschäften suchte. Unendlich angenehm war dem Kaiser auch der Umgang mit der liebenswürdigen, bescheidenen Gemalin seines Neffen Franz, der Prinzessin Elisabeth von Württemberg. Um so tiefer berührte ihn ihr unerwartet plötzlicher Tod. Zwei Tage darnach — am 20. Februar 1790 — schied er selbst nach kurzem Todeskampfe, einsam und verlassen, wie

er gelebt, dahin. Bei seinem Tode waren nur Beichtvater und Arzt, der Erzherzog Franz und die treuen Diener Lacy, Rosenberg und Dietrichstein zugegen. Aber noch eine andere Gestalt beugte sich trauernd über das Sterbelager des Kaisers, die Idee des Staates, jene hehre Geliebte, die ihm den Mangel jedes anderen Glückes ersetzte, der er sich ganz geweiht und der er noch in den letzten Stunden seines prüfungsreichen Lebens, wie er sagte, mit aller moralischen und physischen Kraft gedient, ohne sich um die Folgen zu kümmern, die daraus für sein Dasein entspringen mochten. Seine letzten Gedanken weilten bei seinem Vaterlande, das er in einem Abschiedsbillete Kaunitz empfahl.

Josef hat, wie die schöne Inschrift auf dem ihm von seinem dankbaren Neffen Kaiser Franz gesetzten Denkmale sagt, nicht lange, aber ganz dem öffentlichen Wohle gelebt. Seine Alleinherrschaft umfaßt nur zehn Jahre, aber diese gehören zu den inhalts- und folgenreichsten unserer Geschichte. Wenn wir nun hier die Erfolge und Mißerfolge der Regierung Josefs noch einmal überblicken, werden wir schärfer, als dies sonst zu geschehen pflegt, zwischen Ungarn und den Niederlanden einer- und den übrigen Erblanden anderseits zu unterscheiden und zugleich nachdrücklicher als sonst die nachtheiligen Rückwirkungen der unglücklichen äußeren Politik dieses Kaisers auf die inneren Zustände des Reiches zu betonen haben. Was nämlich die gegenwärtig cisleithanischen Länder betrifft, so läßt sich leicht erkennen, daß hier der Unterschied der josefinischen Gesetze von denen der vorausgegangenen theresianischen Periode weniger in dem Wesen als in der Form, weniger in den Gegenständen als in dem beschleunigten Tempo der Durchführung, kurz in dem Wunsche Josefs lag, selbst noch die Früchte jener Reformen zu ernten, die er mit den Bäumen im Augarten verglich, welche er, um sich noch ihres Schattens zu erfreuen, statt junger Schößlinge pflanzen ließ. Ohne Zweifel trug diese Hast einen Theil der Schuld an dem Mißlingen mancher seiner Entwürfe, so wie es auch unleugbar ist, daß Josefs Reformen viel tiefer einschnitten in die bisherigen Verhältnisse als jene seiner Mutter und daher von den dadurch Betroffenen viel schmerzlicher empfunden wurden. Namentlich auf dem kirchenpolitischen Gebiete war dies der Fall, wo seine und seiner Mutter Ansichten sich wie zwei Weltanschauungen gegenüber standen. Auch das ist richtig, daß Josef für die historischen Rechte kein Verständniß besaß, nur theilte er dies Gebrechen mit seiner Zeit. Nicht nur der Regierung, auch den Regierten, den privilegirten Ständen war der historische Sinn abhanden gekommen, wenn man darunter nicht starres Ansichhalten, sondern die stetige Entwicklung der gegebenen Verhältnisse aus sich selbst heraus versteht. Auch Maria Theresias Langmuth war an dem zähen Widerstande, den ihr der Adel entgegensetzte, erlahmt. Auch sie hatte geklagt, daß mit den Ständen nichts anzufangen sei, und hatte daher die wichtigsten Anordnungen über die Köpfe derselben hinweg decretirt. Von einer lebenskräftigen ständischen Verfassung war ohnehin längst nicht mehr die Rede und deren Wiederbelebung lag nicht in

dem Sinne der Zeit, deren Vorzüge und Schwächen sich in Josefs Wesen spiegeln. Anders lagen die Dinge in Ungarn und in den Niederlanden, wo die alten Rechte noch bestanden und wo sich alles in die Frage zuspitzte, ob man die freie Form des politischen Daseins höher anschlage oder die Verbesserung der materiellen Wohlfahrt durch Reformen, die an sich verfassungswidrig, doch das Beste des Landes bezweckten. Darum hat denn auch das josefinische System gerade in diesen Ländern die erste und empfindlichste Niederlage erlitten.

Aber selbst in jenen Erblanden, welche nun schon seit geraumer Zeit absolutistisch regiert wurden, hatten sich allmälig die verschiedenartigsten Elemente und Interessen zu einer Opposition geeinigt, welche kurz nach Josefs Tode wenigstens einen Theil seiner Reformen zum Falle brachte. „Warum wird Josef von seinem Volke nicht geliebt?" So lautet die Frage, welche sich der Verfasser einer gleichzeitigen Brochure aufwirft und die wir uns noch heute verwundert stellen, wenn wir an sie den Maßstab unserer heutigen Anschauungen legen. In ihr birgt sich die ganze Tragik seines Lebens, die ihre Erklärung in jenem verhängnißvollen Zauberkreise findet, der den Kaiser von seinen Völkern schied. Josef war eine revolutionäre Natur, die nur dann Erfolge verzeichnen konnte, wenn und insoferne sie für den unerschöpflichen Gährungsstoff, den sie in das Staatsleben warf, einen empfänglichen Boden vorfand. Dies war trotz mancher vorausgegangener Anregungen von außen her nicht der Fall. Nur in einem beschränkten Kreise gebildeter Männer fanden seine Ideen Anklang. Selbst das Räderwerk der Staatsmaschine, deren complicirten Mechanismus eine Feder in Bewegung setzte, versagte ihm gelegentlich den Dienst, das Volk aber wurde durch Josefs Neuerungen überrascht; er fand keine tiefere Theilnahme, kein Verständniß für eine Aufgabe, die er durch Befehle lösen wollte und die doch nur das Volk durch Selbstthätigkeit lösen kann. Unbegriffen standen sich Josef und seine Unterthanen gegenüber. „Sie hatten einen Adler", sagte die Kaiserin Katharina, „aber sie haben ihn nicht erkannt." In diesem Sinne war Josef, der Sohn seiner Zeit, dieser doch vorangeeilt. Es ist nicht richtig, wenn man in Josef blos den Nachahmer fremder Ideen erblicken will. Wohl hatte er sich die Doctrinen des Zeitalters zu eigen gemacht, aber in seiner scharf abgegrenzten Persönlichkeit nahmen sie alsbald ein individuelles Gepräge an und entwickelten sich zu Consequenzen, welche erst eine spätere Zukunft zur Reife bringen sollte.

Josef starb mit einem großen Widerrufe, aber er hatte nicht umsonst gelebt. Unter seinen wuchtigen Schlägen ging eine alte Welt in Trümmer; die Gußform sank und das moderne Österreich blinkte aus der zerbrochenen Hülle hervor. Einzelne seiner Reformen blieben bestehen, an andere hat die Neugestaltung Österreichs in unseren Tagen angeknüpft. Auch blieb ihm die wenn auch erst spätere Anerkennung seines Wirkens nicht versagt. In der Masse des Volkes, namentlich im Bauernstande, der ihm so Vieles zu verdanken hatte, verdichtete sich die Sehnsucht nach dem geliebten Kaiser zu der Sage, daß er nicht gestorben

sei, sondern fortlebe wie der alte Rothbart, um einst wieder zu kommen und das große Werk der Befreiung zu vollenden. Und noch heute blicken alle Parteien ohne Unterschied auf Josefs Zeit zurück; alle knüpfen sie in der einen oder anderen Richtung an dieselbe an.



Die Hauptfigur des Zauner'schen Kaiser Josef-Denkmals in Wien.

Denn die josefinische Epoche wirkte wie der Sauerteig, der die bis dahin träge Masse der Monarchie zum ersten Male in Gährung versetzte. „Aus der Fackel seines Genius“, sagt Georg Forster, „ist ein Funke in Österreich gefallen, der nicht wieder erlischt.“

Über den Werth seiner Reformen werden die Ansichten freilich stets verschieden lauten, da dies ja lediglich mit dem Standpunkte zusammenhängt, den man an die Ideen

des XVIII. Jahrhunderts anlegt. Darüber aber besteht kein Zweifel, daß seine Absichten stets die edelsten gewesen sind. Schon die Mitwelt nannte ihn den Einzigen, die dankbare Nachwelt aber verehrt in ihm den „Schätzer der Menschheit“, der den Wiener Bürgern Augarten und Prater eröffnete, den „barmherzigen Samaritan auf dem Thron“, der als Arzt an das Krankenlager der armen Witwe trat, den hilfreichen Freund der Bedrückten, der im Controlorgange der Wiener Hofburg für jeden ihm anvertrauten Schmerz ein Wort des Trostes und der Beruhigung fand, und den liebreichen Kaiser, der das Elend der letzten Hütte seines Reiches zu lindern suchte und selbst in die Nacht der Verbrecherzelle hinabstieg, um da, wo sonst das Mitleid versiegt, noch Erbarmen und Schonung walten zu lassen.

Im reifsten Lebensalter von 43 Jahren trat Josefs Bruder und Nachfolger, Leopold II., bisher Großherzog von Toscana, aus den geordneten Verhältnissen eines kleinen Staates in die chaotisch gewordenen Zustände eines Reiches, das von außen bedroht, im Innern aufgewühlt und erschöpft war. Die Unruhen in Ungarn, den Abfall Belgiens, die Fortdauer des Türkenkrieges, die Ungewißheit im Verhältnisse zu Preußen, die Rückwirkungen der französischen Revolution — trat er als schlimme Erbschaft an. Aber Leopold zeigte bald, daß er der großen Aufgabe, die an ihn herantrat, gewachsen sei.

Die Reformen, welche seine fünfundzwanzigjährige Regierung in Toscana erfüllten, zeigen auch ihn beeinflußt von den herrschenden Ideen der Zeit, die er sogar noch weiter als Josef und consequenter ausgebildet hat. Allein bei näherer Betrachtung läßt sich in den politischen Principien Leopolds II. und Josefs II. ein bedeutender Unterschied nicht verkennen. „Der Liberalismus Josefs war von einer politisch imperialistischen Natur, der Liberalismus Leopolds hatte eine constitutionelle Färbung.“ Wohl hatte Leopold in Toscana als absoluter Herrscher regiert, weil es an einer Vertretung des Volkes in jenem Lande überhaupt fehlte. Aber er hatte die Absicht, die von ihm daselbst durchgeführten Reformen durch die Einführung einer ganz auf modernen Grundsätzen fußenden Verfassung zu krönen, und in der That hat sich ein derartiger Entwurf noch erhalten. Darum war er auch mit Vielem, was unter Josef in Österreich, namentlich in Belgien geschah, nicht einverstanden. „Es ist ein Glück“, schreibt er an seine Schwester Maria Christine, „wenn ein Land Stände und eine Constitution besitzt, an welcher das Volk hängt. In einem solchen Lande bestehen zwischen Herrscher und Volk gegenseitige Verbindlichkeiten, die nur durch Übereinkommen abgeändert werden können.“ In directem Gegensatze zu Josefs Regierungsmaximen setzt er hinzu, es sei nicht ersprießlich, dem Volke das Gute aufzuzwingen, wenn es nicht selbst von dessen Nützlichkeit überzeugt sei. Ja in seinem sogenannten „Glaubensbekenntnisse“ vom 25. Januar 1790 heißt es sogar: „Ich glaube, daß der Souverän, selbst ein erblicher, nur der Delegirte und Beauftragte des Volkes sei, für welches er da ist, um ihm alle seine Sorge und Arbeit zu widmen. Ich glaube, daß jedes Land ein Grundgesetz



Kaiser Leopold II.

oder einen Vertrag zwischen Volk und Souverän haben soll, welcher die Macht des letzteren beschränkt; daß, wenn der Souverän dieses Gesetz nicht hält, er thatsächlich auf seine Stelle verzichtet, welche ihm nur unter dieser Bedingung übertragen ist, und daß man ihm zu gehorchen nicht mehr verpflichtet ist."

Aus solchen Grundsätzen ergab sich Leopolds Verhalten zu den inneren Verwickelungen Österreichs von selbst. Den josefinischen Gedanken der Staatseinheit ließ er fallen.

Schon auf der Reise nach Wien versprach er den Ungarn die Wiederherstellung ihrer Verfassung. Ebenso bot er den Niederländern die volle Bestätigung ihrer Privilegien an. In den Erblanden lebten die ständischen Verfassungen wieder auf. Die Landtage wurden allenthalben einberufen. Einige der verhaßtesten Neuerungen, namentlich das als unrichtig in der Bemessung erkannte josefinische Steuersystem wurden sofort abgeschafft. Auch dem Clerus wurden manche Erleichterungen von dem Staatszwange Josefs gewährt, die Generalseminarien verschwanden, einzelne Klöster erhielten ihre Güter zurück. Aus dem Strafrechte wurden einige der anstößigsten Bestimmungen des josefinischen Gesetzbuches entfernt; auch wurde die Führung der verhaßten Conduitelisten eingestellt. So wurden die aufgeregten Länder allmälig wieder beruhigt, zumal sich Leopold in althergebrachter Weise zum König von Böhmen und Ungarn krönen ließ und letzterem Lande in seinem viertgeborenen Sohne einen Palatin gab. Zugleich wurde die Verbindung der ungarischen und der siebenbürgischen Hofkanzlei wieder aufgehoben und die illyrische Hofkanzlei wieder hergestellt, da Leopold in der „illyrischen", das ist serbischen Nation eine Stütze gegen die unbotmäßigen Elemente des ungarischen Adels zu finden hoffte. Die Bewältigung der belgischen Unruhen endlich gelang Leopold im Zusammenhang mit der Herstellung des Friedens nach außen.

Leopold trat die Regierung in Österreich mit dem festen Vorsatze an, den Eroberungsplänen seines Bruders zu entsagen und der Herstellung des Friedens, der im Hinblick auf die inneren Verhältnisse so dringend nöthig war, jedes Opfer zu bringen. Allerdings wurde seine Friedensliebe durch die auf territoriale Erwerbungen (Danzig und Thorn gegen Rückgabe Galiziens an Polen und Entschädigung Österreichs auf Kosten der Pforte) gerichtete Politik Hertzbergs, noch mehr durch die Kriegsgelüste des preußischen Königs Friedrich Wilhelm II. selbst auf eine harte Probe gestellt. Aber Leopold wußte durch die äußerste Nachgiebigkeit die Tauschpläne Hertzbergs zu beseitigen und seine Gegner zu entwaffnen. Im Juli 1790 kam der Reichenbacher Vertrag mit Preußen und den Seemächten zustande, in welchem Preußen die Tauschpläne fallen ließ, Leopold aber mit den Türken auf Grundlage des alten Besitzstandes Frieden schließen zu wollen versprach. Durch diesen Vertrag gewann zugleich Leopold freie Hand gegenüber Belgien, das sich bald darnach den einrückenden österreichischen Truppen wieder unterwerfen mußte. Die Kaiserwahl Leopolds vollzog sich jetzt ohne Schwierigkeit.

Auch in der äußeren Politik bezeichnet Leopolds Regierung einen wichtigen Wendepunkt. Die Vorgänge in Frankreich und die Absicht, sich von seinem bisherigen Verbündeten, Rußland, unabhängiger zu machen, bewogen ihn zum Frieden mit der Pforte und zur Annäherung an Preußen. Die Vorgänge in Polen beschäftigten Leopolds Aufmerksamkeit. Er hat die neue (Mai-) Verfassung dieses Landes anerkannt; wenn er auch nicht, wie man mehrfach behauptet hat, an den Vorbereitungen derselben thätigen Antheil nahm, so

wünschte er doch die permanente Union Polens und Sachsens und die innere Consolidation der Republik, um sie dem gefährlichen Einflusse Preußens und Rußlands zu entziehen.

Zugleich begann die französische Revolution jetzt zum ersten Male ihre Rückwirkung auf die allgemeinen europäischen Verhältnisse geltend zu machen. Die Allianz zwischen Österreich und Frankreich war vernichtet, Leopolds Schwester Marie Antoinette war auf das äußerste bedrängt; eine Anzahl von im Elsaß begüterten Reichsfürsten hatte durch die Franzosen materielle Rechtsverletzung erlitten; die Emigranten riefen alle Höfe um Beistand an, die Jakobiner suchten die Bewohner der Grenzlande aufzuwiegeln.

Leopold widerrieth, so lange die Verwickelungen im Osten Europas seine Kräfte in Anspruch nahmen, seiner Schwester jeden entscheidenden Schritt — namentlich die beabsichtigte heimliche Flucht — und wies auch das Hilfegesuch des Grafen Artois ab. So wie Kaunitz hielt Leopold die dauernde Beschränkung der königlichen Gewalt in Frankreich und die Eindämmung der Fluten der französischen Revolution im Interesse des europäischen Friedens für gleich wünschenswerth. Als das geeignetste Mittel hierzu betrachtete er die Schaffung eines haltbaren constitutionellen Zustandes in Frankreich mit ausreichender Autorität des Königs und breiten verfassungsmäßigen Rechten des Volkes. Wenn irgend möglich, sollte dieser Erfolg ohne Waffengewalt erzielt werden, namentlich ohne Abreißung französischer Grenzgebiete, um die über deren Vertheilung voraussichtlich entbrennenden europäischen Händel zu vermeiden. Daher kam Leopold auf den Plan eines großen europäischen Concerts, in dem alle Mächte auf Frankreich einen moralischen, zugleich von militärischen Demonstrationen begleiteten Druck ausüben sollten. Da aber das Zustandekommen eines derartigen Concerts längere Zeit in Anspruch nahm, mahnte er seine Schwester zu Vorsicht und Geduld. Erst als er von dem fehlgeschlagenen Fluchtversuche und der Gefangennehmung des französischen Königspaares vernahm, erließ er, tief erschüttert, von Padua aus ein Rundschreiben an alle europäischen Souveräne, worin er sie aufforderte, sich gemeinsam der Sache Ludwigs XVI. anzunehmen, schloß Frieden mit der Pforte (zu Sistowa), um sich die Hände im Osten frei zu machen, und ging mit Preußen einen Vertrag ein, worin sich beide Höfe ihre Territorien garantirten und erklärten, sich um die Herbeiführung jenes europäischen Concerts bezüglich Frankreichs bemühen zu wollen.

Aber selbst jetzt noch suchte Leopold den Bruch mit Frankreich sorgfältig zu vermeiden, zumal bei der Abneigung Englands wider dasselbe das europäische Concert im weiten Felde lag. Selbst noch bei der Zusammenkunft Leopolds und Friedrich Wilhelms II. zu Pillnitz wurde der europäische Charakter der französischen Frage, die nur durch ein gemeinsames Vorgehen aller Souveräne zu erledigen sei, betont, und wie wenig begründet die vielverbreitete Ansicht ist, daß zu Pillnitz die erste Coalition zum Angriffe auf die französische Revolution gestiftet worden sei, zeigt abgesehen davon, daß die Denkschrift, welche der

Graf von Artois den beiden Monarchen überreichte, nicht deren Billigung fand, die Hast, mit der sich Leopold die bald darnach erfolgte Annahme der Verfassung vom 14. September durch Ludwig XVI. zunutze machte, um den Gegenstand des europäischen Concerts fürs erste als beseitigt zu erklären. Die brausende Leidenschaft der Nationalversammlung, vor Allem der Gironde, war es, welche zuletzt den Kaiser zwang, auf ernstere Maßregeln als auf das nebelhafte Concert der Mächte bedacht zu sein. Auf die Drohungen der Nationalversammlung gegen den Kurfürsten von Trier forderte er zwar diesen zur Auflösung des auf seinem Gebiete sich sammelnden Emigrantenheeres auf, ratificirte aber zugleich das Reichstagsconclusum über die Elsässer Fürstenrechte und erklärte in einer Note vom 21. December 1791 an Frankreich, daß er als Reichsoberhaupt eine bewaffnete Verletzung der Grenze nicht zulassen könne und daher für diesen Fall Vorkehrungen getroffen habe, dem Kurfürsten von den Niederlanden aus Hilfe zu bringen. Vor Allem aber vollzog er unter dem Eindrucke jener Drohungen am 7. Februar 1792 den Allianzvertrag mit Preußen. Aber auch jetzt wiegte sich der Kaiser noch immer in der Hoffnung, durch diplomatische Mittel den Sturm zu beschwichtigen. Er wünschte nun jenes europäische Concert wirklich herbeizuführen, aber er bot die größte Vorsicht auf, um den Krieg mit Frankreich, falls derselbe unvermeidlich werden sollte, des Charakters der Vertheidigung nicht zu entkleiden. Leopolds Bemühungen blieben wirkungslos. Dem Ultimatum der Nationalversammlung vom 25. Januar 1792 folgte dann die österreichische Gegennote vom 17. Februar. Am 20. April erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs. Leopold hat dieselbe nicht erlebt. An demselben Tage (1. März 1792), da die letzte kaiserliche Note in der Nationalversammlung verlesen wurde, starb Kaiser Leopold rasch und unerwartet. Seine Gemalin Maria Louise, Tochter des Königs Karl III. von Spanien, folgte ihm wenige Wochen später (15. Mai) in den Tod. Sie hatte ihm 16 Kinder geboren, von denen nur zwei vor den Eltern starben: die Erzherzoge Franz (später Kaiser), Ferdinand (Nachfolger seines Vaters in Toscana), Karl, Leopold, Albrecht (gestorben 1773), Maximilian (gestorben 1778), Josef, Anton, Johann Baptist, Rainer, Ludwig und Rudolf und die Erzherzoginnen Maria Theresia (später Königin von Sachsen), Marie Anna, Marie Clementine (später Gemalin Franz I., Königs von Sicilien) und Marie Amalie.

Auch Leopolds II. Regierung in Österreich wird sehr verschieden beurtheilt. Da er sich gleich anfangs zur Zurücknahme einer Reihe von Maßregeln seines Bruders gezwungen sah, anderseits den weitgehenden Ansprüchen der Stände vielfach entgegentrat, so hat man seine Regierung in Österreich bald unter den Gesichtspunkt einer Restauration, ja Reaction gegen den Josefinismus gebracht, bald wieder derselben eine noch weit über Josefs Absichten hinaus gehende Richtung auf Beschränkung der ständischen Rechte imputirt. Nun wird zwar die richtige Würdigung Leopolds durch die kurze Dauer seiner Regierung in Österreich



Leopold II. im Kreise seiner Familie bei der Ankunft der beiden sicilianischen Majestäten in Wien im Jahre 1791.

erschwert, immerhin aber vollzogen sich binnen der zwei Jahre seiner österreichischen Regentschaft auch im Innern so viele und bedeutsame Umgestaltungen, daß man an Hand derselben über die eigentlichen Ziele seines Wirkens nicht leicht irre gehen kann. Wohl darf man im Allgemeinen annehmen, daß der weitere Verlauf der französischen Revolution den gelehrigen Schüler Lockes über die letzten Consequenzen seines eigenen Systems hier und da bedenklich stimmen mochte; aber gerade seine constitutionellen Überzeugungen mußten ihn eben so sehr vor reactionären Gesinnungen als vor den josefinischen Experimenten auf dem Gebiete des Einheitsstaates bewahren. Die Anschauungen, welche er in dem am 17. Februar 1791 den Statthaltern der Niederlande und später den dortigen Ständen selbst übersendeten Memoire entwickelte, entsprachen vollkommen dem oben erwähnten „Glaubensbekenntnisse" und auch in den alten Erblanden zeigte er sich in einzelnen Punkten nachgiebig gegenüber den Gegnern der josefinischen Reformen. Überall aber hält er an dem Principe der Staatshoheit fest, nirgends geht er über die theresianische Epoche zurück. Zwischen dieser und den Reformen seines Bruders sucht er zu vermitteln, und seine Regierung ist eben darum, trotz ihrer kurzen Dauer, für Österreich so wichtig; die Zustände, die sich am Ende seiner Regierung ausgebildet hatten, sind in mehr als einer Beziehung die Grundlage für jenes Regierungssystem geworden, welches von 1792 bis 1848 in Österreich bestanden hat. Obgleich selbst Theoretiker, ermaß er doch theils aus innerer Überzeugung theils an den trüben Erfahrungen seines Bruders die Nachtheile einer auf bloßer Theorie aufgebauten Gesetzgebung, und es ist daher nicht richtig, wenn man ihn als den Fürsten hingestellt hat, unter welchem die Axt an die Wurzel des Ständelebens in Österreich gelegt worden sei, das er vielmehr, namentlich durch die Begünstigung des dritten Standes zu regeneriren, zeitgemäß umzugestalten und zu einer den gegebenen Verhältnissen entsprechenden Theilnahme an dem Gesetzgebungswerke befähigen wollte.

Auch in Leopolds äußerer Politik kam sein durchaus maßvolles, jeder kriegerischen Verwickelung abgeneigtes und auf die Erhaltung des Weltfriedens und des europäischen Gleichgewichtes gerichtetes Wesen zu vollem Ausdrucke. Sie war conservativ im besten Sinne des Wortes, und wenn man sie gelegentlich als „gewunden" „proteusartig" bezeichnet hat, so dürfte die Erklärung dieser wechselnden Strömungen nicht so sehr in der angeblich macchiavellistischen Routine Leopolds, als in dem Gegensatze und in dem Verhältnisse des Kaisers zu seinen Ministern, namentlich dem Staatskanzler Kaunitz zu suchen sein, mit welchem er in der Auffassung der französischen Angelegenheiten vollkommen übereinstimmte, ohne dagegen dessen Warnungen vor Preußens Politik Gehör zu schenken. Und so ist denn als die wichtigste und zugleich ganz aus Leopolds Initiative hervorgegangene That seiner Regierung nach außen der Allianzvertrag mit Preußen zu bezeichnen, den sein jugendlicher Nachfolger als folgenschwere Erbschaft übernahm.


itten in einer der größten europäischen Krisen gingen die österreichischen Länder an Leopolds II. ältesten Sohn über, der bald darnach auch den deutschen Thron als Franz II. bestieg. Frankreich wurde aus einem Verbündeten Österreichs dessen heftigster Gegner. Aber die Kriegserklärung der Nationalversammlung lautete blos formell an den jungen „König von Ungarn und Böhmen", im Grunde war sie gegen die ganze alte Ordnung Europas gerichtet.

Nur die Eintracht des bedrohten Europas hätte diese Gefahr abzuwenden vermocht. Wirklich reichten sich Österreich und Preußen die Hand zum Waffenbunde. Sie schienen ihres alten Haders vergessen zu haben und auch Katharina II. von Rußland, einst Diderots gelehrige Schülerin, trug jetzt den tiefsten Haß gegen die Jakobiner zur Schau. Im Grunde aber gingen die Absichten der drei Mächte weit auseinander und trugen nur zu bald den Sieg über das große gemeinsame Interesse davon.

Schon der mißglückte Feldzug in der Champagne und seine traurigen Folgen ließen das lose Gefüge und den inneren Widerspruch der österreichisch-preußischen Allianz erkennen, welche zu lockern zwar den Franzosen damals noch nicht gelang, deren Zerfall aber die Vorgänge in Polen beschleunigten.

Seit zwei Decennien arbeitete Katharina unablässig an dem Plane, das Czarenreich durch die Eroberung Polens in unmittelbaren Verkehr mit der Cultur des Westens zu bringen. Um der Beute sicher zu sein, hatte sie sich allen Versuchen einer Consolidirung Polens hindernd entgegengesetzt und, um den Besitz des Landes dereinst nicht mit irgend Jemanden theilen zu müssen, bisher Preußen und Österreich in feindlicher Spannung gegeneinander zu erhalten und, als ihr dies nicht mehr gelingen wollte, sie immer tiefer in den Krieg mit Frankreich zu verwickeln gesucht. Aber der fein angesponnene Plan wurde durch die geheimen Verhandlungen zwischen Österreich und Preußen durchkreuzt, denen zufolge sich letzteres mit Rußland über eine neue Theilung Polens verständigen und an diesem Lande für die Unkosten des französischen Krieges schadlos halten, Österreich dagegen in dem Austausche der Niederlande gegen Baiern seine Rechnung finden sollte. — Diese Verhandlungen wurden nicht mehr von Kaunitz, sondern von dem Staatsreferendar Spielmann geführt. Der greise Staatskanzler hatte erst nachträglich von den bevorstehenden Abmachungen Kenntniß erlangt; er mißbilligte sie und trat aus diesem Anlasse von den Geschäften zurück. Wohl war sein Rücktritt eine natürliche Folge davon, daß das politische System, das er 1756 begründet, durch die französische Revolution aus den Angeln gehoben ward; dennoch muß man es tief beklagen, daß seine warnende Stimme ungehört verhallte, daß vielmehr sein Nachfolger im Amte, der Vicekanzler Philipp Cobenzl, sich von Preußen die Zustimmung zu einem Projecte entreißen ließ, das Kaunitz als eine

Chimäre, unverantwortlich in Ansehung Polens, beleidigend für den Wiener Hof bezeichnete. Auf die in unbestimmte Ausdrücke gekleidete vorläufige Zustimmung des Kaisers hin einigten sich Rußland und Preußen zu dem Petersburger Vertrage vom 23. Jänner 1793, der die zweite Theilung Polens zum Inhalt hatte und den Österreich als eine schwere diplomatische Niederlage empfand. Denn abgesehen davon, daß der Vertrag ohne Zuziehung Österreichs geschlossen, durch längere Zeit vor demselben geheim gehalten und dem Wiener Hofe nur der nachträgliche Beitritt offen gelassen wurde, gewährte die zweite Theilung Polens den beiden contrahirenden Staaten eine höchst bedeutende Erweiterung ihrer Gebiete, wogegen Österreich nicht einmal die geforderte Garantie, sondern nur die Zusicherung guter Dienste bei dem beabsichtigten Eintausche Baierns gegen jenes Belgien empfing, das eben damals infolge der Schlacht bei Jemappes an die Franzosen verloren gegangen war.

Die Staatskunst Philipp Cobenzls hatte also vollständig Schiffbruch gelitten; er wurde entlassen und Thugut übernahm zuerst als „Director", dann nach dem Tode des Fürsten Kaunitz als „Minister der auswärtigen Geschäfte" das Ruder des Staates.

Johann Amadeus Franz de Paula Thugut oder wie er, seit er zu Würden gekommen, hieß: Freiherr von Thugut, war der Sohn eines kaiserlichen Kriegszahlmeisters zu Linz. Niemand Geringerer als die Kaiserin Maria Theresia war es, die den talentvollen Knaben aus dem Staube emporhob. Sie ließ ihn in der orientalischen Akademie erziehen, die für eine ganze Reihe diplomatischer Emporkömmlinge die Vorschule gebildet hat. Mit 35 Jahren war er bereits Internuntius in Constantinopel. Persönlich nicht makellos, auch keineswegs originell, aber voll Energie und Klarheit, war Thugut ohne Zweifel eine höchst ungewöhnliche Erscheinung, damals vielleicht der einzige Mann, welcher den Schwierigkeiten der Lage gewachsen war. Schon das war epochemachend in einem Staate wie Österreich, daß ein Mann bürgerlicher Abkunft blos durch Talent und Verdienst auf einen Posten sich emporschwang, der bisher nur Mitgliedern des hohen Adels zugänglich schien. Und so wie er, gesellschaftlich vereinsamt, gerade von dieser Seite manche Anfechtungen zu erleiden hatte, gegen die ihn fast nur die vertraute Freundschaft des Grafen Franz de Paula Colloredo, des einstigen Erziehers, nunmehr Kabinetsministers des Kaisers, zur Stütze diente, so gerieth er auch gleich anfangs in Gegensatz zu jener noch immer ansehnlichen Reichspartei in Wien, an deren Spitze der Reichsvicekanzler Fürst Colloredo stand und die noch an der untrennbaren Verkettung des deutschen Reiches und Österreichs festhielt. Dem gegenüber nahm Thugut ausschließlich den österreichischen Standpunkt ein. Die deutsche Kaiserpolitik trat für ihn gegenüber der österreichischen Staatspolitik in den Hintergrund. Die Triebkräfte der Politik des Wiener Hofes lagen seiner Meinung nach nicht mehr so sehr in dem Zusammenhange mit dem deutschen Reiche, als in dem Bewußtsein

einer in sich selbst wurzelnden Großmachtstellung. Soweit es sich dabei um das deutsche Reich handelte, äußerte sich diese vorwiegend conservative Politik als Antagonismus gegen das Vordringen Preußens einer- und wider den von Frankreich her drohenden Umsturz anderseits. Ihren positiven Inhalt aber nahm sie aus sich selbst.

In letzterer Hinsicht stellt sich Thugut als ein Zögling der josefinischen Schule dar. Auch er zeigte sich erfüllt von der Idee allseitiger Unabhängigkeit und geographischer



Freiherr Franz Maria von Thugut

Abrundung Österreichs, für dessen moderne Großmachtstellung er mit der Virtuosität eines geriebenen Diplomaten und mit dem Eifer eines Enthusiasten den Grund zu legen suchte. Gegen Preußen, das seinen Entwürfen überall im Wege stand, hegte er einen ebenso unauslöschlichen wie reichlich vergoltenen Haß, der selbst die tiefe Abneigung überwog, welche er gegen die „Hydra" der französischen Anarchie empfand.

Gleich Josef II. strebte auch Thugut wenigstens anfangs die Erwerbung Baierns an. Zwar mußte er, dem Wunsche des neuen Bundesgenossen England gemäß, auf den Plan eines Eintausches von Baiern gegen das durch die Schlacht bei Neerwinden wiedergewonnene Belgien verzichten. Da ihm aber zugleich die Aussicht auf Englands eventuelle Zustimmung zur Erwerbung Baierns eröffnet ward, falls diese im Umtausche mit den auf

Frankreichs Kosten zu erzielenden Eroberungen bewerkstelligt werden könnte, so war Thugut in erster Linie neben der Ausdehnung der österreichischen Niederlande bis an die Somme zugleich auf die Zurückwerfung Frankreichs bis auf die Grenzen vor dem pyrenäischen Frieden bedacht, und es ist daher die übrigens auch durch den österreichischen Feldzugsplan des Jahres 1793 widerlegte Behauptung, es sei Thugut mit der Erwerbung des Elsaß nicht Ernst gewesen, ebenso falsch als die Meinung, er habe sich um jeden Preis Belgiens zu entledigen gesucht, dessen Besitz er vielmehr durch die Gewinnung einer festen Barrière zu sichern wünschte.

Während aber der unglückliche Verlauf des Krieges mit Frankreich nicht nur die Hoffnung auf irgend welche Eroberungen nach dieser Seite hin und damit zugleich die Aussicht auf die Erwerbung Baierns zerstörte, sondern zuletzt auch den Verlust der Niederlande nach sich zog, strebte Thugut mit größerem Glücke eine Ausgleichung des Mißverhältnisses an, welches in der einseitigen Vergrößerung lag, die Preußen bei der zweiten Theilung Polens zutheil ward. Es war dem österreichischen Gesandten in Petersburg Ludwig Cobenzl vorbehalten, den Mißgriff seines Vetters Philipp durch ein Abkommen mit Rußland wettzumachen, zu welchem der Aufstand der Polen unter Kosciuszko den Anlaß gab. Es war dies die dritte und letzte Theilung Polens, deren Bedeutung nicht nur in dem beträchtlichen Ländererwerbe Österreichs, dem die Palatinate Krakau, Lublin, Chelm und Sandomir zufielen, sondern auch in dem Umstande lag, daß das minderreich bedachte Preußen seinen Widerstand dagegen ebensowenig wie zwei Jahre zuvor Österreich aufrecht zu erhalten im Stande war. Ja noch mehr. An das Hauptabkommen (3. Januar 1795), welches über den Rest Polens verfügte, schloß sich in der Form einer geheimen Declaration ein Schutz- und Trutzbündniß der beiden Kaiserstaaten, welches sich in erster Linie gegen Preußen zuspitzte, zugleich aber in der orientalischen Frage sich als eine zweite Auflage der einst von Katharina und Josef gehegten Entwürfe darstellt, indem es im Falle eines neuen Krieges mit der Pforte die Gründung eines aus Moldau, Walachei und Bessarabien bestehenden russischen Fürstenthums und die Zuwendung Bosniens und eines Theiles von Serbien, sowie der venetianischen Küstengebiete an den Kaiser in Aussicht nahm.

So waren im Osten wie im Westen Europas Ereignisse eingetreten, welche in ihren Folgen wohl geeignet waren, die Machtverhältnisse und Beziehungen der großen Staaten des Welttheiles zu einander auf eine völlig neue Grundlage zu stellen. Im Westen büßte Österreich mit dem bleibenden Verluste Belgiens die feste Basis ein, auf welcher seit einem Jahrhundert die Solidarität seiner Interessen mit denen der Seemächte im Wesentlichen beruht hatte, während im Osten die dritte Theilung Polens das Schicksal der alten Adelsrepublik besiegelte und die Grenzen Rußlands, Österreichs und Preußens aneinander rückte. Auch der Schwerpunkt des Krieges mußte sich mit dem Verluste Belgiens verschieben.

Der Krieg in Deutschland und die Kämpfe in Italien gewannen seitdem eine erhöhte Bedeutung. Der Erfolg der französischen Waffen sowohl an der Schelde als an der Maas und am Rhein bereitete folgerichtig die späteren entscheidenden Schläge Bonapartes in Italien vor.

Was nun zunächst den Krieg in Deutschland betrifft, so war es für dessen ferneren Verlauf von der tiefsten Bedeutung, daß sich der Kampf gegen Frankreich, der ursprünglich um eines Principes willen unternommen worden war, allmälig in einen Interessenkrieg verwandelte, und daß bei dem diametralen Gegensatze eben dieser Interessen der ohnedies nur lockere Bund Österreichs und Preußens zuletzt völlig in die Brüche ging. Verstimmt über die ihm ungünstigen Bestimmungen der dritten Theilung Polens entsagte Preußen der Fortsetzung des Krieges im Westen, an dem es längst nur noch mit halbem Herzen theilgenommen hatte, und ging mit der französischen Republik den Separatfrieden zu Basel ein, welcher das linke Rheinufer, das die Verbündeten hatten räumen müssen, preisgab, durch die Aufstellung einer „Demarcationslinie" das nördliche, für neutral erklärte Deutschland von dem südlichen, wo der Krieg fortdauerte, trennte und somit die Einheit des Reiches thatsächlich zerriß. Ja, in einem zweiten Vertrage (5. August 1796) fand sich Preußen sogar bereit, sich beim allgemeinen Friedensschlusse der Abtretung des linken Rheinufers nicht zu widersetzen und das Princip der Säcularisationen anzuerkennen, woferne es nur für sich selbst aus dem Zusammenbruche der deutschen Verhältnisse ein paar Trümmer retten durfte. Dem Beispiele Preußens schlossen sich allmälig nicht nur die im Norden der Demarcationslinie gelegenen Staaten an, auch die meisten süddeutschen Regierungen machten ihren Frieden mit Frankreich, und da gleichzeitig auch Spanien unter dem „Friedensfürsten" aus der europäischen Coalition ausschied, England und Rußland aber sich auf die Bezahlung von Subsidien beschränkten, so stand, von der Allianz mit Sardinien abgesehen, Österreich fast allein der Republik gegenüber, die bisher noch aus jeder inneren Krise mit verjüngter Kraft hervorgegangen war.

Und doch schien es fast, als wenn erst jetzt für das vereinsamte Österreich die rechten Ehrentage beginnen sollten. Den Siegen, zu welchen den zögernden Clerfayt der alte Wurmser in jugendlichem Feuereifer mit sich fortriß, folgten die Großthaten Erzherzogs Karl, der 1796 als Obercommandant an die Spitze der gesammten in Deutschland versammelten Streitkräfte seines kaiserlichen Bruders trat und den von ihm selbst beschriebenen Feldzug nach einem durchaus eigenartigen und mit bewunderungswürdiger Consequenz durchgeführten Plane glorreich zu Ende führte, indem er zuletzt Jourdan und Moreau über den Rhein zurückschlug. Die Thäler der Lahn und des Main und die Ufer der Vils wußten von seinen Siegen zu erzählen und die Muse der Geschichte grub die Namen Wetzlar, Amberg und Würzburg in ihren ehernen Tafeln ein.

Aber schon lag die Entscheidung des ganzen Krieges nicht mehr in Deutschland, sondern in Italien, wo sich das sonst so launenhafte Glück mit seltener Beständigkeit an die Fahnen des jungen Corsen Bonaparte knüpfte, der den König von Sardinien sowie die kleineren Fürsten zum Frieden zwang und nach dem Siege bei Lodi in Mailand einzog. Aus allen den Schlachten um den Besitz des vielumstrittenen Mantua erhob sich sein Name wie ein Komet, der, unberechenbar in seinen Bahnen und unheildrohend, die Blicke der Völker in banger Scheu und fast abergläubischer Bewunderung auf sich lenkte. Mantua ging verloren, trotz der wiederholten Entsatzversuche Alvinczys und der Ausdauer, mit welcher der Commandant Wurmser, eines antiken Heroen würdig, gegen Seuche, Hunger und Schicksal kämpfte. Erzherzog Karl, welcher nunmehr in Italien die Führung übernahm, fand nur noch Trümmer des österreichischen Heeres vor, so daß ihm nichts übrig blieb, als sich mit den entmuthigten Truppen zurückzuziehen, worauf ihm Bonaparte bis nach Klagenfurt folgte, anscheinend um auf Wien loszugehen.

In Wirklichkeit lag dies nicht mehr in seiner Absicht. Durch die vorausgegangenen Siege Karls in Deutschland war der ursprüngliche Plan Bonapartes, sich mit Jourdan und Moreau zu vereinigen, doch vereitelt worden. Er selbst hatte sich von seinen Hilfsquellen immer mehr entfernt und stand mit einem verhältnißmäßig geringen Heere mitten in den Alpen zwischen dem Tiroler Landsturm und der in der Errichtung befindlichen ungarisch-kroatischen Insurrection, im Rücken durch den Aufstand der Venetianer bedroht, während zugleich auch die anfangs zaghafte Hauptstadt des Reiches sich mit einem Male in ein gewaltiges Kriegslager verwandelte und der vertrauensvolle Aufruf des Monarchen an sein Volk eine Begeisterung hervorrief, die in der unvergleichlichen Hymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ ihren verklärten Ausdruck fand. Darum mahnte auch Thugut zur Ausdauer und zur Fortsetzung des Kampfes, dessen Ausgang zu einer Katastrophe für den Feind sich gestalten konnte. Aber Bonaparte war nicht gesonnen, es bis zum Äußersten kommen zu lassen, während auch am Wiener Hofe, der sich in Deutschland und Europa vereinsamt fühlte, die Friedenspartei über Thugut den Sieg davontrug. Daher blieb denn auch der Friede athmende Brief, den Bonaparte in schlauer Berechnung an Erzherzog Karl richtete, nicht wirkungslos. Dem Waffenstillstande von Leoben folgte der Frieden von Campo Formio, der Österreich den Besitz Belgiens, das an Frankreich fiel, und der Lombardie, die fortan einen Bestandtheil der cisalpinischen Republik bildete, kostete und demselben als Entschädigung Istrien und Dalmatien sowie die venetianische Terra ferma bis zur Etsch zugestand. Ein unglücklicher Friede, von welchem Thugut bemerkte: „Friede, Friede! Aber wo ist er? Ich sehe ihn auch in diesem Vertrage noch nicht gesichert.“

Speciell für die Entwickelung Österreichs in der nächsten Zeit bezeichnete der Friede von Campo Formio einen beklagenswerthen Wendepunkt. Denn dadurch, daß Belgien



Erzherzog Karl.

definitiv verloren ging und auch der Breisgau zur Entschädigung an den Herzog von Modena fallen sollte, wurde Österreich von Deutschland abgedrängt, durch die neue Erwerbung in Italien hingegen die Expansivkraft des Staates auf Bevölkerungen verwiesen, die mit seiner Geschichte nichts gemein hatten und daher auch auf die Dauer schwer zu behaupten waren, selbst wenn man von der mangelhaften militärischen Begrenzung und

von den Gesinnungen Bonapartes absah, der sich rühmte, daß er Venedig dem Kaiser nur geliehen habe und daß dieser es nicht lange behalten werde. Vor Allem aber wurde der Friede von Campo Formio dadurch auch für Österreich zum Verhängnisse, daß er den Untergang des deutschen Reiches besiegelte. Zwar ist es an sich nicht wunderbar, daß das heilige römische Reich deutscher Nation, das zu einer, wenn auch durch das Alter ehrwürdigen Tradition herabgesunken war, eine Zeit, welche allen historischen Überlieferungen den Krieg erklärte, nicht zu überdauern vermochte; aber den letzten Impuls zum Untergange des alten deutschen Reiches gab doch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich.

Lange genug hatte sich der Kaiser wider diese Zumuthung gesträubt. Noch zu Leoben hatte man die Abtretung als unvereinbar mit dem Krönungseide des Kaisers abgelehnt und sich blos zur Anerkennung der „constitutionellen Grenzen" Frankreichs, das ist zum Verzicht auf jene Gebiete bereit gefunden, welche die Constitution vom 22. August 1795 als integrirende Bestandtheile der Republik bezeichnete. Aber bei den Verhandlungen zu Udine tauchte die Frage nach der „natürlichen Grenze Frankreichs" von neuem, und zwar in einer Weise auf, bei der man nicht etwa zwischen Venedig und dem Rhein, sondern zwischen diesem und dem Kriege zu wählen hatte, und wenn jetzt der Kaiser seine Überzeugung dem Frieden zum Opfer brachte, so kann ihn dafür zum mindesten kein schwererer Vorwurf treffen als Preußen, das schon zuvor das gleiche Zugeständniß den Franzosen gemacht. Verhängnißvoll für die Zukunft des Reiches aber wurde das Zugeständniß erst dadurch, daß sich in Verbindung damit die Frage nach Entschädigung der am linken Rheinufer angesessenen Fürsten erhob und daß, da diese nur in Säcularisationen zu finden war, mit dem Zusammenbruche der geistlichen Stifte, auf denen zuletzt die alte Constitution des Reiches vornehmlich beruhte, auch dieses selbst in Trümmer sank.

Die verfassungsmäßige Einwilligung des Reiches zur Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich zu erlangen war die Aufgabe, welche der Rastatter Congreß zu lösen hatte. Der Congreß vermochte indeß nur den ersten Theil seiner Aufgabe, die Frage des linken Rheinufers, zu Ende zu führen. Der zweite Theil, die Ausmittelung und Feststellung der zugesagten Gebietsentschädigungen blieb ungelöst, da die neuen gewaltsamen Eingriffe des französischen Directoriums in die Verhältnisse der Nachbarstaaten, die Gefangennehmung des Papstes, die Umwandlung des Kirchenstaates in eine römische und der Schweiz in eine helvetische Republik die Bildung einer neuen Coalition zwischen Österreich, England, Rußland, Schweden, der Pforte, Portugal und Neapel zur Folge hatte, so daß der Krieg bereits wieder in vollem Gange war, als die von dem Congresse zu Rastatt abreisenden französischen Gesandten ermordet wurden.

Während Bonaparte in Egypten und Syrien weilte, erstritten die Verbündeten ihre ersten Erfolge. Zwar die voreilige Besetzung Roms büßten die Bourbons von Neapel

mit dem Verluste von ganz Unteritalien, das in eine parthenopäische Tochterrepublik Frankreichs verwandelt wurde; auch der sardinische Thron wurde umgestürzt. Aber das russisch-österreichische Hauptheer unter Suwarow und Melas machte durch den Sieg bei Cassano über Moreau der cisalpinischen Republik ein Ende und ihren weiteren Siegen an der Trebbia über Macdonald und bei Novi über Joubert folgte der Sturz der parthenopäischen Republik. Erzherzog Karl aber nöthigte durch die Siege bei Osterach und Stockach (1799) Jourdan zum Rückzug über den Rhein, worauf er in die Schweiz eindrang und den General Massena aus seiner festen Stellung bei Zürich vertrieb. Noch einmal jubelte das befreite Deutschland dem „Retter Germaniens“ zu und zugleich tauchten auch praktische Vorschläge, die Reichseinheit unter Österreichs Führung wieder herzustellen, auf. Aber diese Hoffnung brach zusammen, als der russische Kaiser Paul von der Allianz zurücktrat und Suwarow in seine Heimat abberief, und als Bonaparte, der inzwischen aus Egypten nach Frankreich zurückgekehrt war, nach dem Sturze der Directorialregierung zum ersten Consul erhoben, das Commando in Italien übernahm, mit seinen Truppen den St. Bernhard überstieg, den Österreichern in den Rücken fiel und dem herbeieilenden Melas unweit Alessandria bei dem Dorfe Marengo die Entscheidungsschlacht lieferte (1800). Da auch in Deutschland, nachdem Erzherzog Karl das Commando niedergelegt hatte, das Glück den österreichischen Waffen nicht günstig war, vielmehr Karls jüngerer Bruder, Erzherzog Johann, bei Hohenlinden (in Baiern) durch Moreau eine blutige Niederlage erlitt, sah sich der Kaiser genöthigt, im Frieden von Lunéville den Frieden von Campo Formio zu erneuern, das linke Rheinufer nochmals förmlich an Frankreich abzutreten und die Verwandlung der cisalpinischen in eine italienische Republik unter Bonaparte als Präsidenten anzuerkennen.

Mit dem Tage von Hohenlinden traf auch Thuguts System, das schon seit Campo Formio erschüttert war, ein letzter entscheidender Schlag. Er selbst zwar hielt mitten im Unglück sein Haupt noch immer hoch; „Wien sei noch nicht die Monarchie“, meinte er, als sich der Feind bereits der österreichischen Hauptstadt näherte. Aber der Kaiser gab dem Sturme der öffentlichen Meinung nach und trug zugleich der veränderten Weltlage Rechnung, indem er den Minister entließ, welchen seine Gegner als den „Kriegsbaron“ haßten, der durch seine „weltverheerende, unsinnige Hartnäckigkeit“ die Monarchie an den Rand des Verderbens gebracht habe und den seine Bewunderer mit jenem Pitt verglichen, dem er, wenn auch nicht an Größe, so doch an Beharrlichkeit gleichkam.

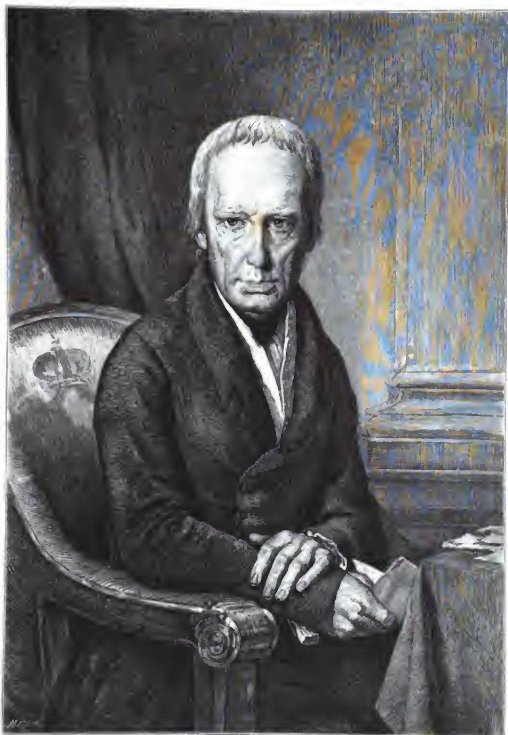
Der Friede von Lunéville (9. Februar 1801) war nicht mehr Thuguts Werk, sondern wurde von dem zu seinem Nachfolger designirten Grafen Ludwig Cobenzl abgeschlossen, der erst im Herbst des Jahres 1801 als Hof- und Staatsvicekanzler das Ministerium wirklich übernahm. Bis dahin glich der Staat einem steuerlosen Schiffe, und

selbst als Cobenzl endlich ans Ruder trat, schwankte die österreichische Politik, da ihr ein fester Anker fehlte, zwischen den entgegengesetzten Strömungen unstet hin und her.

Zwar, hätte es in Cobenzls Macht gelegen, so wäre die Allianz von 1756 mit Rußland und Frankreich wieder auferstanden, im Gegensatze zu Preußen, von welchem Österreich noch immer die tiefe Kluft unausgeglichener Differenzen schied. Statt dessen mußte Cobenzl es erleben, daß die beiden Mächte, um deren Gunst er so eifrig buhlte, sich über die obschwebenden Fragen ohne sein Vorwissen in einer Weise verständigten, die einer Abdication Österreichs in Deutschland und in Italien gleichkam. Wenn trotzdem der Wiener Hof sich dem Entschädigungsplane der vermittelnden Mächte unterwarf, ja sogar, als die Beziehungen Frankreichs und Rußlands gespannter wurden, deren Wiederversöhnung zu bewerkstelligen suchte, wenn man jedem Conflicte mit Bonaparte ängstlich aus dem Wege ging, sich gegen die Lockungen Englands, das zu neuem Kriege drängte, taub erwies, bei dem Wiederausbruche des englisch-französischen Krieges zu dem Einrücken der Franzosen in Hannover schwieg und kein Wort lauten Tadels über die Schandthat von Ettenheim fand, so ging diese Stimmung aus dem Friedensbedürfnisse des finanziell und militärisch erschöpften Staates hervor, das Niemand tiefer als Erzherzog Karl empfand, der, obgleich nunmehr als Kriegs- und Marineminister auf die Hebung der Wehrkraft des Reiches durch zweckmäßige Reformen des Heerwesens eifrig bedacht, dennoch sich zum beredten Anwalt des Friedens machte, dessen Österreich dringend bedurfte, ehe es sich in die Gefahr neuer Kämpfe begab.

Da war es der weitere Verlauf der französischen Revolution, der diese Friedenspläne zunichte machte. Wohl hatte Bonaparte die Revolution, deren Sohn er war, nach ihrer anarchischen Seite gebändigt, und eben deßhalb war er den österreichischen Staatsmännern fast eine sympathische Persönlichkeit. Dagegen trat nun aber gerade jetzt, da sich die ganze Gewalt in der Hand eines mächtigen Feldherrn concentrirte, die erobernde Tendenz der Revolution um so schärfer hervor. Hatte die französische Republik mit ihren Freiheitsbäumen zugleich auch ihre Umsturzideen auf den Boden jener Tochterrepubliken verpflanzt, mit denen sie sich wie mit einem Kranze von Clientelstaaten umgab, so kehrte zwar Napoleon I. auf den monarchischen Boden zurück, aber in jenem umfassenden Sinne Karl des Großen, in dessen Weltreiche es nur dem herrschenden Hause angehörige Unterkönige und heerbannpflichtige Vasallstaaten gab.

Daß diese Tendenz dem Titel eines Erbkaisers der Franzosen zu Grunde lag und daß daher die Anerkennung desselben einer Abdication der deutschen Kaiserwürde und einer Sanctionirung der revolutionären Doctrinen gleichkam, welche als Gegenforderung der Titel eines Kaisers von Österreich keineswegs aufwog, das hat damals Gentz mit seinem bekannten Scharfblick richtig erkannt. Aber wie sehr auch, theoretisch betrachtet,



Kaiser Franz I.

die Einwendungen des berühmten Publicisten Beachtung verdienten, so ließ doch die Wirklichkeit kaum eine andere Wahl, als dem Empire Napoleons I. ein gleichwerthiges Kaiserthum Österreich entgegenzusetzen, und weit entfernt, in den Spott Gentz's über diesen „politischen Solöcismus“ einzustimmen, wird man es vielmehr als bemerkenswerth bezeichnen dürfen, daß nach dem Vorbilde seines Ahnherrn Friedrich III., dem er auch in manchen anderen Dingen glich, Franz II. mitten in trüber Gegenwart den Glauben an eine bessere Zukunft festhielt und durch die Annahme des Titels eines Kaisers von Österreich den festen Willen zu erkennen gab, auch über den zu gewärtigenden Untergang des deutschen Kaiserthums hinaus die alte Hoheit und Würde seines Hauses zu wahren. Auch sonst war dieser prunklose Act (10. August 1804) von hoher Bedeutung: der längst vorhandene Staat erhielt hier seine erste officielle Benennung. Durch ein Patent vom folgenden Tage wurde dieser Staatsact, der in einer Versammlung von Ministern und hohen Würdenträgern stattgefunden hatte, den Unterthanen bekannt gegeben mit Hinzufügung der ausdrücklichen Erklärung, daß dadurch an den bisherigen Titeln, Verfassungen, Vorrechten und Verhältnissen der einzelnen Königreiche und Länder nichts geändert werden solle. Namentlich wurde dies bezüglich Ungarns nachdrücklich betont, wo denn auch infolge dessen die neue Titulatur keinem Widerspruche begegnete.

So standen sich nun zwei neue Kaiserreiche gegenüber, das an der Seine und das an der Donau, zwischen denen es trotz der erfolgten wechselseitigen Anerkennung der ganzen Natur der Dinge nach bald zum Bruche kommen mußte. Denn die Berechnung, durch volle Nachgiebigkeit Napoleons Vertrauen zu erwecken, erwies sich als gründlich falsch. Napoleon sah vielmehr in Österreich einen Gegner, der nur auf der Lauer lag, und mit Bestimmtheit nahm er an, daß sich der Donaustaat in die Reihe seiner Feinde stellen würde, wenn von irgend einer Seite das Losungswort zum Kampfe gegeben werden sollte. Und das war auch wirklich der Fall. Wohl rangen in Wien die entgegenstehenden Ansichten lange miteinander. Allein nur zu bald mußte man sich überzeugen, daß man nicht mehr Herr der eigenen freien Entschließung sei, und die angelegentlich angestrebte Freundschaft des russischen Kaisers Alexander I. nur durch ein Heraustreten aus jener Neutralität, die man bei dem Ausbruche des russisch-französischen Conflictes ängstlich festzuhalten gesucht hatte, werde erkaufen können. Die geheime „Declaration“ vom 6. November 1804, ein Schutz- und Trutzbündniß, welches Österreich und Rußland gegen einen directen Angriff Napoleons sichern sollte, war der erste Schritt zum Eintritte Österreichs in die große Coalition des Jahres 1805, deren Abschluß die Vorgänge in Italien, wo sich Napoleon selbst zum König krönte, und das Drängen Rußlands beschleunigten. Am 9. August 1805 wurden in St. Petersburg die Urkunden zwischen den russischen, englischen und österreichischen Gesandten ausgewechselt, welche den Beitritt Österreichs zu dem englisch-russischen

Bündnisse vom 11. April förmlich bestätigten; aber erst mit der Verbalnote vom 3. September warf Österreich die Maske völlig ab. Es war indessen von schlimmer Vorbedeutung für den Verlauf dieses dritten Coalitionskrieges, daß Preußen, trotz aller Umwerbungen Rußlands und Österreichs, wo sich jetzt die Einsicht in die Ersprießlichkeit einträchtigen Zusammenstehens in gemeinsamer Gefahr Bahn zu brechen begann, neutral blieb und erst als es bereits zu spät war, den Potsdamer Vertrag einging, sowie daß die süddeutschen Staaten, Baden, Württemberg und Baiern sich theils aus Furcht, theils um augenblicklicher Vortheile willen Napoleon offen in die Arme warfen. Und nicht minder verhängnißvoll war es, daß Österreichs größter Feldherr Erzherzog Karl, der schon früher dem Ansturme der Kriegspartei von dem Posten eines Kriegsministers gewichen war, hinter dem Heerverderber Mack in zweite Linie trat, während gerade in diesem Feldzuge Napoleons militärisches Genie in besonders glänzendem Lichte strahlte.

Österreich stellte drei Armeen ins Feld: die eine in Italien unter Erzherzog Karl, eine zweite unter Erzherzog Johann in Tirol, eine dritte unter General Mack in Deutschland. Allein Napoleon setzte mit dem Heere, das vier Wochen zuvor noch am Ocean — angeblich zur Landung in England — bereit gestanden, über den Rhein und drang, verstärkt durch seine deutschen Verbündeten, so rasch vor, daß die österreichische Armee in Kürze überflügelt und vom Rückzuge abgeschnitten war. Mack, von den Franzosen in Ulm eingeschlossen, mußte mit 23.000 Mann die Waffen strecken. Es war ein Unglück, welches — wie Gentz sich ausdrückt — die Seele vernichtete und das Denken aufhob.

Die österreichischen Erblande lagen dem Sieger offen. Der Rest der österreichischen Armee und die verbündeten Russen hielten Napoleon fast nirgends stand, als er die Donau abwärts zog. Kaiser Franz verließ Wien, wo Murat am 13. November 1805 einrückte, während Napoleon sein Hauptquartier in Schönbrunn nahm.

Die Ulmer Katastrophe entschied auch den italienischen Feldzug. Erzherzog Karl vereinigte sich, als er jene Hiobspost erfuhr, mit seinem Bruder Johann und führte die Truppen nach Ungarn. Aber bevor er sich noch gegen Napoleon wenden konnte, war die letzte Entscheidung in Mähren erfolgt, wo sich bei dem russisch-österreichischen Heere die Kaiser Franz und Alexander persönlich eingefunden hatten. Am 2. December 1805 — am ersten Jahrestage der Krönung Napoleons zum Kaiser der Franzosen — kam es zur Schlacht bei Austerlitz, unfern Brünn, die morgens um sieben Uhr begann, während ein dichter winterlicher Nebel die Gegend bedeckte, der erst später von jener blutrothen „Sonne von Austerlitz" überwunden wurde, von der dann Napoleon so gerne als von seiner Glückssonne zu sprechen pflegte. Denn er blieb Sieger in dieser „Dreikaiserschlacht".

Mit der Katastrophe von Austerlitz „sank die letzte Hoffnung von Europa", dessen ferneres Schicksal jener im Primatialsaale zu Preßburg unterzeichnete Friede besiegeln zu



sollen schien, der, nach dem Ausdrucke Stadions, mehr einer Capitulation als einem Friedensschlusse glich. Österreich büßte in diesem Frieden Venedig mit Istrien und Dalmatien an das Königreich Italien, Tirol an Baiern und den Rest der Vorlande an Württemberg und Baden ein und erhielt dafür Salzburg und Berchtesgaden. Baiern, Württemberg und Baden wurden für souverän erklärt, die beiden ersten Staaten zu Königreichen, Baden bald darnach zum Großherzogthum erhoben. Damit war die deutsche Reichsverfassung thatsächlich aufgelöst, und als daher Napoleon die meisten Fürsten des westlichen und südlichen Deutschland bewog, sich vom deutschen Reiche loszusagen und unter seinem Protectorate den Rheinbund einzugehen, legte Franz II. die deutsche Kaiserwürde nieder, womit das deutsche Reich nach tausendjährigem Bestande aufhörte. Fortan nannte sich das letzte deutsche Reichsoberhaupt: Franz I., Kaiser von Österreich.

Kaiser Franz hatte den Preßburger Frieden nur als eine aufgedrungene Fessel angenommen, er hoffte auf eine bessere Wendung, auf die innere Erstarkung Österreichs, auf neue Bündnisse und neuen Krieg. Die alten Staatsmänner, wie Cobenzl und Colloredo, hatten sich abgenützt; sie machten Männern Platz, welchen das Volk mit Recht Hoffnung und Vertrauen entgegenbrachte. Graf Philipp Stadion als Staatskanzler und Erzherzog Karl als Kriegsminister brachten frisches Leben in das Staatsgebäude. Während jener an eine Verbindung aller europäischen Mächte dachte, arbeitete der Erzherzog an der Umgestaltung der Wehrkraft des Reiches im volksthümlichen Sinne durch die Errichtung einer Landwehr.

Zunächst freilich war Österreich durch den letzten Krieg zu sehr geschwächt, als daß es bei dem unmittelbar darnach erfolgten Ausbruche des Krieges zwischen Napoleon und Preußen mehr als eine wohlwollende Neutralität beobachten konnte. Österreich mußte ruhig zusehen, wie Napoleon in den furchtbaren Schlachten bei Jena und Auerstädt die preußische Armee vernichtete, sodann die Russen bei Friedland schlug, endlich im Tilsiter Frieden Preußen zerstückte, indem er einen Theil der abgenommenen preußischen Gebiete zu dem für seinen Bruder Hieronymus (Jerôme) gebildeten Königreiche Westfalen schlug, den andern als Herzogthum Warschau dem Kurfürsten, jetzt König von Sachsen, gab, und wie auf der Zusammenkunft zu Tilsit, dann auf dem Erfurter Fürstentage sich Rußland und Frankreich über die Theilung der Erde verständigten, so daß es für alle übrigen Staaten nur ein Mittel der Erhaltung, nämlich die stumme Unterwerfung unter den Willen der beiden Weltherrscher zu geben schien. Man konnte es nicht hindern, daß Napoleon Tag für Tag die Landkarte Europas änderte, die Namen Bourbon und Braganza aus der Reihe der Herrscherfamilien strich, die batavische Republik als Königreich Holland seinem jüngeren Bruder Ludwig und das Königreich Neapel seinem älteren Bruder Josef, und als er diesen auf den spanischen Thron berief, seinem Schwager Murat verlieh. Aber man

las doch auch zu Wien in dem Schicksale dieser Reiche die eigene Zukunft, die sich um so schrecklicher gestalten mußte, wenn es Napoleon mit jenem Worte Ernst war, das der Übermuth ihm entschlüpfen ließ, daß binnen zehn Jahren seine Dynastie die älteste in Europa sein werde. Man war entschlossen, dieser Gefahr womöglich zuvorzukommen, zumal der heldenmüthige Widerstand, den das spanische Volk seinem Bedränger leistete, wie ein erster Hoffnungsstrahl der Erlösung in die Nacht namenloser Leiden fiel. In der Idee, bei Zeiten auf kriegerische Maßregeln bedacht zu sein, begegneten sich Erzherzog Karl und Stadion und nur darin gingen ihre Ansichten auseinander, daß Stadion sich mit dem Gedanken eines Angriffskrieges befreundete, der Erzherzog hingegen nur Vorkehrungen empfahl, die geeignet wären, einer Aggression Frankreichs zu begegnen. Die Ansicht Stadions trug den Sieg davon, da man meinte, daß dem Imperator gerade jetzt der Ausbruch eines Krieges mit Österreich nicht gelegen kommen werde. Wohl ging man ohne Bundesgenossen in den Kampf. England that nichts für Österreich, auf Rußland war nicht zu rechnen und ohne Rußland war auch Preußen nicht zu gewinnen. Aber man hielt sich an das Vorbild Spaniens; man hoffte auf den Beitritt aller unzufriedenen Elemente, auf einen Volkskrieg, an dem sich nicht blos die österreichischen Völker, sondern alle Nationen betheiligen würden, die unter Frankreichs Joch zu leiden hatten.


Graf Johann Philipp Stadion.

Und wirklich schien es, als sollten sich Stadions Hoffnungen erfüllen. Eine ungeahnte Begeisterung gab sich in den Reihen der Landwehrmänner kund, als Erzherzog Karl an die Spitze der Truppen trat. Mit Staunen las man in Europa jene geharnischten Manifeste, welche, aus der beredten Feder eines Gentz und eines Friedrich Schlegel hervorgegangen, als Vorboten glorreicher Thaten betrachtet wurden. Noch vor dem Beginne des eigentlichen

Krieges griffen die Tiroler, die zwar seit dem letzten Friedensschlusse zu Baiern gehörten, aber die Wiedervereinigung mit Österreich sehnlichst wünschten, unter dem Sandwirth Andreas Hofer und anderen beherzten Männern zu den Waffen, und während sich an die Spitze der wackeren Vorarlberger der Advocat Anton Schneider stellte, gab sich auch im nördlichen Deutschland die tiefe Gährung der Gemüther in der Erhebung Schills und des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig kund. Dennoch scheiterte der Krieg — zum Theile an dem Mangel jeder Allianz, theils an dem Umstande, daß die neue Heeresorganisation noch nicht vollständig durchgeführt worden war und daß man erst einen Monat später, als es anfangs beabsichtigt gewesen war, die Offensive ergreifen konnte. Die Uneinigkeit im Hauptquartiere und einzelne Operationsfehler, die trotz des unbestrittenen Feldherrntalentes Erzherzogs Karl zu Anfang des Krieges und durch Erzherzog Johann am Schlusse desselben begangen wurden, trugen das Ihrige dazu bei, daß die Lorbeeren, mit denen sich die österreichische Armee und ihr Führer in den beiden großen Schlachten bei Aspern und Wagram bedeckten, keine Früchte trugen. Dennoch gingen die Ereignisse des Jahres 1809 für Österreich und für Europa nicht verloren. Der Tag von Aspern entriß dem Weltbezwinger zum ersten Male den Nimbus der Unüberwindlichkeit. Aus dem Hasse gegen die fremde Zwingherrschaft wurden die Österreicher zu einer Nation und auch die Ungarn zeigten sich den Verlockungen des Imperators unzugänglich. „Spanien und Österreich wurden leuchtende Vorbilder, an welchen sich Tausende ermuthigten und erfrischten und für die Ereignisse kommender Tage vorbereiteten."

Allerdings sah damals Wien den corsischen Eroberer zum zweiten Male in seinen Mauern, der von Schönbrunn aus jenen (sogenannten Wiener) Frieden dictirte, welcher Österreich zweitausend Quadratmeilen mit vierthalb Millionen Einwohner kostete, da Krain, Oberkärnten, Görz, Gradiska, Triest, Istrien, das ungarische Litorale und Kroatien bis an die Save an Napoleon fielen, der aus diesen Ländern und den von Italien getrennten Gebieten von Dalmatien, Istrien und Ragusa den neuen Staat der sieben illyrischen Provinzen bildete, und da auch der größte Theil von Galizien theils an Rußland, theils an das Herzogthum Warschau abgetreten werden mußte. Aber die Vernichtung Österreichs, wie sie Napoleon zu Anfang des Feldzuges im Sinne gehabt haben mochte, war durch den Verlauf des Krieges doch vereitelt worden; er mußte vielmehr auch weiterhin einen achtungsgebietenden Fortbestand der Monarchie anerkennen.

Immerhin war dieser sogenannte Wiener Frieden ein namenloses Unglück für das Donaureich, das seine Meeresküste einbüßte und zu einem Staate zweiten Ranges herabsank, der nicht im Stande war, das den Tirolern gegebene kaiserliche Wort einzulösen, sondern sich gezwungen sah, das treue Bergvolk und seine Führer ihrem herben Schicksale zu überlassen. Am schlimmsten aber war die moralische Rückwirkung des Friedensschlusses auf die

Kreise der Regierung und der Regierten, in denen nunmehr an die Stelle begeisterter Zuversicht das Gefühl trostloser Niedergeschlagenheit trat, wozu sich der Rücktritt jener beiden Männer — des Erzherzogs Karl und des Ministers Stadion — gesellte, die allein unter den tonangebenden Staatsmännern eine gänzliche Umgestaltung dieses Staatswesens erstrebt hatten und dieselbe zu bewirken allein geeignet schienen. In immer weiteren Kreisen brach sich die Ansicht Bahn, daß nur noch in dem engsten Anschlusse an den gefürchteten Machthaber Frankreichs die Rettung der Monarchie vor völligem Untergange zu finden sei.



Der Löwe von Aspern.

Hingegen stand Napoleon nach dem Wiener Frieden auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glückes. Österreich und Preußen waren durch die letzten Kriege tief erschöpft. Die Fürsten des Rheinbundes waren Vasallen, deren Truppen Napoleons Fahnen folgen mußten. Durch ein von Schönbrunn aus erlassenes Decret hob er die weltliche Macht des Papstes auf, den er gewaltsam nach Savona bringen ließ, und vereinigte den Kirchenstaat mit Frankreich, das infolge der ebenfalls damals decretirten Einverleibung anderer italienischer Gebiete, des Königreichs Holland und eines Theiles des nordwestlichen Deutschland seine größte Ausdehnung erreichte.

Zu seinem vollen Glücke schien Napoleon nur ein Leibeserbe zu fehlen, denn seine Ehe mit Josefine Beauharnais blieb kinderlos. Daher ließ sich Napoleon von ihr scheiden

und heiratete Marie Louise von Österreich, ein Opfer, welches ihr Vater, Kaiser Franz, aus politischen Gründen bringen zu müssen glaubte, theils um die beabsichtigte Heirat Napoleons mit einer russischen Prinzessin zu hintertreiben, theils in der, angesichts der Rücksichtslosigkeit Napoleons gegen seine eigenen Verwandten allerdings trügerischen Hoffnung, wenn nicht dessen dauernde Freundschaft, so doch Zeit zur Wiedererstarkung der Monarchie zu gewinnen. Am 2. April 1810 feierte Napoleon seine Vermählung mit der „Tochter der Cäsaren", wobei drei Königinnen und zwei Fürstinnen die Schleppe trugen und eine unerhörte Pracht entfaltet wurde. Zwar wurde der Brand bei dem Ballfeste, das der österreichische Botschafter Fürst Schwarzenberg zu Ehren der Vermählten veranstaltete, wobei dessen Schwägerin (als sie ihre Tochter, die nachherige Fürstin Windischgrätz, vom Feuertode rettete) in den Flammen umkam, als unheilverkündende Vorbedeutung genommen. — Als aber dem Kaiser der Franzosen im nächsten Jahre ein Sohn, der „König von Rom" (nachher Herzog von Reichstadt, gestorben 1832) geboren wurde, schien die Zukunft Frankreichs gesichert, Napoleon selbst in die Reihe der rechtmäßigen Souveräne eingetreten.

Da führte ihn der russische Feldzug an den Wendepunkt seines Glückes. Denn an die Stelle der früheren Freundschaft zwischen den Kaisern Napoleon und Alexander trat ein gespanntes Verhältniß, jemehr sich herausstellte, daß das Erfurter Bündniß nicht jenem älteren mit Josef II. aus der „feenhaften" Zeit Katharinas II. glich, sondern die Unterordnung Rußlands unter den Willen Frankreichs zum Ziele hatte. Bald kam es zu offener Feindschaft, da Napoleon die mit dem russischen Kaiser verwandte Dynastie von Oldenburg ihres Landes beraubte. Der nimmersatte Eroberer wollte auch noch den letzten Staat auf dem europäischen Continente knechten und erklärte den Krieg.

Mit einem über eine halbe Million starken, aus verschiedenen Nationen gemischten Heere rückte Napoleon, von den Polen als Befreier begrüßt (1812), über den Riemen in Rußland ein. Preußen und Österreich mußten Hilfscorps aufstellen, jenes unter York am linken Flügel, dieses unter Schwarzenberg in Volhynien, so daß sich der Welt das eigenthümliche Schauspiel darbot, daß jene beiden Mächte, die einst zusammen ausgezogen waren, um die Revolution zu bekämpfen, nunmehr dem glücklichen Erben derselben Heerfolge leisteten. Allein gleich anfangs gestaltete sich der Krieg für Napoleon sehr ungünstig. Die Russen vermieden eine Hauptschlacht und zogen sich, Alles hinter sich verheerend, zurück. Hungersnoth und Krankheiten lichteten die Reihen der französischen Armee, welche die Richtung nach Moskau, „dem Herzen Rußlands", nahm. Nach den Siegen bei Smolensk und bei Borodino hielt Napoleon seinen Einzug in die verödete alte Czarenstadt. Als aber ein sechstägiger Brand, den der Statthalter von Moskau, Rostopschin, angeordnet hatte und den man vergeblich zu löschen suchte, die größtentheils aus Holz gebaute Stadt in

Asche verwandelte, da trat Napoleon den Rückzug an, der sich bei der eintretenden Winterkälte zu einer furchtbaren Katastrophe für die „große Armee“ gestaltete. — Doch liegt die Bedeutung dieses „Gottesgerichtes“ nicht so sehr darin, daß das französische Heer durch



Fürst Clemens Wenzel Lothar Metternich.

Hunger und Elend auf dem verödeten Rückwege zu Grunde ging, als vielmehr darin, daß das gefürchtete Wort „Friede“ nicht gesprochen wurde, sondern Alexander sich diesmal wider alles Erwarten fest erwies, wozu sich die weitere Consequenz gesellte, daß, da Alexander mit seinem eigenen decimirten Heere sich außer Stande sah, die Offensive gegen Napoleon zu ergreifen, und demnach auf das Bündniß mit Preußen und bei der

Unzulänglichkeit dieser Macht auf Österreich angewiesen war, letzteres zum Herrn der Lage werden und seine Politik im Rathe der Verbündeten den Ausschlag geben mußte.

Bis dahin war die Politik Österreichs die einer nothgedrungenen Neutralität gewesen, die bei dem Ausbruche des russischen Krieges einer ebenso nothgedrungenen Allianz mit Napoleon hatte weichen müssen. Nun aber trat der Zeitpunkt ein, zu welchem Graf (später Fürst) Clemens Wenzel Lothar Metternich (geboren 1773 zu Koblenz), früher als Gesandter zu Dresden, Berlin und Paris thätig, wo er in der Schule Talleyrands und Fouchés seine diplomatische Bildung vollendete, als Nachfolger Stadions zum ersten Male die Bühne der großen Politik betrat und jenen berühmten diplomatischen Feldzug eröffnete, der mit dem Amte der Friedensvermittlung begann und mit dem Anschlusse Österreichs an die Allianz wider Napoleon endete. Ob Metternich gleich anfangs zum Bruche mit Napoleon entschlossen gewesen und diese Absicht nur durch die scheinbare Friedensverwendung zu verschleiern gesucht, oder ob er zunächst doch noch auf die Gefügigkeit des Franzosenkaisers gerechnet habe und diese Hoffnung erst allmälig zunichte geworden sei, mag dahingestellt bleiben; sicher aber ist, daß die Parole des Weltfriedens, die er ausgab, bei der Unmöglichkeit, Napoleon für denselben zu gewinnen, nothwendig zur endlichen Theilnahme Österreichs am Weltkriege gegen denselben führen mußte.

Es erfolgte zunächst der Rückzug des Armeecorps Schwarzenberg, eine Maßregel, die Napoleon als den „ersten Schritt des Abfalls Österreichs“ insoferne nicht mit Unrecht bezeichnete, als das, was Schwarzenberg auf Befehl seines Kaisers that, mit dem ohne Befehl seines Königs erfolgten Abfalle Yorks nicht auf eine Linie zu stellen war. An die Stelle der Allianz mit Frankreich trat die Friedensverwendung, aber erst, als auch das zweite Stadium dieser Thätigkeit, die bewaffnete Intervention, bei Napoleons Hochmuth und Trotz sich wirkungslos erwiesen, trat Österreich in den Reichenbacher Verträgen der Coalition Englands, Rußlands und Preußens für den Fall bei, daß seine Friedensvorschläge bis zum Abend des 10. August 1813 von Napoleon nicht angenommen werden würden. Aber der Congreß zu Prag führte zu keinem Ziele, und als Metternich am 11. August zur Kenntniß der von Napoleon angebotenen Zugeständnisse gelangte, war es bereits zu spät. „Österreich“, konnte Metternich sagen, „ist jetzt kein Vermittler mehr zwischen den streitenden Theilen, es ist Verbündeter des einen derselben.“

Noch einmal lächelte bei Dresden Napoleon das Glück. Aber dieser Sieg wurde durch die Niederlagen aufgewogen, welche seine Marschälle bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Kulm und Dennewitz erlitten und die Völkerschlacht bei Leipzig (16. bis 18. October 1813), welche unter den Augen der drei verbündeten Monarchen Rußlands, Österreichs und Preußens, die sich durch die Teplitzer Verträge noch enger geeinigt hatten, geschlagen wurde, entschied Deutschlands Befreiung von dem schweren Alp, der auf seiner Brust gelastet hatte.

Nachdem schon früher infolge des Rieder Vertrages Baiern von Frankreich abgefallen war, löste sich jetzt auch der Rheinbund auf. Die napoleonischen Staatengründungen zerfielen, Illyrien schüttelte das französische Joch von sich ab und auch in Italien stürzte die französische Herrschaft in sich zusammen. Nach Mailand kehrten die Österreicher, nach



Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg.

Toscana der Großherzog Ferdinand, nach Rom der schwergeprüfte Papst (Pius VII.) zurück, während zugleich Wellington die Befreiung Spaniens vollendete. Nach neuen fruchtlosen Friedensverhandlungen rückten Schwarzenberg und Blücher zu Anfang des Jahres 1814 über den Rhein in Frankreich ein. Vereinigt schlugen sie Napoleon bei La Rothière, wurden aber, als sie die Schwierigkeit der Verpflegung mitten im Winter in Feindesland nöthigte getrennt vorzudringen, vereinzelt von Napoleon angegriffen und geschlagen.

Es wurden daher Friedensverhandlungen zu Chatillon eröffnet; da aber Napoleon keine Zugeständnisse machen wollte, zerschlugen sich dieselben, und Österreich, Preußen, Rußland und England kamen in dem Vertrage von Chaumont überein, den Krieg nicht eher zu beendigen, als bis ein Friede erreicht wäre, der das Gleichgewicht und die Ruhe in Europa verbürge. Nach zwei neuen Niederlagen bei Laon durch Blücher und bei Arcis sur Aube durch Schwarzenberg faßte Napoleon den verwegenen Plan, dem Feinde die Straße nach Paris offen zu lassen, sich ihm in den Rücken zu werfen und einen Volkskrieg zu erregen. Allein die Verbündeten rückten mit gleicher Kühnheit auf Paris los, das nach der Erstürmung der Höhen des Montmartre capitulirte. Am 31. März hielten Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm III. und Fürst Schwarzenberg ihren Einzug. Zwei Tage später erklärte der Senat Napoleon für abgesetzt. Dieser selbst dankte auf die Nachricht von den Vorfällen in Paris zuerst zu Gunsten seines Sohnes, dann, als diese bedingte Entsagung von den Alliirten nicht angenommen wurde, unbedingt ab. Er behielt den Kaisertitel und die Insel Elba nebst einer Jahresrente. Die Kaiserin Marie Louise erhielt Parma und Piacenza mit dem Erbrechte für ihren Sohn. Bald nachher wurde der erste Pariser Friede abgeschlossen, der die Bourbons (Ludwig XVIII.) wieder auf den Thron setzte und Frankreich auf die Grenzen von 1792 reducirte. Wohl kehrte Napoleon von Elba noch einmal nach Frankreich zurück, wo er bei der gegen die Bourbons herrschenden Mißstimmung mit Jubel aufgenommen und im Triumphe nach Paris geleitet wurde. Aber die verbündeten Monarchen erklärten ihn als „Feind und Störer der Ruhe der Welt“ in die Acht und der Herrschaft „der hundert Tage“ machte die furchtbar blutige Schlacht bei Waterloo (Belle-Alliance) ein Ende. Neuerdings legte Napoleon zu Gunsten seines Sohnes die Regierung nieder; er selbst wurde, als er sich nach England flüchten wollte, verhaftet und als Gefangener der Verbündeten auf das im Weltmeer gelegene einsame Felseiland St. Helena gebracht, wo nach sechs Jahren, an denen der Schmerz tief gesunkener Größe nagte, dieser „gefesselte Prometheus“ endlich im Grabe die Ruhe fand, die ihm im Leben fremd geblieben war. Dem Kriege mit Frankreich aber machte der zweite Pariser Friede ein Ende, der Ludwig XVIII. neuerdings auf den Thron Frankreichs innerhalb der Grenzen von 1790 erhob.

Schon früher war zur Ordnung der europäischen Verhältnisse ein Congreß zu Wien eröffnet worden, der außer den „drei Alliirten“, welche am 12. September 1814 ihren Einzug hielten, die bedeutendsten Staatsmänner versammelte und auf welchem glänzende Feste mit ernsten Unterhandlungen abwechselten. Österreich erhielt durch die Pariser Friedensschlüsse, die Bestimmungen des Wiener Congresses und den Separatfrieden mit Baiern, was es verloren hatte, zurück und als Entschädigung für die Vorlande und Belgien Dalmatien und das venetianische Gebiet, welches mit der Lombardie zu einem Königreiche



Die Schlacht bei Leipzig: Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg bringt den drei verbündeten Monarchen die Siegesbotschaft.

vereinigt wurde. Der vielgeprüfte Kaiserstaat, der aufs neue seine unverwüstliche Lebenskraft bewiesen hatte, ging verjüngt aus allen Stürmen hervor und der Kaiser nahm wieder den ihm gebührenden Platz im Rathe der europäischen Fürsten ein.

Nur die römisch-deutsche Kaiserwürde lebte nicht wieder auf. Wohl war Metternich für die einstige Weltstellung der Habsburger als Träger der römischen Kaiserkrone nicht unempfänglich; auch wurde auf dem Congresse die Idee der Wiederherstellung des Kaiserthums von den deutschen Kleinstaaten angeregt. Aber der Wiederannahme der Kaiserwürde durch Österreich und dem weitverbreiteten Wunsche nach einem geeinten und mächtigen Reiche standen der scharf ausgeprägte Dualismus der beiden deutschen und die Eifersucht der fremden Großmächte entgegen. Durch seine neue Abgrenzung war überdies der Schwerpunkt Österreichs außerhalb Deutschlands gegen Osten und Süden gerückt, ja es tauchte schon damals das seither oft wiederholte Schlagwort auf, daß derselbe nach Ofen zu verlegen sei, während Preußen infolge seiner neuen Ausbreitung im Westen in das einst stiftische Deutschland, jenes feste Bollwerk der alten Kaisermacht, hineinwuchs. Die Machtsphäre Deutschlands aber etwa nach den Plänen des Freiherrn von Stein durch die Mainlinie zwischen Österreich und Preußen zu theilen, kam Metternich nicht in den Sinn. Wie hoch er auch die Erhaltung Preußens für das Gleichgewicht Europas und für das Interesse des eigenen Staates anschlug und wie entschieden er auch deßhalb den auf die Zertrümmerung jener Macht gerichteten Antrag Napoleons abgelehnt hatte, so war er doch bei Zeiten darauf bedacht, im Einverständnisse mit Rußland seinem Kaiser auch fernerhin die Vorherrschaft in Deutschland zu sichern, wobei er sich zuletzt, da man den Rheinbundskönigen von Baiern und Württemberg, um dieselben von Frankreich abzuziehen, die von Napoleon verliehene Souveränetät hatte zusichern müssen, in der Bundesacte mit der Errichtung eines Staatenbundes begnügte, der den einzelnen Giedern ihre Souveränetät beließ, dem mit einem Theile seines Gebietes in den Rahmen der Bundesverfassung eingefügten Österreich den Vorsitz in der Bundesversammlung und damit einen großen Einfluß gewährte, zugleich aber die Ausbildung eines selbständigen größeren Staatswesens in Deutschland hintanhielt und die definitive Lösung der deutschen Frage in eine fernere Zukunft hinausschob.

So wie in Deutschland war auch in Italien Metternichs Streben darauf gerichtet, die Erbschaft der ins Grab gesunkenen römischen Kaisermacht für Österreich in Anspruch zu nehmen, und so wie dort suchte er dies Ziel auch hier auf föderativem Wege, durch die Errichtung eines Bundes der wiederhergestellten Kleinstaaten zu erreichen, dessen führende Macht Österreich und dessen Basis jener unmittelbare österreichische Besitz im Norden der Halbinsel bilden sollte, den er auf dem Wiener Congresse, freilich vergeblich, durch die Legationen auf Kosten des Kirchenstaates und jenseits des Ticino auf Kosten Sardiniens zu erweitern bemüht gewesen war.



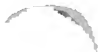


Der Wiener Congreß.

Die Doppelherrschaft Österreichs über Deutschland und Italien war also der große politische Gedanke, auf den Metternich das ganze Vertragswerk des Wiener Congresses zu gründen verstand. Dies Resultat für alle Zukunft sicher zu stellen, wurde die Aufgabe seines ferneren Lebens. Da aber Metternichs Werk mit allen übrigen Schöpfungen des Congresses enge zusammenhing, so lief sein System auf eine vollständige Stabilität des politischen Zustandes von Europa hinaus, wobei ihm ebensosehr die Solidarität der legitimen Interessen und die allgemeine Erschöpfung der Staaten als jene religiös mystische Stimmung zu Hilfe kam, die an die Stelle des früheren Unglaubens die Grundsätze der „heiligen Allianz" als Richtschnur des politischen Lebens setzte und die ruhebedürftige Welt in den Schlummer ihrer mondbeglänzten Zaubernacht wiegte. Denn wie richtig auch Metternichs nüchterner Sinn hinter dem Dunstkreise, in den die heilige Allianz die letzten Absichten ihres Urhebers hüllte, das Gelüste nach einer russischen Hegemonie über Europa erspähte, so wußte er doch auch diese Idee seinen Zwecken dienstbar und mit überlegener Meisterschaft den Czaren aus einem Schirmvogt des Liberalismus zum Paladin der Reaction zu machen. Zwar scheiterte der Plan, die heilige Allianz zu einer europäischen Amphiktyonie mit internationalen Befugnissen auszubilden, an dem Widerspruch Englands; aber statt dessen trat nun doch jene Ära der Congresse (von Troppau, Laibach und Verona) und der bewaffneten Interventionen ein, welche sich nicht allein gegen die revolutionären Zuckungen des Welttheils, sondern gegen alle nationalen und liberalen Regungen richteten und bei denen das Wiener Cabinet überall als der natürliche Wächter und Beschützer des conservativen Princips und als der Sachwalter eines Quietismus fungirte, der an sich zwar die natürliche Reaction gegen die vorangegangene Epoche gewaltsamer Umwälzungen war, aber auch jedes schöpferischen Gedankens bar den lebendigen Kreislauf des staatlichen Lebens nicht minder gewaltsam hemmte, nur an dem Augenblicke hing und die Gefahren der Zukunft, denen er steuern wollte, erst recht ins Leben rief.

Es war dies zugleich die Zeit, in der sich der Hauptrepräsentant dieser Richtung eines fast beispiellosen Ansehens und Einflusses bei den Monarchen und Staatsmännern Europas erfreute, die sich alle bei ihm Raths erholten, für welche alle „Wien das Mekka war, wohin sie ihre Blicke richteten, und Metternich ihr Prophet". Was aber diese Stellung zu einer ganz unvergleichlichen erhob, das war die Harmonie, in welche Metternich seine Intentionen mit den Anschauungen seines kaiserlichen Herrn zu bringen wußte, der ihm unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig den Fürstentitel verlieh, ihn in der Folge (1821) zum Staatskanzler erhob und ihn auch sonst mit Beweisen seiner Huld überschüttete.

Von Natur durchaus friedliebend wie sein Vater, sah sich Kaiser Franz von dem ersten Tage seiner Regierung an zu einer langen Reihe von Kriegen verurtheilt, die ihn gleichsam von selbst zum Vorkämpfer des alten Rechtes gegen den Anprall der dasselbe



zerstörenden Kräfte erfahen. Er sah Throne und Reiche in den Abgrund der Revolution versinken; er selbst hatte den Becher ihrer Leiden bis auf die Neige geleert. Hatte die Erfahrung Männer wie Gentz, den späteren vertrauten Gehilfen Metternichs, aus begeisterten Bewunderern der französischen Revolution zuletzt zu den erbittertsten Widersachern ihrer Grundsätze gemacht, so kann man den Eindruck ermessen, den der Gang der Ereignisse in einem Monarchen zurückließ, der infolge eines wenig lebhaften Temperamentes an sich allen Neuerungen abhold sein gutes wohlerworbenes Recht immer wieder auf die Spitze des Schwertes gestellt sah. Je bleibender diese Eindrücke waren, desto ängstlicher suchte er die geistige Strömung der Zeit, die er nur von ihrer verderblichen Kehrseite, nicht in ihren wohlthätigen Wirkungen kennen gelernt hatte, von den schwarzgelben Grenzpfählen ferne zu halten, desto mehr war auch er auf die polizeiliche Bevormundung des geistigen und politischen Lebens und auf die Erhaltung des Bestehenden bedacht, destomehr mußte ihm das System Metternichs zusagen, der nach außen jene Grundsätze vertrat, deren Befestigung nach innen sein kaiserlicher Gebieter als einen Cardinalpunkt, als eine unfehlbar wirkende Panacée ansah. Dem in harten Stürmen früh gealterten, zugleich nüchtern-praktisch angelegten und von strengem Bewußtsein absoluter Herrschermacht erfüllten Kaiser mußte naturgemäß jedes Wort von Freiheitsbedürfniß und Volksrechten entweder als hohles Pathos schwärmerischer Überspanntheit oder als böswillige Unbotmäßigkeit erscheinen, die zu bekämpfen und zu bestrafen seine Pflicht sei. Darum bezeichnen die zwanzig Friedensjahre des „franciscеischen" Österreich (1816 bis 1835), welche den zwanzig Kriegsjahren folgten, eine Periode des Stillstandes, der, an der Fortentwickelung der übrigen Staaten bemessen, allerdings einem verhängnißvollen Rückschritte gleichkam. Wenn trotzdem und trotz eines Staatsbankerottes (1811), der freilich unvermeidlich war, aber nun einmal doch so viele Existenzen für immer vernichtete, das Volk an seinem „guten Kaiser Franz" mit seltener Liebe hing und ihm in den Tagen schwerster Bedrängniß unerschütterliche Treue bewahrte, wenn insbesondere Wien den von den Franzosen Vertriebenen bei seiner Rückkehr immer wieder mit Jubel empfing und seine Wiedergenesung nach schwerer Krankheit mit überschwenglicher Freude begrüßte, so wurde diese Stimmung nicht blos durch jene tiefe Friedenssehnsucht, die nach so vielen Kriegsjahren auch die Bewohner des Reiches erfüllte, und durch das Bewußtsein gemeinsam erduldeter Leiden, welches Herrscher und Volk mit einander innig verband, sondern auch durch die Persönlichkeit des Monarchen selbst erzeugt, der in seinem musterhaften Familienleben und in der patriarchalischen Einfachheit seines Gebarens mehr den Hausvater als den Herrscher hervortreten ließ und gar oft in dem herzgewinnenden Dialecte des Wieners das rechte Wort zur rechten Zeit zu sprechen verstand. Bei aller Ideenarmuth mit scharfem Hausverstande bedacht, verband er mit der Achtung wohlerworbener Rechte und altehrwürdiger Gewohnheiten

doch auch die Thatkraft, welche eifersüchtig über die in seinen Händen ruhenden Herrscherbefugnisse wachte, allen Sonderbestrebungen, woher sie auch immer kommen mochten, energisch entgegentrat und die Einheit des Staates immerdar festhielt. Und dazu gesellte sich endlich jenes strenge Rechtsgefühl, das in dem schönen Wahlspruche des Kaisers seinen Ausdruck und in dem bürgerlichen Gesetzbuche Österreichs (1811) ein bleibendes Denkmal fand, seine Sorge für die materielle Cultur, wie sie sich namentlich in der Gründung polytechnischer Institute und in der Eröffnung neuer Verkehrswege äußerte, sowie das hohe Ansehen, das nunmehr der Staat wieder nach außen hin genoß, so daß man die allgemeine und aufrichtige Trauer begreift, welche der Tod des Kaisers (24. Februar 1835) hervorrief.

Übrigens hatte noch der alternde Kaiser die erste Erschütterung eines Systems erlebt, durch das sein Staatskanzler alles Geschehende auf eine einzige Formel zurückführen zu können vermeinte. Im Osten wie im Westen des Welttheiles traten Ereignisse ein, welche die Auflösung der europäischen Pentarchie zur Folge hatten, die Westmächte von den drei Ostmächten trennten, das Verhältniß Österreichs zu Rußland lockerten und Metternichs Theorie in Widerspruch mit unabänderlichen Thatsachen setzten.

Im Osten war es die „orientalische Frage", welche sich als die Achillesferse des Metternich'schen Systems erwies. Der Name Österreich selbst, seine centrale Stellung sowie die Richtung des mächtigen Stromes, an dem es im Laufe der Zeit hinauf- und hinabgewachsen war, deuteten auf die Mission des Staates, abendländische Cultur an die Gestade der unteren Donau zu tragen. Erst kürzlich noch hatte Erzherzog Karl während des serbischen Aufstandes auf diese Bedeutung des Orients für Österreich hingewiesen, ohne daß es ihm indessen gelungen wäre, für seine Ansicht in den maßgebenden Kreisen Propaganda zu machen. So konnte es geschehen, daß die Moldau und Walachei, ja sogar Serbien allmälig von Rußland, dem sie ihre erworbene Stellung verdankten, abhängig wurden, und daß der Einfluß des glaubensverwandten Czaren über Länder herrschte, welche durch ihre Lage eigentlich in die Interessensphäre Österreichs gehörten. Dem gegenüber war es geradezu verhängnißvoll, daß Metternich auch diese Fragen nur von dem Standpunkte jener conservativen Interessen behandelte, die hier die erste empfindliche Niederlage erleiden sollten, daß er die griechischen Hetärien mit den Carbonari auf eine Linie stellte, und daß er über die an sich wohlbegründete Sorge für die Erhaltung der Türkei die Frage, ob denn auch die asiatische Barbarei gegenüber der christlichen Cultur auf die Dauer zu behaupten sei, außer Betracht ließ. Das Resultat war die Isolirung Österreichs, während die Westmächte und Rußland den Dank der befreiten Griechen ernteten und selbst an der Pforte seit dem Frieden von Adrianopel der russische Einfluß jeden anderen überwog, ja seit dem Vertrage von Unkiar Skelessi sich bis zu einer Art Schutzherrlichkeit steigerte.



Kaiser Franz I. ertheilt allgemeine Audienz.

Was im Osten der griechische Freiheitskampf, das bedeutete im Westen für Metternichs System die Julirevolution, die den Beweis lieferte, daß der mühsam aufgeführte Bau des Wiener Congresses doch nur eine Sisyphusarbeit gewesen, und daß das Feuer, dessen Gluten man in Italien und Spanien ausgetreten zu haben wähnte, auf dem Herde selbst noch immer nicht erloschen sei. Auch hier blieb schließlich Metternich nichts übrig, als den Bürgerkönig anzuerkennen, der in directem Gegensatze zu den in der Staatskanzlei herrschenden Grundsätzen über Barricaden auf den Thron gestiegen war. Und wie ein Unglück selten allein zu kommen pflegt, so pflanzte sich wie ein Lauffeuer die revolutionäre Bewegung von Frankreich über Deutschland und die Schweiz, Italien, Belgien und Polen fort. Gelang es auch schließlich noch einmal des Brandes Meister zu werden, so legte doch das junge Königreich Belgien, das aus dem Zwitterstaate der vereinigten Niederlande ausschied, in das Congreßwerk eine neue Bresche.

Die wichtigste Folge der Julirevolution aber war die neue Constellation der Großmächte, die sich aus der verschiedenen Stellung zu ihr ergab. Dem Bunde der Ostmächte stellte sich ein Bund der Westmächte gegenüber, eine Spaltung, die zugleich den Gegensatz zwischen Absolutismus und Constitutionalismus in sich schloß. Jenen Bund der Ostmächte, der sich unter dem zwingenden Einflusse der realen Interessen gelockert hatte, von neuem fester zusammenzufügen, darauf war das Streben Metternichs umsomehr gerichtet, als die Wiedergeburt der heiligen Allianz allein Rettung gegenüber jenen revolutionären Ideen verhieß, die damals von Frankreich aus auch in Deutschland Eingang fanden und die mit dem Bestehenden unzufriedenen Gemüther in heftige Gährung versetzten. Auch der Thronwechsel in Österreich legte den Wunsch nach einer derartigen Befestigung der Allianz mit Preußen und Rußland nahe, zumal der sterbende Monarch die Beibehaltung seines Systems in Allem und Jedem empfohlen hatte und der Blick in die Zukunft des Staates keineswegs tröstlich war. — Denn Kaiser Ferdinand stand zwar bereits in reifem Mannesalter, als ihn der Tod des Vaters auf den Thron Österreichs berief; allein schwächliche Körperanlage und andauernde Kränklichkeit wirkten hemmend und störend auf seine Willenskraft und gewährten nur jener Herzensgüte Raum, die im Wohlthun die reinste Freude fand und daher dem liebreichen Monarchen bald den Beinamen des Gütigen verschaffte. So kam es, daß Kaiser Ferdinand eigentlich nur dem Namen nach regierte, dagegen für die Leitung der Geschäfte gleich anfangs in anderer Weise Fürsorge getragen werden mußte. So fiel denn, da von der Einsetzung einer formellen Regentschaft aus Rücksicht auf die Verfassung Ungarns, die eine solche Einrichtung nicht kannte, abgesehen werden mußte, die eigentliche Regierung der sogenannten Staatsconferenz zu, in welcher des Kaisers Oheim Erzherzog Ludwig und in dessen Abwesenheit der Staatskanzler Fürst Metternich den Vorsitz führte, und der außerdem als präsumtiver Thronfolger Erzherzog Franz Karl und für die

Finanzen der Staatsminister Kolowrat — Ersterer indeß nur mit berathender Stimme — angehörten. Da aber die Conferenz keinen genau umschriebenen Wirkungskreis besaß und der eigentlichen Executivgewalt entbehrte, so machte sich in dem Schoße dieser obersten Behörde bald ein Mangel an Festigkeit und Einheit geltend, den ihre eigenen Mitglieder beklagten und dem als das Resultat der rivalisirenden und eben dadurch sich paralysirenden Einflüsse Metternichs und Kolowrats eine Unthätigkeit sich zugesellte, die angesichts der



Kaiser Ferdinand I.

herannahenden großen Wende des staatlichen Lebens doppelt verhängnißvoll wirken mußte. Eben im Hinblick auf diese trüben Verhältnisse hatte Metternich bereits in den letzten Tagen des Kaisers Franz das intime Einvernehmen mit Rußland und Preußen wieder angebahnt, welches in der Zusammenkunft des alten Monarchen mit dem neuen Czar Nikolaus und mit dem Kronprinzen von Preußen zu Münchengräz (1832) seinen Ausdruck fand und aus Anlaß der Grundsteinlegung jenes Kulmer Denkmales, welches an die einstige glorreiche Waffenbrüderschaft erinnerte, durch die Teplitzer Entrevue Kaiser Ferdinands mit Kaiser Nikolaus und König Friedrich Wilhelm III. (1835) besiegelt wurde.

Aber der Bund, den die Epigonen der großen Befreiungskämpfe miteinander schlossen, war doch nur eine schwache Copie der heiligen Allianz, der es an dem Zauber der letzteren, an der Originalität gebrach. Was zunächst das Verhältniß Österreichs zu Rußland betraf, so hatte zwar den Gegensatz, der seit dem Türkenkriege von 1828 zwischen den beiden Höfen bestand, die gewaltige Erschütterung der Julirevolution, der belgischen und der polnischen Erhebung einigermaßen zugedeckt: wie vor zehn Jahren schloß man sich wieder zusammen auf dem Boden der großen Grundsätze der Legitimität; aber in der Anwendung derselben wich man nach den verschiedenen beiderseitigen Interessen fast bei jeder Frage auseinander, so daß man sich zwar in dem Wunsche, das englisch-französische Bündniß zu trennen, begegnete, aber zur Erreichung dieses Zieles völlig entgegengesetzte Wege einschlug. Und was Preußen betraf, so stand dasselbe zwar in allen conservativen Interessen auf Seiten Österreichs, aber in Bezug auf die künftige Regelung der deutschen Verhältnisse bestand zwischen den beiden Schwesterstaaten ein zwar unausgesprochener, aber darum doch nicht minder tiefer principieller Gegensatz.

Überhaupt bewährten sich die zur Erhaltung der Machtstellung Österreichs in Deutschland angewendeten Mittel auf die Dauer ebensowenig als die auf dasselbe Ziel gerichteten Bestrebungen in Italien. Das ängstliche Bemühen, in den Kleinstaaten jeden Ansatz selbständiger Entwickelung im Keime zu ersticken, zerstörte hier wie dort den Particularismus und förderte gerade das, was man mehr als alles Andere hintanzuhalten suchte, die Richtung auf das Allgemeine und Nationale. Während in Italien eben hieran, sowie an dem unüberwindlichen Mißtrauen der einzelnen Fürsten der Versuch, nach dem Vorbilde Deutschlands einen Staatenbund zu schaffen, scheiterte, trat in Deutschland unter Preußens Führung der Zollverein ins Leben, dessen hohe Bedeutung für die künftige politische Entwicklung Metternich zwar erkannte, dessen Abschluß er aber nicht zu hindern im Stande war.

Metternichs größter Stolz war die Wiener Congreßacte, die er gerne als sein Werk bezeichnen hörte, wie sie es auch in der That zum großen Theile war. Und doch nöthigten ihn seither die Verhältnisse, nicht nur manche im Widerspruche mit den Wiener Verträgen geschaffene Thatsache als solche anzuerkennen, sondern zuletzt sogar selbst an die Zerstörung seines Werkes durch jene Einverleibung Krakaus Hand anzulegen, die, an sich unvermeidlich, sich doch wie ein großes Fragezeichen am Ende seiner politischen Laufbahn ausnahm.

Länger als nach außen hat sich jenes System der Stabilität im Innern Österreichs behauptet. Für dasselbe lag selbst in der Verfassung Ungarns trotz ihres Gegensatzes zu der absolutistisch regierten westlichen Hälfte des Reiches keine Gefahr, insoweit und solange als das Interesse des magyarischen Adels, der herrschenden Classe, ebenfalls nur auf die Erhaltung überlieferter Rechte gerichtet war. Allein dies änderte sich, als allmälig in

Ungarn der Ruf nach Reformen immer lauter erhoben wurde. Gerade die Ängstlichkeit, mit der man die nothwendigsten Umgestaltungen der Verfassung immer wieder hinausschob, obgleich zuletzt alle Parteien sich in der Ansicht von der Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände begegneten, verschärfte den Gegensatz zwischen den historischen Überlieferungen des ungarischen Staatslebens und den unabweisbaren Anforderungen der Gegenwart in einem Grade, der zuletzt den jähen und völligen Umsturz der Verfassung befürchten ließ.

Auch in den alten Erblanden ließ sich namentlich seit dem Tode Kaisers Franz I. ein Umschwung des öffentlichen Lebens nicht verkennen. Die Zeiten waren vorüber, in denen Gentz von einer „geistigen Auszehrung“ sprechen konnte. Hatte man bisher nach langwierigen Kriegen die Ruhe in vollen Zügen genossen, so sehnte man sich nun auch nach geistiger Nahrung. Selbst in dem „Capua der Geister“ war dies der Fall, wie dies unter anderem die Gründung des juridisch-politischen Lesevereines und die des nieder-österreichischen Gewerbevereines beweisen. Verwundert horchte das Ausland auf, als aus dem sonst so stillen Österreich jene ungewohnten Lieder ertönten, in denen ein Wiener Poet auf seinen Spaziergängen dem tiefen Kummer Ausdruck gab, der ihm, gleich so vielen anderen patriotisch denkenden Männern, das Herz bedrückte. Bald entstand auch eine eigene österreichische politische Literatur, die, außerhalb Österreichs gedruckt, doch hauptsächlich von Österreichern geschrieben war und hauptsächlich in Österreich gelesen wurde, so das berühmte anonyme Buch: Österreich und dessen Zukunft, dessen Verfasser Freiherr von Andrian war, und die von J. Kuranda in Leipzig gegründeten „Grenzboten“. Während die Regierung bei dem deutschen Bunde das ganze Gewicht ihres Einflusses in die Wagschale legte, um den Liberalismus in den kleineren Staaten zu unterdrücken, war sie durch alle Maßregeln einer argusäugigen polizeilichen Überwachung und Absperrung nicht im Stande, das Eindringen desselben in den eigenen deutschen Erblanden zu verhindern, und zugleich zeigten sich auch in den Ständeversammlungen, deren Wirksamkeit vorlängst auf das nichtige Formelwesen der sogenannten Postulaten-Landtage herabgesunken war, die ersten Regungen einer wiedererwachenden Theilnahme an den Angelegenheiten des Staates und des Gemeinwesens. Das Schlimmste aber, was unter solchen Umständen geschehen konnte, war, daß die Regierung allmälig den Glauben an sich selbst und an die Unfehlbarkeit ihres Systems verlor, ohne in sich jene Kraft zu finden, um der aufdämmernden Selbsterkenntniß gemäß zu handeln. Es blieb Alles beim Alten. Man verkannte nicht die Zeichen der Zeit, aber man fühlte sich zu schwach, um unter diesem Zeichen zu siegen.

Die Regierten, so lange und so ängstlich abgeschlossen von dem frischen Luftstrome des öffentlichen Lebens, befanden sich in dem Zustande politischer Anämie, die dem geschwächten Staatskörper bei dem Ausbruche innerer oder äußerer Stürme schwere Erkrankung prognosticirte. Dem aus langjährigem Geistesschlummer erwachten Österreich

mußte es daher nachmals wie jenem Epimenides ergehen, der sich erst langsam in der veränderten Welt um ihn her wieder zurecht fand. Der Mangel politischer Erziehung hat sich namentlich an dem deutschen Volksstamme in Österreich gerächt, der sich in einem wesenlosen Kosmopolitismus gefiel und dem daher im Revolutionsjahre die Führerrolle entglitt, auf welche ihm seine vorragende Bildung sonst wohl den Anspruch verlieh, gegenüber den anderen Völkern des Reiches, denen, wie den Ungarn, der politische Instinct als das Erbtheil ihrer alten Verfassung oder wie diesen und den slavischen Stämmen jenes sich mächtig regende nationale Bewußtsein zustatten kam, das ihren Bestrebungen einen lebensvollen, positiven Inhalt verlieh. Eben in diesen keimenden nationalen Gegensätzen lag für das kinderreiche Staatswesen die Gefahr eines Familienhaders, der alle anderen Gegensätze und Gefahren überwog. Nur in einem Punkte waren zuletzt alle Stände und alle Völker des Staates einig: in der Überzeugung von der völligen Unhaltbarkeit des alten Zustandes der Dinge. Es lag, wie man mit Recht betont hat, in diesem gänzlichen Bruche mit der Vergangenheit der Vortheil, daß sich für eine neue politische Schöpfung ein vollständig freier Raum darbot, aber auch der Nachtheil, daß ein ruhiger Übergang von den alten zu den neuen Zuständen nicht zu erwarten stand, daß vielmehr auch in Österreich die Revolution es war, welche die alte Ordnung der Dinge zertrümmerte und dadurch den Raum schuf zu dem Neubau unseres Staates.



Das Jahr 1848 setzte den angesammelten Zündstoff in Flammen. Von Paris aus hielt die Revolution neuerdings ihren Umzug durch Europa. Auch die habsburgische Monarchie wurde in die Wirbel dieser Bewegung gezogen; nach außen wie im Innern ging Österreich den schwersten Krisen entgegen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, an dieser Stelle den weiteren Verlauf dieser Krisen, die erst in dem österreichisch-ungarischen Ausgleiche ihren Abschluß fanden, im Einzelnen zu verfolgen, da die Verfassungsgeschichte an einer anderen Stelle dieses Werkes eingehend gewürdigt werden soll. Wir müssen uns damit begnügen, nur noch in aller Kürze jener Wandlungen zu gedenken, denen die inneren Verhältnisse und die äußeren Beziehungen unseres Staatswesens bis zur Gegenwart unterlagen.

Die Revolution durchtobte im Jahre 1848 alle Theile der Monarchie. Vor Allem brach in dem entfesselten Sturme mit Metternichs Sturze zugleich die von diesem begründete alte Ordnung der Dinge zusammen. Während die Čechen in Prag, die Ungarn in Pest — letztere ihre avitische Verfassung im Sinne des modernen Staates weiter entwickelnd — eine nationale Regierung anstrebten, die Italiener die Gelegenheit gekommen glaubten, mit Hilfe Sardiniens, ein einheitliches Italien zu schaffen, und auch in Galizien nationale Regungen die Oberhand gewannen, forderten die Deutschen eine Constitution,

die, in den Märztagen zugesagt, zuerst in der Verfassung vom 25. April ihren Ausdruck fand, sodann aber (im Mai) dem constituirenden Reichstage zur Berathung überwiesen wurde, und wählten Abgeordnete zum Frankfurter Parlamente, welches Deutschland zu einigen und ihm in dem Reichsverweser Erzherzog Johann ein Oberhaupt zu geben bemüht war. Allmälig stiegen die Fluten der Bewegung immer höher. Schon kam es in Wien und Prag zu Barricadenkämpfen, während in Ungarn ein Bürgerkrieg ausbrach. Die Aufstände vom 15. Mai und 6. October — dem Tage der Ermordung des Kriegsministers Latour — bewogen den Kaiser wiederholt seine Residenz Wien zu verlassen und sich zuerst nach Innsbruck, später nach Olmütz zurückzuziehen.

Es war, als ob der Stern Österreichs vom Himmel fallen und aus seinen Trümmern eine Anzahl kleinerer Welten sich bilden sollte, jede mit ihrem besonderen Schwerpunkte und mit besonderen Gesetzen der Bewegung. Nur einen Ort gab es noch, an welchem der Glaube an Österreichs Stern nicht erloschen war. Es war dies die in Italien kämpfende Armee, die unter des greisen Vaters Radetzky Führung Ruhm und Sieg von neuem an das hochgehaltene schwarzgelbe Banner zu knüpfen wußte und von der daher unser großer heimatlicher Dichter mit vollem Rechte sagen konnte: „In deinem Lager ist Österreich".

Mitten in diesen Wirren dankte Kaiser Ferdinand ab und den Thron bestieg Franz Joseph I. sein Neffe, unser allergnädigster Herr, dessen jugendliche Thatkraft und fester Wille die Bürgschaft einer bedeutungsvollen Zukunft in sich schloß. Die nächste Aufgabe war, die revolutionären Bewegungen zu unterdrücken. Nachdem bereits zuvor Windischgrätz in Böhmen die Ruhe wieder hergestellt und Wien eingenommen hatte, wurde der nach Kremsier verlegte Reichstag aufgelöst und zunächst eine octroyirte Verfassung proclamirt. Den wieder entbrannten Krieg mit Sardinien führte der unvergleichliche sechstägige Feldzug Radetzkys einem siegreichen Ende zu und auch in Ungarn wurde der Krieg mit russischer Hilfe zu Gunsten Österreichs entschieden. Der revolutionäre Vulcan hatte ausgetobt, aber unter seinen Lavaströmen die politische Freiheit begraben. Von einem constitutionellen Leben konnte für die nächste Zukunft nicht die Rede sein. Die octroyirte Verfassung vom 4. März 1849 wurde am Sylvesterabend des Jahres 1851 sistirt. Wie überall in Europa, machte sich auch in dem durch die vorausgegangenen Stürme müden Donaureiche als natürlicher Rückschlag gegen die Ideen der Volkssouveränetät der staatliche Absolutismus geltend. Es war in der ganzen Lage der Dinge begründet, daß sich dieser Absolutismus vor Allem auf die Armee zu stützen suchte und erst im Zusammenhange mit der fortschreitenden Beruhigung der Provinzen allmälig einen mehr bureaukratischen Charakter annahm, wozu sich weiterhin die Absicht gesellte, sich durch mächtige Zugeständnisse an die Kirche auch deren Unterstützung bei dem beginnenden Versuche der Nivellirung des nationalpolitischen Lebens zu versichern.

Doch der Versuch, das Reich auf absolutistischem Wege zu centralisiren, mißlang. Daß dies der Fall war, wurde zum Theile wenigstens durch die äußere Lage des Staates veranlaßt. Durch Radetzkys Siege war die frühere Machtstellung Österreichs und dessen Besitzstand in Italien von neuem befestigt worden und auch in Deutschland kehrte man, nachdem sowohl das Werk des Frankfurter Parlaments, die Errichtung einer erblichen Kaiserwürde und die Übertragung derselben auf den König von Preußen, an der Abneigung Friedrich Wilhelms IV. als auch der preußische Unionsversuch an der Eifersucht der Mittelstaaten und an dem bewaffneten Widerstande Österreichs gescheitert war, noch einmal auf den Rechtsboden des alten Bundesstaates zurück. Weder die „kleindeutsche", noch die „großdeutsche" Partei sah ihre Wünsche in Erfüllung gehen, weder der engere Bund unter der Führung Preußens, noch Schwarzenbergs „Siebenzigmillionenreich" zeigte sich ausführbar. Die deutsche Frage blieb ungelöst, weil sie unlösbar war. Die Kluft, welche die Jahre 1849/50 zwischen den beiden deutschen Großmächten aufgerissen hatten, wurde für den Augenblick durch jene conservativen Interessen überdeckt, die sie miteinander und mit Rußland verbanden, welch letzteres, da sein Eingreifen bei der Wiederherstellung der alten Ordnung den Ausschlag gegeben, sich zur tonangebenden Macht im Osten erhob.

Da sah sich mit einem Male Österreich durch die orientalische Frage vor die Alternative gestellt, entweder durch die Parteinahme gegen Rußland den Bundesgenossen jüngstvergangener Zeit oder durch die Preisgebung der Pforte sein eigenes Interesse verleugnen zu müssen. Zwar war Österreich von jenem Undanke weit entfernt, von dem einst Schwarzenberg bemerkt haben soll, er werde die Welt in Staunen versetzen, vielmehr auf die Herbeiführung einer friedlichen Vermittlung redlich bedacht. Aber dadurch, daß diese mißlang, trat ein Conflict zwischen der Pflicht der Dankbarkeit und jener der Staatsraison ein. Der Krimkrieg und die Stellung, welche Österreich in demselben infolge jener Collision einander widersprechender Rücksichten einnahm, hat ihm nicht nur das grollende Rußland, sondern auch die enttäuschten Westmächte entfremdet und zu einer Isolirung des Staates geführt, die vor Allem Sardinien bei dem erneuerten Versuche einer Hinausdrängung Österreichs aus Italien zu statten kam, und dies umsomehr, als durch den Bruch zwischen Österreich und Rußland die letzten Pfeiler, auf denen bis dahin noch die Grundsätze der heiligen Allianz geruht hatten, gerade in dem Augenblicke zusammenstürzten, in welchem der neue Machthaber an der Seine die gegen sein Haus gerichteten Verträge von 1815 zerriß und an deren Stelle das Princip der Nationalität als Parole der Zeit ausgab.

Der unglückliche Waffengang in Italien 1859 kostete Österreich den Besitz der Lombardei und seine Stellung als Vormacht auf der apenninischen Halbinsel ging an Sardinien oder, was bald damit gleichbedeutend sein sollte, an das Königreich Italien über. Aber zugleich lud das schwere Verhängniß, das die vor kurzem noch so siegreichen



Feldmarschall Graf Josef Radetzky.

österreichischen Waffen trotz einer selbst von dem Feinde bewunderten Tapferkeit bei Magenta und Solferino ereilte, die regierenden Kreise zur Einkehr bei sich selbst ein und schärfte den Blick für die vorhandenen Mängel des staatlichen Lebens, sowie für die Mittel, die erlittenen Wunden zu heilen. Denn die bedrängte äußere Lage des Reiches, sowie der Druck einer lawinenartig anschwellenden Schuldenlast heischte eine Zusammenfassung und eine Ausnützung der vorhandenen Kräfte, wie sie nur die Opferwilligkeit der Völker selbst

und ihre freudige Mitwirkung an den Aufgaben des Staates zu entfesseln vermochte. Der Boden des Absolutismus wurde verlassen; der Monarch faßte den hochherzigen Entschluß, seine Machtbefugnisse mit seinen Völkern zu theilen. Im Laufe des Jahres 1860, unter dem Ministerium Goluchowski erfloß das October-Diplom, welches dem Reiche eine Repräsentativ-Verfassung gab. Das October-Diplom bedeutete für Ungarn die theilweise Wiederherstellung seiner alten Verfassung, für die österreichischen Kronländer wurde der Schwerpunkt in die Landtage verlegt. Daher stieß dasselbe in der westlichen Hälfte der Monarchie auf den Widerspruch der centralistisch gesinnten Partei, der das föderalistisch angehauchte Diplom zu weitgehend schien, und auf den Widerspruch Ungarns, welches sich auf den Boden der Rechtscontinuität stellte und seine ganze avitische Verfassung einschließlich der Modificationen des Jahres 1848 verlangte. Unter diesen Verhältnissen gewann innerhalb der leitenden Kreise zunächst jene Partei die Oberhand, welche den seit 1848 herrschenden Ideen, wenigstens insofern es sich um die Centralisirung des Reiches handelte, zugethan war, während sie freilich den absolutistischen Formen, in denen dieselbe gehandhabt wurde, abhold war. An die Stelle des October-Diploms trat 1860 unter dem Ministerium Schmerling das Februar-Patent, der Form nach blos die specielle Durchführung des ersteren, in Wirklichkeit der Ausgangspunkt des Versuches, die Monarchie statt wie bisher auf absolutistischer Grundlage, nun vielmehr auf constitutionellem Wege zu centralisiren. Wie jener frühere Versuch so ist auch dieses System gescheitert, da es nicht stark genug war, um den Eintritt der Ungarn in den sogenannten weiteren Reichstag zu erzwingen und den Austritt der Čechen aus dem engeren hintanzuhalten, während zugleich auch der Versuch, durch Wahrung österreichischen Einflusses in Deutschland den deutschen Einfluß in Österreich zu erhöhen, mißlang. Noch einmal wurde die Verfassung sistirt, noch einmal (unter dem Ministerium Belcredi) kehrte man auf den Standpunkt des October-Diploms zurück. Da führten die Ereignisse des Jahres 1866 eine plötzliche Wendung herbei; wie vor sieben Jahren Solferino, so brachte jetzt Königgrätz die Verfassungsfragen in raschen Fluß.

Längst drängte das fortgesetzte Ringen Österreichs mit Preußen um die Hegemonie in Deutschland einer Entscheidung entgegen, umsomehr als ersteres die Einbuße an Macht, die es im Süden der Alpen erlitten, durch erhöhten Einfluß im Norden derselben auszugleichen bemüht war, während anderseits das Vorbild Italiens, das den Traum nationaler Freiheit sich erfüllen sah, auch in Deutschland die Hoffnung nationaler Einigung wachrief. Daß diese Einigung nicht auf dem Boden des alten Bundes gedeihen könne, war ebenso klar, als daß dieses Ziel nur durch die friedliche Verständigung der beiden deutschen Vormächte oder durch den Sieg der einen derselben über die andere erreicht werden könne. Nun war aber der letzte Versuch einer Verständigung auf dem Fürstencongresse zu Frankfurt



Vice-Admiral Freiherr Wilhelm von Tegetthoff.

gescheitert und das in großdeutschem Sinne geplante Verfassungswerk, da Preußens Betheiligung an demselben nicht zu erreichen war, ein Torso geblieben. Bald schob auch der dänische Krieg den Bundestag, auf welchem bisher die Interessen der mittleren und kleineren Staaten ihre natürliche Vertretung gefunden hatten, factisch bei Seite, so daß auch in dieser Hinsicht die Entscheidung in den Händen der beiden Großstaaten lag. Aber auch diese standen sich nach kurzer Waffenbrüderschaft feindlicher als je gegenüber, bis endlich das Condominat der gemeinsam eroberten Herzogthümer und der leoninische Vertrag

von Gastein in das Geflecht ererbter Gegensätze und unausgeglichener Ansprüche den gordischen Knoten schlang, den nur noch das Schwert zu durchhauen im Stande war.

Der Krieg des Jahres 1866 sah noch einmal die deutschen Mittelstaaten im Bunde mit Österreich, während die Verwandtschaft der Interessen Preußen die Bundesgenossenschaft des jungen Königreichs Italien eintrug. „Der Krieg von 1866 bildet den Abschluß eines hundertjährigen Kampfes. Benedek stand in Wahrheit gegen Friedrich den Großen zu Felde.“ Der Sieg Preußens bei Königgrätz besiegelte den Untergang des aus den Trümmern des alten Reiches neugebildeten Bundesstaates. Österreich schied nun auch formell aus dem Verbande eines Staatswesens aus, aus dem es selbst hervorgegangen war, als dessen vornehmstes Glied es einst gegolten, mit dessen Hilfe es beharrlich an seiner selbständigen Größe und Macht gebaut hatte.

Aber auch für die Machtverhältnisse Italiens wurde der Tag von Königgrätz entscheidend. Wohl hatten bei Custozza der Sohn des Helden von Aspern und dessen wackere Krieger der Welt den Beweis geliefert, daß in der österreichischen Armee jener Geist noch nicht erstorben sei, der einst Radetzky und dessen Heer an derselben Stelle zu gleich glänzendem Siege geleitet hatte, und auch die österreichische Flotte, diese jugendliche Schöpfung des Erzherzogs Max, hatte sich bei Lissa unsterblichen Ruhm unter der Führung Tegetthoffs, jenes Seehelden erstritten, der sich gleich seinem beherzten Geschwader an Faraguts Wahlspruch: „Hölzerne Schiffe, eiserne Herzen“ hielt. Aber die Wendung, welche der Kampf auf dem nördlichen Kriegsschauplatze nahm, hatte die eigenthümliche Folge, daß, obgleich der italienische Krieg mit einem Siege der Österreicher begann und mit einem Siege derselben endigte, zuletzt der Preis des Kampfes, Venetien, durch Napoleons III. Vermittlung an das Königreich Italien überging. So hatte ein Krieg über die Doppelstellung Österreichs in Deutschland und Italien entschieden; hier wie dort sah es sich aus jenen Außenwerken verdrängt, die es dereinst zur Sicherung seiner Macht geschaffen und von denen aus es lange Zeit hindurch einen imponirenden Einfluß auf die Geschicke Europas geübt. Aus bereits halbverlorenen Stellungen wich es schweren Herzens zurück; denn das Scheiden aus tausendjähriger Verbindung einerseits, der Verzicht auf liebgewordene Traditionen anderseits konnten für die davon Betroffenen nicht schmerzlos sein. Aber was unter den betäubenden Eindrücken des ersten Augenblickes von Manchen als ein schweres Unglück und als ein kaum zu ersetzender Verlust empfunden wurde, erscheint den Epigonen in milderem Lichte. Wenn auch zunächst im eigenen Interesse, hatte bisher Österreich in Deutschland wie in Italien einen Zustand des Gleichgewichtes geschaffen und denselben vor französischer Überflutung so lange bewahrt, bis für beide Länder die Stunde nationaler Wiedergeburt schlug und damit zugleich die Kraft der Selbsterhaltung erstand. Österreich hatte der Erfüllung dieser Aufgabe schwere Opfer



Kaiser Franz Joseph I.

gebracht, es hatte darüber nicht selten seine besten Kräfte erschöpft und zersplittert und war zuletzt bei alledem doch mehr der gebende als der empfangende Theil. Nun aber hatte es nach dieser Seite hin seinen historischen Beruf erfüllt und konnte seine ganze Kraft ungetheilt jenen Aufgaben widmen, die ihm die innere Lage der Monarchie stellte und zu denen es seine providentielle Stellung im Osten Europas einlud.

Nach außen hin wirkte das Jahr 1866 wie ein reinigendes Gewitter. Weit mehr als früher richtete fortan das Ausland vertrauend den Blick auf die habsburgisch-lothringische Monarchie, die rascher, als man erwarten durfte, eine achtunggebietende Stellung wieder gewann und aus früherer Isolirung als vielumworbene Macht hervorging. Schon hat die Monarchie in Erfüllung des Mandates, mit dem sie das Vertrauen Europas bekleidete, durch die Besitzergreifung Bosniens und der Hercegovina inmitten jener Länder festen Fuß gefaßt, über deren endgiltiges Schicksal es dereinst sein gewichtiges Votum mit abzugeben berufen sein wird.

Im Innern erkannte man die Nothwendigkeit, die Quelle häuslichen Haders durch ein festes Abkommen zu schließen. Auf Grundlage der pragmatischen Sanction und der dualistischen Regierungsform fand der Ausgleich zwischen Ungarn und der westlichen Reichshälfte statt. An die Stelle Österreichs trat nun die „Österreichisch-ungarische Monarchie" in das Concert der europäischen Staaten ein, als eine harmonische Verbindung zweier Theile, von denen keiner mehr das verknüpfende Band lockern oder straffer ziehen will, deren Gedeihen vielmehr auf wechselseitiger Eintracht und einmüthigem Zusammenwirken beruht, eingedenk des erhabenen Wahlspruches: Viribus unitis!

